

FORVM

KULTURELLE FREIHEIT / POLITISCHE GLEICHHEIT / SOLIDARISCHE ARBEIT

XLII. JAHR

WIEN, DEN 9. JUNI 1995

NR. 496-498

Gerhard Oberschlick	Wer, wenn nicht wir? Minister Larifari. Wie man eine Partei ruiniert	44
Francesca Ferraris	Unumschränkt solidarisch: 25 Jahre ai Österreich	46
Hilde Zaloscer	Tiefsinn statt Wahrheit. Note zu Heidegger	47
Michael Guttenbrunner	Nach 50 Jahren	48
Heide Schmidt	Gruß ans Exil aus dem Untergrund	49
Jakov Lind	Jeder Tag ein Freudentag. Oder: Das 1. Gebot	50
Terezija Stoisits & G.O.	Liebe Leute!	51
Karl Pfeifer	Rückkehr nach Österreich als Spätheimkehrer	52
Madeleine Petrovic	Warum die Grünen die Hetze gegen das ›Tatblatt‹ nicht mitmachen	54
P.S.	Warum das FORVM die Hetze der Grünen nicht mitmacht	55
Wolfgang Purtscheller u. A.	›Der Dritte Mann.« Obszöne Telephonate	56
Derselbe o. A.	Bomben oder Seifenblasen	57
Corrado Castelli	Wie man Masten sprengt und warum man Bomben legt	60
FORVM-BERUFSBERATUNG / BESUCHE BEI FREUNDINNEN / GEHEIMTIPS: LOKALE		62
Bombenbastler, Detektiv, VAPO-Anwalt, VAPO-Mitglied FORVM, Journalist, AULA-Herausgeber		
Elisabeth Kmölniger	Der kleine Reitersmann	69
Michael Graf	Der kleine Kaffeehaus'sitzer	70
Martin Graf	Abgeordneter Ffff und der kleine Wohnungsmakler	70
Hermann Bahr	Der gemütliche Beislwirt. Pilot sein in Wien	72
Daniela Lang	Die resche Kellnerin. Kein Abschluß unter dieser Nummer	72
Heiner Fürst	Onkel Klestil macht Quatsch. Mit P.S.	75
Andreas Mayer & Klaus Taschwer	›Rassismus‹ im Museum	76
Francesca Ferraris & Sabine Wagner	›Europäischer Vorzug‹	82
Johann Öler, Neu= Alter und Neuer Schreib= Calender und Allmanach		82
Sebastian Frank	Weltbuch: spiegel vnd bildtniß des gantzen erdbodens	83
Hieronymus Köhler	Art, Gestalt, Leben und Bräuche der Edelleute von Calicut	84
Sven Papecke	Wie weiter mit Europa?	88
Elisabeth Kmölniger	Dank u veel voor het hartelijke Onthaal	89
Konrad Paul Liessmann	›Das Prinzip Auschwitz‹. Über Günther Anders	92
Gerhard Oberschlick	Lob der Unangenehmheit. Über Denselben	95
Günther Anders	Schluß einer Diskussion, Nichtgehaltene Grabrede, Bad Ischl.	
Derselbe	Die Beichte, Emigration, Über einen Fehler unsrer Tugend	
Gerhard Oberschlick	sie Haider, sie! Mit kleiner Aufmerksamkeit	100
Diskussion:	Marie Thérèse Kerschbaumer, Konrad Paul Liessmann, G.O.	102
Gerald M. Baumgartner	Fffferwandlung	104

VERBOTSGESETZ / WAFFENGESETZ / KRIEGSMATERIALGESETZ / IMPRESSVM 43

BILLETS DOUX / WAS SAGT DENN DER STAATSANWALT / ZU DIESEM BÜNDEL SACHVERHALT?

Gifte erkennen, Gifte vermeiden – der neue Daunderer

Mehr und mehr Schadstoffe bewirken bei immer mehr Menschen Allergien, Depressionen, Immunschwäche und andere »zivilisationstypische«

Krankheiten. Der umfassende Ratgeber »Gifte im Alltag« beschreibt eine Vielzahl dieser Schadstoffe unter zwei Aspekten:

Unter dem Stichwort des Giftes wird beschrieben, wo der Stoff vorkommt und welche Gesundheitsschäden er hervorrufen kann; unter den Stichworten von Krankheiten und Krankheitssymptomen werden mögliche Gifte als Verursacher aufgelistet.

»Wer viel über Umweltgifte weiß, geht ihnen ganz selbstverständlich aus dem Weg.

Nur Wissen und Vorbeugen führt zu bester Gesundheit.« (Max Daunderer)

Der Autor:

Max Daunderer, geb. 1943, Dr. med., Dr. med. habil., ist Internist in München und einer der bekanntesten Klinischen Toxikologen Deutschlands.

Die Ächtung des Amalgams als Zahnfüllung ist mit seinem Namen verbunden.



253 Seiten. Broschiert DM/sFr 29,80 / öS 233,-
ISBN 3-406-39186-9

Verlag C.H. Beck

Wer, wenn nicht wir?

»Schützt Euer Land selbst!«
Hans Lebert, 1992

Exil-FORVM, Amsterdam 1998

Wir waren also dort, am 12. April, präsentierten die vorige Ausgabe und beratschlagten die europäische Lage:

Den wachsenden Rechtsextremismus mit nationalsozialistischem Kondensationskern in Österreich; einer Viertel-Partei, die keine mehr sein mag, sondern nur mehr, wie ihr Vorbild, »Bewegung«. Jetzt verlegt sie ihr organisatorisches Hauptquartier – zentrale Datenbank, Zeitungs- und elektronisches Archiv, Mitgliederlisten, sämtliche parteiinternen Unterlagen – ins Parlament; das Lokal der bisherigen Parteizentrale wird zum »offenen« blauen Haus »für das Volk«. – Mitwirkende der Beratung:

Tara Varmer, Abgeordnete, Grün-Links; Paul Groot, »Media Matic«; N. Kaufmann, Professor für Politologie, USA. Madeleine Petrovic, Obfrau der Grünen; Robert Menasse, Schriftsteller; Elisabeth Menasse, Juristin; die Redaktion des Exil-FORVM: Evelyn Kunschitz, Ärztin; Gerd Meijerdink, Kunsthistoriker; Maria Windhager, Juristin; sowie der Herausgeber.

In der Lage-Beurteilung waren wir uns rasch ziemlich einig. Bei den Maßnahmen spießte es sich, nicht zwar an einer Verschiedenheit der Meinungen, sondern weil uns nicht so viel einfiel, was wir unmittelbar tun könnten.

So vereinbarten wir, fürderhin kooperieren zu wollen: mit weiteren Meinungs- und Kunst-Austauschen zwischen hiesigen und dortigen Grünen sowie uns und dem *Amsterdams Instituut voor Schilderkunst*, das unsere – situationsgerecht in Koffern mitgebrachten und von unserer Kuratorin Evelyn Kunschitz zusammengetragenen – Kunstwerke gemeinsam mit dem Exil-Heft in der *Galerie de Verdieping* ausgestellt hatte. Die Vernissage war öffentlich, reichlich überlaufen und wird noch zu besprechen sein.

Das *Instituut* hat Verbindungen bis Kanada und China, ist interessiert an hiesigen Referenten zu Themen der Kunst-Theorie, die wir vermitteln können; wir könnten deren internationale Kunst hierher bringen und wiederum hiesige dorthin. –

Das vorliegende Heft – ein Defizit

Es sollte, wie die vorigen zwei, 20 Seiten umfassen; es hat 64, von Seite 41 bis 104 (der Jahrgang wird durchpaginiert), weil es beim Backen aufging wie Dampfnudeln, die bekanntlich aus Gernteig sind; seine Elemente scheinen mir für die Beurteilung der Lage in Österreich unverzichtbar:

- Partei- und Minister-Schätzung zuerst;

- Maßstäbe von Probität und Wahrheitsfindung, die für die Politik nicht minder gelten, von E- und Remigranten dargeboten;

- sodann die aktuelle Gewalt-Thematik in der heimischen Politik, »Tatblatt«, die Ungereintheiten von Ebergassing;

- Auszüge aus dem geheimen Tagebuch unserer Feldforschung in den Gefilden rechtsradikaler Eingeborenen.

Die zwei letztgenannten Abschnitte enthalten eine gröbere Anzahl von recherchierten und größeren

Sachverhaltsdarstellungen,

die wir der Oberstaatsanwaltschaft Wien zuleiten, mit der Bitte um Verteilung an die jeweils zuständigen Staatsanwaltschaften. Zu klären wäre (unter anderem, das sehen die Qualifizierten dann schon):

- Haben alle Richter des Obersten Gerichtshofes, die für Strafsachen zuständig sind, von einem Anwalt ein Buch erhalten, das beschlagnahmt ist, weil es den Tatbestand der Wiederbetätigung verwirklicht? Wenn ja:

- Besteht für Beamte die Verpflichtung, Offizialdelikte, von denen sie wissen, der Staatsanwaltschaft zur Kenntnis zu bringen? Wenn ja:

- Ist das geschehen? Wenn ja:
- Warum ist der Anwalt nicht angeklagt worden, sondern bloß mit Anfang 1995 in den Ruhestand getreten?

- Ferner werden die Äußerungen eines freiheitlichen Abgeordneten ebenso zu prüfen sein, wie diejenigen des AULA-Herausgebers dessen Prozeß, den Wolfgang Neugebauer (Dokumentationszentrum des Österreichischen Widerstandes) in Fahrt gebracht hat, entscheiden könnten.

Selbst hieran gemessen, sind die Kontakte des Detektivs, der uns manche Türe geöffnet hat – danke! –, zu VAPO- und F-Bewegung trotzdem so wenig geringzuschätzen, wie die Vortragstätigkeit eines Beamten, der im Innenministerium mit Fremden zu tun hat, in der Villa Roßkopf. Es mag selbst in Österreich noch ein Sensorium existieren für Unvereinbarkeiten mit straf- oder wenigstens dienstrechtlicher Relevanz. Jedenfalls fragt sich, wozu wir uns eine StaPo halten und zahlen, wenn sie von den Rechtsextremitäten, die wir da präsentieren, nichts wissen sollte; noch mehr erhebt sich die selbe Frage, falls sie das alles ja wissen sollte – warum zieht sie die Leute dann denn nicht ein? Hat das vielleicht so ähnliche Gründe, wie sie dafür zu vermuten sind, daß Herr Neworal mit Zuständigkeit für Fremde weiter

im Amt ist, wiewohl er bei Roßkopf mit Konrad Windisch, dem Agathenhofer Thierry und Otto Scrinci verkehrt, was politisch gedeckt und völlig unbedenklich sein dürfte, wo doch die Gattin eines freiheitlichen Bundesministers a.D. und Abgeordneten, Elisabeth Ofner, dort teilnimmt.

Warnung des Herausgebers

Hinten gibt's Geschichte und Theorie. Die mutmaßlichen rechtsextremen Mörder verwechseln zu gern ihre Opfer. Dies zeigte zuletzt die Erschießung eines harmlosen Musikanten, für den verhängnisvoll gewesen sein dürfte, in der Nacht des 7. April in Ried im Innkreis unserem Wolfgang Purtscheller geähnelt zu haben. Der Herausgeber wird so häufig verwechselt, wie es Dutzend-Gestalten halt geht. Demgemäß fühle ich selbst mich sicher. Anders Ignaz R. Härtel, also Reinhold, der Redaktionsschelm. Er war unterwegs in der Nazi-Szene, er ist dort – in zwar wechselnder, jedoch unzureichender Tarnung – von Angesicht bekannt. Für ihn brauche ich eine neue Wohnung, ferner Geld für weitere Recherchen sowie unmittelbar für die Existenz des FORVM. Hilfe.

Wer 1000 Schilling spendet, bekommt als Dankeschön eine Tonband-Kassette (wer mehr gibt, kriegt, je nachdem, etwas von Günther Anders dazu), enthaltend ca. 34 Minuten Medienjournal mit dem schönen Thema FORVM, gestaltet von Franz Richard Reiter, gesendet am 21. April um 18.20 im Abendjournal von Ö1 unter der Redaktion von Ernest Hauer. Da loben aufs FORVM lustig drauflos: Rudolf Burger, Michael Häupl, (unvermeidlich) Günther Nenning, Klaus Nüchtern, Madeleine Petrovic, Hans-Henning Scharsach, Johannes Mario Simmel, Alfred Worm, Helmut Zilk und, heftig grüßend, Euer alter G.O.

FORVM

Internationale Zeitschrift für kulturelle Freiheit, politische Gleichheit und solidarische Arbeit, begründet 1954 von Friedrich Hansen-Loeve, Felix Hubalek, Alexander Lernet-Holenia und Friedrich Torberg; fortgeführt von Günther Nenning 1966-1986.

Medieninhaber/Verleger und
Herausgeber Gerhard Oberschlick
Fax/Phon 523 8368

Je lieferbares Heft öS 30/DM 5/sFr 4,50
Abonnement: 6 Ausgaben, unregelmäßig,
öS 180/DM 30/sFr 27, nicht rückzahlbar,
auch nicht im Falle der Einstellung.

• Bestellung bitte durch Einzahlung •

Innert Österreichs: P.S.K. 7514.001
Aus den Ausländern: Postbank München
-Konto Nr. 1208 52-801 · BLZ 700 100 80
Hersteller: Typographische Anstalt
1190 Muthgasse 56

Redaktion und Verlag:
A-1070 Wien, Museumstraße 5 □

G. O.

Minister Larifari

4 Anschreiben, 1 Aktennotiz
Postscriptum und Notabene mit 3 Fußnoten

Herrn Staatssekretär und
Bundesminister designatus
für Inneres
Caspar Einem persönlich

(1) BKA Fax: 53 55 656 6.4., ca.15.20
(2) BMfI Fax: 53126 2240 7.4., ca.14.10

Wien, 6. April 1995

Betrifft: SchubhäftlingInnen, Aufent-
haltsverbote – Sanierung

Lieber Freund p.t.!

Wir haben uns nie näher kennenge-
lernt; ich erinnere mich aber gerne an Dei-
ne freundliche, ruhige Hilfsbereitschaft in
der Arena 76, wo ich die Bestimmtheit
Deiner Interventionen mit Sympathie be-
obachtet habe. Falls Du derselbe geblieben
bist, ist mir um die Zukunft Deines neuen
Ressorts nicht bange, obwohl es mutmaß-
lich das schwierigste von allen ist.

Du hast die schöne Aufgabe, Öster-
reichs guten Ruf als Rechtsstaat und si-
cheres Drittland wiederherzustellen. Das
ist möglich, und sogar mit fast allen Beam-
tInnen, die in den sensiblen Bereichen
Deines neuen Ressorts bisher gewütet ha-
ben: Sie werden keinem dezidierten politi-
schen Willen ernstlich Widerstand leisten,
nicht einmal Deinem.

Es wird aber auch notwendig sein, die
anhängigen Fälle von Schubhaft und be-
reits verhängten, sogar schon rechtskräfti-
gen Aufenthaltsverboten auf ihre Verfas-
sungsgemäßheit zu überprüfen. Verletzun-
gen der Artikel 3, 8 EMRK müssen re-
vidiert werden; auch bei der Frage, ob Abge-
schobene in der Türkei und in Serbien
überhaupt noch leben und wie lange sie
noch gefoltert werden, kann die Republik
nicht aus der Verantwortung entlassen
werden.

Daher rege ich an, daß Du – gemäß
dem Gedanken, der dem Grundrechtege-
setz zugrundeliegt – eine Kommission be-
stellst, deren Aufgabe es sein soll, die ge-
nannten Aufräumungsarbeiten durchzu-
führen oder zu überwachen; sie sollten aus
anständigen Personen, Anwälten und Ver-
tretern der Organisationen bestehen, die
auf den genannten Gebieten schon einige
Kundigkeit haben.

Mit allen guten Wünschen und freund-
schaftlichen Grüßen, Dein

Gerhard Oberschlick

Herrn Bundesminister persönlich
für Inneres C a s p a r E i n e m
BMfI Fax: 53126 2240 7.4., ca.14.10
Wien, 24. April 1995

Betrifft: Menschenrechts-Terrorismus
Reaktion auf mein Schreiben vom 6./7.
April d.J.

Herr Bundesminister!

Gestern, Sonntag, um 8 Uhr in der
Früh erschien Polizei in der Wohnung der
Familie O. mit einem rosaroten
Zettel und dem Dolus, Frau O. festzuneh-
men.

Diese Reaktion auf mein o.a. Schreiben
ist absolut ungenügend:

1. als Reaktion auf konstruktive Anre-
gungen eines Parteifreundes;
2. im Hinblick auf die Judikatur des Eu-
ropäischen Gerichtshofes für Menschen-
rechte zu Artikel 8 der Konvention, wie
inter alia die Urteile Nr.3/1987/126/177
vom 21.Juni 1988, 34/1990/225/289 vom
23.Jänner 1991, 31/1989/191/291 vom
18.Februar 1991 und 55/1990/246/317
vom 26. März 1992 beispielhaft zeigen.

Ad 1: Damit verworkst Du jeglichen
Anspruch auf jegliche Art einer freund-
schaftlichen Anrede und ich rede Sie hin-
fort als fremd an.

Ad 2: Eine Familie, deren weiblicher er-
wachsene Teil nach den Umständen des
Falles eindeutig vom Artikel 8 vor jegli-
cher Abschiebung geschützt ist, nach un-
gerechtfertigt längerer Schubhaft und hier-
durch bedingtem stationärem Spitalsauf-
enthalt – während welcher Zeit das knapp
3jährige Kind in Verletzung des Artikels 3
EMRK von der Mutter getrennt gewesen
war – weiterhin unter dem Druck polizei-
licher Verfolgung zu halten und mit der
Familienzerreißung zu bedrohen, nenne
ich einen Terrorismus gegen die Men-
schenrechte auf Budgetkosten.

Woraus sich ergibt: Da die gegenwärtige
Regierung in derlei Fragen sich diskussions-
unwillig gibt oder als diskussionsunfähig
zeigt und offenbar weder gewillt ist, die
Menschenrechte einzuhalten oder auf sanf-
te Formen des Protestes einzugehen –
wenn schon nicht angemessen, so nicht
einmal irgendwie –, sehe ich mich ge-
nötigt, meine Mißbilligung auf eigene Kosten
durch eine immer noch sanfte, wenn auch
gewaltförmige Weise auszudrücken.

Grußlos, jedoch mit dem Ausdruck
heiß empfundener Mißbilligung

Gerhard Oberschlick

Liebe Terezija [Stoisits],

beiliegend: 1. Aktennotiz von heute
Früh in Sachen O; 2. darin erwähnten Ze-
ttel der Polizei (Kopie); 3. Briefe an Einem
vom 6./7.4. und 24.4. (2 Blatt [die vorigen]).

Wenn Einem so weitermacht und so
weitermachen läßt, muß man seinen Ruf
schnellstens zerstören; dann ist er nämlich
nur ein halbherziger Löschnak, der ein be-
herzter Einem war.

Zu fordern ist: Der Minister muß eine
Kommission einsetzen, die alle schweben-
den Verfahren sowie die bereits abgeschlos-
senen, soweit sie dubios sind, überprüft.
Auch hinsichtlich bereits Abgeschobe-
ner – Kurde in die Türkei, bosnischer De-
serteur nach Serbien – kann die Republik
aus ihrer Verantwortung nicht entlassen
werden: ob die Leute noch leben und,
wenn ja, wie lange sie noch dort gefoltert
werden sollen.

Schönste Grüße, Dein alter *Gerhard*

Fremdenpolizei gegen O.
Aktennotiz

Felicia O. – das ist die Frau aus Nigeria,
die dort den schon länger in Österreich le-
benden Josef O. 1990 geheiratet und 1991
das gemeinsame Kind Chimieka O. in
Wien zur Welt gebracht hatte; die anläß-
lich eines Besuches am Magistrat (Schlacht-
hausgasse) festgenommen und in die
Schubhaft gesteckt worden war, wobei ihr
der noch nicht 3jährige Sohn fortgenom-
men und ins Zentralkinderheim der Stadt
Wien gesteckt worden war, wovon die
Behörde den ehelichen Kindesvater, mit
dem die beiden in häuslicher Gemein-
schaft lebten und leben, nicht informierte.

Nach der Entlassung aus dem Kranken-
haus (Einweisungsgrund: Unterernährung
nach Hungerstreik in der Schubhaft, zu
Tage getreten beim Versuch der Abschie-
bung am Flughafen, wo Felicia sich ent-
kleidete, wodurch der Pilot sich veranlaßt
sah, ihren Zwangstransport zu verweigern)
war Felicia O. im Jänner 1995 wieder zu
Hause.

Gleichfalls noch im Jänner bringt der
Anwalt Dr. Unterweger Beschwerde in
Straßburg wegen Artikel 3, 8 EMRK ein.
Über den überraschend raschen Fortgang
des Konventionalverfahrens kann gemäß
Verfahrensordnung der Europäischen Kom-
mission hier nichts mitgeteilt werden.

Bald erschien Fremdenpolizei am Ar-
beitsplatz ihres Mannes mit der Frage, ob
er sich nun schon entschieden hätte: Blei-
be das Kind bei ihm oder gehe es mit der
Mutter – gegen die eine rechtskräftige Ab-
schiebung ansteht – ins Ausland. Dann
war, vielleicht auch wegen heftiger Inter-
ventionen des FORVM sowie Zustellung
der Beschwerde durch die Europäische
Kommission an die Republik, Ruhe bis
zum:

Sonntag, 23. April 1995, 8 Uhr Früh.
Drei Kriminalpolizisten erscheinen in der
Wohnung der Familie O. und wollen die

Ehefrau und Mutter abholen; diese, eine fromme Ibo aus Nigeria, befand sich jedoch in der Kirche; worauf die Polizisten den Ehemann auffordern, sie dorthin zu begleiten. Da Josef O. dies nicht will und die Polizei für dieses Begehren auch keine Rechtsgrundlage besitzt, steht sie davon ab; der Beamte *Saler* schüchtert Josef O. soweit ein, daß dieser dem Polizisten seine geheime Telefonnummer mitteilt; sodann übergibt Herr *Saler* noch einen rosa-roten Zettel (Anlage 1) mit handgeschriebenem Termin: »08.00 Uhr / Dienstag / Fremdenpolizei / 9. Bezirk / Wasag. 20 / Zimmer 103 / *Saler*«, der gleichfalls keinerlei rechtliche Relevanz hat. Auftragerteilender Jurist: Dr. Pollak, Wasagasse.

Montag, 24. April 1995, ca. 21.30 oder 22.00 Uhr: Josef O. kommt nach Hause; vorm Haus steht der rote Audi W 332 RF, enthaltend einen Computer Screen und zwei Beamte, darunter glaubt Herr O. den Beamten *Saler* vom Vortag wiederzuerkennen; Herr *Saler* gibt jedoch an, es wären andere Kollegen gewesen. Der Audi fährt, als Herr O. kommt, fort, jedoch nur um

den Häuserblock. Herr O. rief von einer Telefonzelle den Herausgeber des FORVM sowie dessen Tochter an. Nach einiger Zeit verschwindet der Audi, worauf Herr O. sich in seine Wohnung traut.

Ich nenne das *Kleine-Negerlein-in-Schrecken-versetzen-Spiel* der Polizei einen Terrorismus gegen die Menschenrechte unter der Verantwortung des neuen Innenministers.

Ich fordere für alle schwebenden Fälle im Bereich des Asyl-, Aufenthalts-, Ausländer- und sonstiger MRK-heiklen Bereiche: ein *Moratorium und Aussetzen aller faktischen Amtshandlungen*, bis der Innenminister sich auskennt und die Beamten auf neue Richtlinien trainiert hat, für die man/frau sich nicht schämen muß. Schonung für die Bedrohten, oder auch keine Schonung für den Minister selbst!

26. April 1995 *Gerhard Oberschlick*

P.S: Terezija Stoisits, am 10. Mai, war ziemlich verwundert. Sie hatte mit Einem geredet und gemeint, daß er »was tun« würde. Einen Schmarren hat er getan.

N.B: Wie eine Partei von ihrer Leitung ruiniert wird und was dagegen zu tun ist

Die obige Aktennotiz erhielt auch Andrea Hlavac, Pressesprecherin des Innenministers, in ihr Büro gefaxt. Sie versprach, eine Nachricht zu geben, konnte jedoch nicht versprechen, daß es eine positive sein würde. Das hat mich zunächst sehr für sie eingenommen: Sie hält vielleicht mehr, als sie verspricht, das ist viel besser als umgekehrt, dachte ich. – Bis jetzt, zum Redaktionsschluß, ist die Nachricht allerdings immer noch ausgeblieben.

Vranitzky, Löschnak, Einem – sie kennzeichnet alle die selbe Hochmütigkeit: Sie behandeln, wen sie für nicht relevant halten, wie einen Fliegendreck, der beim nächsten Fensterputz von selber verkommt; das war nicht immer so.

Kreisky hat Briefe noch beantwortet und war telephonisch erreichbar, spätestens nächsten Sonntag um neun, wenn er nicht gerade verreist war. Rösch war in seinem Ministerzimmer beschubar, da gab es dann Kramperltee. Lanc rief immer zurück und bestellte ins Café Eiles, wo er pünktlich und ohne Begleitung erschien.

Auch mit Vranitzky konnte man früher – er einer der Sekretäre des Finanzministers Androsch – durchaus zusammenwirken. Ab da entschwindet er meinen Augen, zu fürchten: in wolkichtstem Dunst. An den »Runden Tischen« konnte man sehen, daß er verlernt hat, was Diskutieren sein könnte. Was wunder: von einer Gefolgschaft aus Tascheltägern und Nickern umgeben, die ihn vor allem Widerspruch schirmen und abschirmen sollen. Solche stilistischen Eigenheiten pflanzen sich, durch unvermerkte Osmose, bei MitarbeiterInnen, Untergebenen und BewunderInnen ein und fort. Was wunder dann auch, daß sie mit vereinten Schwächen im Partei- wie Wahlvolk, vor allem im jungen, nichts mehr erwecken können, als Abscheu, Gähnen und Frustration.

Es werden andere übernehmen müssen, ein paar Namen fallen mir, fallen uns allemal ein. Ich fürchte nur den Effekt der Osmose bei denen, die mit den Gegenwärtigen gestern zusammenarbeiten mußten. Auch die Jungen werden sich prüfen müssen und vor den bekannten, doch unerkannten Fehlern auch gestisch zu hüten haben.

Der VStÖ, dessen Blätter fürs finanziell moribunde FORVM werben – u.a.; allen danke! –, benimmt sich andererseits, als wär' er Er selber. 10. Mai, Podiumsdiskussion mit Einem; Stojka, Stoisits, Schenk/SOS haben zugesagt; Rauch-Kallat nach Zusage zurückgezogen; F Mitwirkung abgelehnt. Thema: Wie rechts ist Österreich – 2 Jahre nach dem Lichtermeer. Ruf' ich an, überschütte sie per Fax mit den obigen Briefen samt Aktennotiz und frage, ob sie mich auf dem Podium wollen. Ja, sagt ein Lieber, fein, es sind eh so wenig geworden. – Im Juridicum-Hörsaal sei ein Taferl mit meinem Namen, sagt mir einer, als ich hinkomm', er habe sich staunend gefreut. Geh' ich rein. Fehlt das Taferl. Sagt mir der nämliche Liebe vom Telefon: Du kannst nicht aufs Podium, haben die Studenten beschlossen: Du bist nicht am Plakat, und das Podium muß wie am Plakat sein. Ja, sage ich, keine Rauch-Kallat, keineR von der F – da werdet Ihr absagen müssen; auch gibt es niemals und nirgendwo den Überraschungsgast. Weißt, mich erinnert das an die historischen Bilder vom 1. Mai am Roten Platz, wo Bucharin, Trotzki, Sinjawskij in den Gesichtsbüchern fehlen; die Linksoption wird stalinistisch wegretuschiert. Dem Einem wird es nichts nützen', versprochen. – Und versprach nicht zuviel, wie der Verlauf dieses Abends dann lustig gezeigt hat, was ein Minister² abstinken kann.³ G.O.

Herrn Bundesminister persönlich
für Inneres C a s p a r E i n e m
BMfI Fx: 53126 2240 7.4., ca.14.10

Wien, 10. Mai 1995

Betrifft: Nutzung eines Werkes von
Günther Anders durch Sie;
Menschenrechts-Terrorismus einiger Ihrer
Polizisten;

Ihre (Nicht-)Reaktion auf meine Schreiben vom 6./7. und 24. April.

Herr Bundesminister !

Zuerst meine Legitimation: Günther Anders hat mir am 2. Februar 1992, also noch bei Lebzeiten, seine Autoren- und Herausgeberrechte urkundlich übertragen; somit und seither bin ich Inhaber seiner Werknutzungsrechte sowie eigenberechtigter Verwalter seines gesamten Nachlasses, soweit es sich um sogenannte Werke handelt.

In dieser Eigenschaft *untersage ich Ihnen hiermit die Nutzung der Werke von Günther Anders* oder von Teilen daraus und *fordere Sie auf*, eine solche, auch zitatweise wie am 7. Mai in Ihrer Rede anlässlich der Befreiungsfeier in Mauthausen, *zu unterlassen*, solange Sie

- meine Vorschläge vom 6./7. April nicht auf- oder wenigstens gleichwertige Maßnahmen ergreifen; mindestens jedoch, solange Sie

- keine Erlässe vorlegen, mit denen Sie sämtliche Beamten Ihres Ministeriums sowie der nachgeordneten Dienststellen anweisen, die Bestimmungen der Verfassung über die Grund- und Freiheitsrechte und der Europäischen Konvention der Menschenrechte, insbesondere deren Artikel 3 und 8 einzuhalten; und solange Sie

- keine wirksamen Maßnahmen zur Beendigung des menschenrechts- und also verfassungswidrigen Zustandes anhängiger, schwebender sowie bereits rechtskräftig, wenn auch rechtswidrig abgeschlossener Fälle von Aufenthaltsverboten, Schubhaften und Abschiebungen nachweisen können oder wollen.

»Werke« dürfen jederzeit auch außerhalb der wissenschaftlichen Literatur von wem auch immer verwendet und zitiert werden; ich werde das mir anvertraute Werk jedoch gegen jede staatstragende wie verfassungsuntergrabende oder diese Untergrabung feierlich verschleiernde Verwendung durch Präsidenten, Kanzler, Polizeiminister und andere Personen, die z.B. für Verletzungen der Artikel 3 und 8 EMRK verantwortlich sind, zu schützen wissen, nicht nur durch Klagen. Denn ich werde denjenigen nicht ungestraft lassen, der seinen & Günther Anders' Namen mißbraucht.

Gerhard Oberschlick

Inhaber des Günther Anders-Archivs
Herausgeber des FORVM
Obmann der VAZ

Francesca Ferraris

Unumschränkt solidarisch

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich freue mich, Sie im Namen von Constantin Film und der Österreichischen Sektion von amnesty international bei dieser Galapremiere begrüßen zu dürfen.

Das Bühnenstück des chilenischen Autors Ariel Dorfman »Der Tod und das Mädchen«, das heute Abend in der Verfilmung Roman Polanskis präsentiert wird, ist ein einfühlsamer Beitrag zum Thema Folter. Folter – das ist wohl etwas, was eigentlich keiner, der nicht selbst betroffen ist, wirklich im gesamten entsetzlichen Ausmaß begreifen kann. Eines der Hauptanliegen der Menschenrechtsorganisation amnesty international ist mittlerweile seit Jahrzehnten die weltweite Abschaffung von Folter.

Es sind zwei Leitgedanken, die die Arbeit

von amnesty seit ihrer Gründung begleiten, und sich nun in diesem Film wiederfinden: nämlich das Nicht-Vergessen – Wollen und die unumschränkte Solidarität mit den Opfern.

Opfer von Menschenrechtsverletzungen bzw. ihre Angehörigen sind weltweit und ständig damit konfrontiert, daß Staaten, Regierungen und Gesellschaften nicht gewillt sind, Menschenrechtsverletzungen wie Folter, Verschwindenlassen oder sogenannte extralegale Hinrichtungen aufzuklären und die dafür Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Es ist vielmehr so, daß die Täter vollkommen unbehelligt von der Justiz, als ehrenwerte Mitglieder der Gesellschaft ihrem Alltag nachgehen können.

»Gratulieren Sie nicht. Unterstützen Sie amnesty international weiterhin.«

Vor 25 Jahren, am 4. Mai 1970, wurde die österreichische Sektion von amnesty international gegründet; Proponent war Günther Nenning, erste Vorstandssprecherin Dita Nenning, als Vereinssitz diente die Adresse des FORVM.

Mit dem anhaltend stürmischen Aufstieg der mutigen Organisation untrennbar und in Ehren verknüpft: die vielen guten Namen unbekannter Aktiver, deren öffentliche Repräsentanten Ida Seliger, Irmgard Hutter, Franz Schneider und Wolfgang Aigner waren; dazu inter alia als Sympathisanten und Förderer: Lina und Christian Broda, Heinz Fischer, Franz König...

Die hier abgedruckte Rede einer Aktivistin – Gruppe 35 in Wien Wieden sowie AK Planung, AK Internationales, Koordinatorin Osteuropa; Germanistin; neuerdings FORVM-Autorin (s. S. 82 ff) – wurde am 11. Mai im Wiener Künstlerhaus gesprochen; sie verbindet Kino mit einer bündigen Erklärung der Leitgedanken von ai.

Wir gratulieren doch! Und nehmen den ai-Verweis zur Kenntnis, indem wir ihn doppelt gern affichieren:

»Gratulieren Sie nicht. Unterstützen Sie amnesty international weiterhin.«

Opfer, Überlebende von Menschenrechtsverletzungen werden somit erneut zu Opfern. Statt daß sich die Regierungen und die Gesellschaft den begangenen Menschenrechtsverbrechen stellen und den Opfern damit Gerechtigkeit widerfahren lassen, setzt ein Verdrängungs- und Vertuschungsmechanismus ein. Ein Mechanismus, der z.B. die Überlebenden von Folterzentren mit dem von ihnen erfahrenen ungeheuerlichen Leid nicht nur alleinläßt, sondern sie nochmals die Ohnmächtigkeit des Opfers durchleben läßt.

Wir wissen das z.B. von vielen Frauen, Männern und Kindern, die Opfer von heute gestürzten Diktaturen in Lateinamerika waren.

Die Basis für eine friedliche, gewaltlose und menschenrechtsachtende Gesellschaft kann niemals Vergessen, Vertuschen und Verdrängen sein. Aufklärung von Menschenrechtsverletzungen, das Ausfindigmachen der dafür Verantwortlichen, die dann auch Rechenschaft ablegen müssen, muß das Ziel und die Praxis jedes Staates werden. Damit die Regierungen die strafgerichtliche Verfolgung von Folterern ernsthaft und glaubwürdig in Angriff nehmen, bedürfen Opfer von Menschenrechtsverletzungen nicht unseres Mitleids, sondern unserer unumschränkten Solidarität.

Das Opfer im Film »Der Tod und das Mädchen« ist eine Frau. Paulina steht für die 100.000en Frauen die weltweit Opfer einer sehr frauenspezifischen Menschenrechtsverletzung werden – sexuelle Folter. Besonders bei gefolterten Frauen geht die Rechnung der Folterer noch im Nachhinein auf, weil die Familien und das gesamte soziale Umfeld weniger das Verbrechen sehen als die »Schande«, die am besten verschwiegen werden sollte.

Im Vorfeld der Frauenweltkonferenz, die im September in Peking stattfinden wird, kann nicht oft genug auf die Situation von gefolterten Frauen hingewiesen werden. amnesty international hat deshalb eine weltweite Kampagne im Zusammenhang mit dieser Frauenkonferenz gestartet, ein Schwerpunkt dieser Kampagne ist der Kampf gegen sexuelle Folter.

Ich möchte dem Constantin Film danken, daß er der Österreichischen Sektion von amnesty international die Möglichkeit gegeben hat, »Der Tod und das Mädchen« zu präsentieren.

Ihnen nun gute Unterhaltung zu wünschen, wären wohl nicht die richtigen Worte.

Ich wünsche uns allen, daß der folgende Film möglichst viele Menschen erreicht. Und daß die Betroffenheit dieses möglichst großen Publikums dazu führen wird, daß die Gemeinschaft der sogenannten »Menschenrechtler« immer größer werden wird. Eine unendlich lange Kette von Menschen, die Seite an Seite mit den Opfern es eines Tages schaffen wird, daß Folter nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch auf dieser Welt nicht mehr existiert.

Hilde Zaloscer

Ist intellektuelle Probität eine philosophische Kategorie?

Betrachtungen zum Heidegger-Vortrag
in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur

»Wehret den Anfängen«, mahnten noch vor kurzem viele Stimmen, oder aber auch: »Der Schoß ist fruchtbar noch...«, zitierten andere Bertold Brecht. Nun, von Anfängen kann wohl nicht mehr die Rede sein, wir sind mitten drin in der braunen Jauche, die schneller kam, als es sich die ärgsten Pessimisten träumen ließen. Sie kommt von überall her, aus den untersten Kanälen, die durch Stammtische getarnt sind, aber ebenso von hehren Kathedern der akademischen Elite.

»Wehret den Anfängen« – daß ich nicht lache!

Der Anlaß folgender Überlegungen ist der Vortrag, nein, die Apologie Heideggers, die vor kurzem in der Gesellschaft für Literatur zu hören war.

Nun, ich bin nicht Philosophin, sondern Kunsthistorikerin, daher weder berufen noch berechtigt, über Philosophie zu philosophieren. Aber über Kunstgeschichte kann und darf ich. Daher möchte ich hier die kunstwissenschaftliche Exegese Heideggers – sine ira et studio – wahrheitsgetreu und sachlich vorlegen und berechnete Schlußfolgerungen auf den Totalanspruch des Œvres Heideggers ziehen.

Im Jahre 1936 publizierte Heidegger eine seiner wichtigsten Schriften. In »Holzwege« findet sich ein Kapitel: »Über den Ursprung des Kunstwerkes.« Ausgangspunkt für Heideggers tiefschürfende Überlegungen und »Entbergungen« ist ein Bild von van Gogh, das ein Paar alte, abgetragene Schuhe darstellt. Schuhe hat van Gogh häufig dargestellt, der Œvre-Katalog von J.-B. de La Faille aus dem Jahre 1949 erwähnt ein halbes Dutzend. Heidegger geht von dem Bild, das sich heute im Vincent

van Gogh-Museum in Amsterdam befindet, aus und bezeichnet es als ein Paar Schuhe, das einer Bäuerin gehört haben muß. Ausgehend von dieser Annahme, entwirft Heidegger einen in beschwörenden Worten verfaßten Text, über die Geschichte, das schicksalhafte Leben der Bäuerin, die von der Wiege bis zum Grabe mühselig und beladen dahinlebte. So heißt es wörtlich bei Heidegger, und der Text verdient es, teilweise zumindest, wörtlich zitiert zu werden:

»Aus der dunklen Öffnung der ausgetretenen Inwendigkeit des Schuhzeuges starrt die Mühsal der Arbeitsschritte. In der derb-gediegenen Schwere des Schuhzeuges ist aufgestaut die Zähigkeit des langsamen Ganges durch die weithin gestreckten und immer gleichen Furchen des Ackers, über dem ein rauher Wind steht.« (S.18/23)

Wie es dem Autor gelingt, aus den Schuhen den Wind zu rekonstruieren, »der über dem Acker steht«, wird mir ein ewiges Rätsel bleiben. Aber es geht weiter:

»Auf dem Leder liegt das Feuchte und Satte des Bodens. Unter den Sohlen schiebt sich hin die Einsamkeit des Feldweges durch den sinkenden Abend. In dem Schuhzeug schwingt der verschwiegene Zuruf der Erde, ihr stilles Verschenken des reifenden Kornes und ihr unerklärliches Sichversagen in der öden Brache des winterlichen Feldes. Durch dieses Zeug zieht das klaglose Bangen um die Sicherheit des Brotes, die wortlose Freude des Wiederüberstehens der Not, das Beben in der Ankunft der Geburt und das Zittern in der Umdrohung des Todes.«

Und so geht es weiter in »raunenden« Tönen, über das »In-sich-Ruhen« des

»Schuhzeuges« der »Bäuerin«, des »Geworfenseins«. Ich persönlich glaube eine Parodie zu lesen. Aber es ist ernst gemeint, ernste Kunsttheorie über den »Ursprung des Kunstwerks«.

Nun aber kommt das dicke Ende. Nach dem Erscheinen von Heideggers »Holzwege« (1950) mit dem obgenannten Beitrag erkennt der vielleicht bedeutendste Kunsthistoriker unserer Zeit, der heute emeritierte Professor der Columbia University, Meyer Schapiro nach genauen Quellenstudien der Korrespondenz von Vincent an seinen Bruder Leo, nach Skizzen ebenso wie Briefen von Gauguin, der damals in Arles war; Meyer Schapiro also erkennt, daß es sich bei diesem Paar Schuhen keineswegs um die Schuhe einer Bäuerin handelt, sondern um Vincents ganz persönliche Schuhe. Diese Fakten teilt er dem Kollegen in Deutschland mit (Theory and Philosophy of Art ..., New York 1994, 135). Womit die großartige, tiefschürfende »Entbergung« von der »Schicksalhaftigkeit, »die uns aus den »dunklen Öffnungen« des »Schuhzeuges« entgegenleuchtet, eo ipso in sich zusammenfällt. Heidegger empfängt den Brief, nimmt auch Notiz von Schapiros Erläuterungen, was aus gewissen Randbemerkungen in Heideggers Exemplar hervorgeht. Und das Resultat? Eine Berichtigung seitens Heidegger? Eine Korrektur? Nichts dergleichen! –

In der Neuauflage der »Holzwege« mit dem Kapitel »Der Ursprung des Kunstwerkes«, im Jahre 1956, erscheint der Text unverändert. Die Berichtigung von Meyer Schapiro wird nicht ad notam genommen. Das aber nennt man im juristischen wie auch gewöhnlichen Sprachgebrauch: eine »mala fide«-Handlung. Damit aber wird die Glaubwürdigkeit des Autors in Frage gestellt. Zumindest in seiner Kunsttheorie ist dies eindeutig nachweisbar. Die Wahrheit einer Erkenntnis ist für ihn unwichtig. Läßt sich Ähnliches am Gesamtœuvre aufzeigen? Wie steht es da um das, was man »wissenschaftliche Probität« nennt? Nun, da scheint mir ein Satz von Heidegger von paradigmatischer Aussagekraft. In seinem Aufruf »Deutsche Studenten« zum Wintersemester 1933/34 schließt der Rektor mit den Worten (und die muß man sich im Mund zergehen lassen):

»Nicht Lehrsätze und »Ideen« seien die Regeln Eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz...

Heil Hitler! Martin Heidegger, Rektor.«

So der Philosoph Heidegger in der »Freiburger Studentenzeitung« (Nr. 1, 3.11. 1933, 1; auch in: Schneeberger, Nachlese zu Heidegger, Bern 1961, Dok. 114).

»Der Führer selbst und allein ist die ... deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz« – und damit wohl auch die Wahrheit?!

Das ist die Bankrott-Erklärung jeder Ethik, jeder Philosophie. Es war ja gleich, von wem die »Schuhe« waren. Heidegger erklärte sie für solche einer Bäuerin, und damit basta! Sapienti sat oder auch: Quod erat demonstrandum! □

Südtalien, Bucht von Mattinata

Herr- / frauliche Strände im Gargano. Glasklares Wasser, Berge, Wälder. Historische Stätten, Natur und Umgebung.

Neue Ferienwohnung zu vermieten, öS 269 / Tag

für 1 bis 5 Personen geeignet. Für FORVM-AbonentInnen gibt's noch Rabatt. Information:

R. d'Apolito, C.P. 981, I-40100 Bologna, Tel. (0039 51) 524 885, Fax 550 854

Michael Guttenbrunner

Nach fünfzig Jahren

Rede in Klagenfurt, am 8. Mai 1995, wo M.G. ein halbes Jahr
zuvor die Ehrendoktor-Würde der dortigen Universität
empfangen hatte

Wir sollen in der Weltgeschichte für Krieg und Frieden und für das Grossdeutsche Reich Adolf Hitlers nicht Ahnenforschung treiben und für das doch Erstmalige und Unvergleichliche nicht immer wieder nach hinkenden Vergleichen suchen. Aber bis auf den Ersten Weltkrieg und die einem Marstheater zuge dachte und auf Erden heute vergessene Tragödie *Die Letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus müssen wir doch zurück. Der Krieg 1914–18 war die grosse Vorschule technisch avancierter Bestialität, die heute Routine ist, und himmelschreiender unerhörter Greuel. Der Herausgeber der Fackel hat übrigens schon 1924 die Befürchtung ausgesprochen: es könnte dem Teufel doch noch gelingen, der Menschheit das Hakenkreuz einzubrennen. – Es ist geschehn und bleibt uns eingebrannt. Und so wie die Kriegsfurie nicht für immer mit siebenfacher Kette in der Hölle festgebunden ist; so wütet auch, verderblicher denn je, die Pest der Presse – was einst die Presse hiess. – Ihr immer zwinkerndes Zwiespaltsverhängnis, und das der Leserschaft, hat erst neulich ein Blatt auf typische Weise dazu vermocht, die Freveltat von Oberwart mit den Speisen des Hannes Androsch zu garnieren. Gross aufgemacht mit Bild, was dem Steuerhinterzieher schmeckt! – Meine Damen und Herren, den öffentlichen Gewissenswächter in Demokratie und Humanität zu machen und Sowas zu bringen, die einzige eingegangene Missbilligung jedoch zu unterdrücken, das heisst: den Untergang der Menschheit zu überdauern!

1938, in den letzten Tagen vor der militärischen Besetzung der Tschechoslowakei, als der Hass exzedierte, schrieb Wolfgang Benndorf das folgende Sonett, es vergegenwärtigt den öffentlichen Geisteszustand; der vor allem als Konflikt des deutschen Geistes mit der Wahrheit zuletzt auch für die Deutschen tödlich endet:

Sie schelten Mörder jene die sie morden
und beten zu Verderbern wie zu Göttern
und über jüdische Verleumderhorden
hört man sie wo ein wahres Wort tönt wettern.

Nie stand ein wahres Wort in Zeitungsblättern
seit sie bemüht sind Deutschland aufzunorden
doch heut im Volksblatt heisst in fetten Lettern:
Ein ganzes Volks ist wahnsinnig geworden!

Erst glaubt ich meinen Augen nicht zu trauen.
Die niemand auszusprechen wagt, die Wahrheit,
wer durfte sie zu drucken sich erfrechen?

Die Neugier trieb mich näher hinzuschauen
und weiterlesend kam ich gleich zu Klarheit:
Wahnsinnig wurde welches Volk? – die Tschechen!

Zur selben Zeit liess ein Freund Benndorfs, Johann David Sauerländer, dieses Epigramm los:

Das nenn ich aufgenordet,
das heiss ich eine Pracht:
die Reichsregierung mordet,
das Volk schreit Heil und lacht!

Das moralische Fazit der Kompromisspolitik und ihrer sträflichen Einlassung auf diplomatische Kunst gegenüber dem Mordstaat hat J.D. Sauerländer in seinen *Stanzen im Akkusativ* so ge-
deutet:

1. Deutschland 1933 und folgende

Ich zeige dir das Wesen der Erscheinung
In Deutschland erst, wie du dirs ausbedangst.
Hier herrscht des Rechtes schurkischste Verneinung,
Das Volk liegt auf den Knien, fügsamst und bangst.
Hier gibt es keine öffentliche Meinung,
Hier gibt's nur eine öffentliche Angst ...
Und frei ergehn, in Jubel und Gelächter,
die Menschenschänder sich und Menschenschlächter.

2. Österreich 1938 und vorige

Das Bild in Österreich ist schier das gleiche,
Doch waltet hier ein andrer Seelenbann:
Hier herrscht der Heimkehrdrang zum Deutschen Reiche,
Das Volk liegt auf den Knien und betet an.
Es kniet wahntrunken vor der Wotanseiche,
In der ihm Herrlichstes Gestalt gewann.
Und frei ergehn in Jubel und Gelächter
die Menschenschänder sich und Menschenschlächter!

Nach fünfzig Jahren memorieren wir abermals das an sich keinem wachen Sinn Erreichbare (K. Kraus). Und wissen, dass es unvergleichlich war und durch nichts reduziert wird; auch dass es keine Tradition und keine Parallele hatte, nichts was dazu berechtigt, das ungeheuer Massive der einzigartigen Erscheinung zu zerschroten und bald der einen, bald der andern Einzelheit im mörderischen Grossbetrieb des Grossdeutschen Reiches allerlei Vergleichbares an die Seite zu stellen, um so durch Sichtverschiebung und Begrenzung zu Verkleinerungen zu gelangen. Für das Unvergleichliche werden in den Weiten von Raum und Zeit immer wieder entkräftende Vergleiche angestrengt, ungeachtet dessen, dass übermässiges Hinken eines Vergleichs dessen Wirkung beeinträchtigt (Mechtilde Lichnowsky). Halten wir fest, dass das von Hitler proklamierte und vom Machtstaat zum Gesetz erhobene Arierprivilegium keinen andern als den unvergleichlichen Zweck des Völkermordes hatte. Es war der Imperativ der Menschenrechtsverletzung im Grossbetrieb: Einen Jeglichen, der im Buch des Übermenschen als Untermensch verzeichnet war zu quälen, zu berauben und zu würgen! – Zur Gewährleistung dessen war erforderlich die Errichtung einer rechtlosen rechtswidrigen Ordnung, die in ihrer ruchlosen Nacktheit teilweise maskiert war – wenigstens für die feigen Sinne vieler. Und viele sind vor der Verlarvung dieser Ordnung für immer stehen und verblendet und verblödet an ihr hängen geblieben.

Sauerländers letzte Stanze im Akkusativ setzt nach dem Ende ein, nach der endlichen Scheiterung aller Pläne, »die verfehlt zurückgefallen auf der Erfinder Haupt«. Sie drückt die immer verzweifelte Lage der innerdeutschen Opposition, des deutschen Widerstandes und das Versagen der Alliierten aus:

Wo sonst ein Brunnen war, blieb kaum ein Brünchen.
Doch darf kein Mensch, trifft schuldlos dich dein Teil,
dir eine Schuld am Weltunheil antünchen.
Wem war das Wehrverbot, das Rheinland feil?
Wer unterschrieb den Schandvertrag von München?
Das so uns aus der Hand gewundne Beil:
so neugeschärft liehn die Erbweisheitspächter
dem Menschenschänder es und Menschenschlächter!

Erbweisheitspächter, der Name, den Sauerländer für die westlichen Demokratien gefunden hat.

Nach fünfzig Jahren wird auch wieder an die Bedrückung durch die russische Besatzung erinnert, an die Gewalttaten russischer Soldaten gegenüber Wehrlosen. Unsere Bekenntnispflicht, die nach einem Wort Benndorfs dort am grössten ist, wo das stärkste Vorurteil waltet, verlangt die Anmerkung eines unterdrückten und von unserer Justiz abgewiesenen Sachverhalts. Im Vertrauen darauf, dass morgen der Feind da sein wird und dass vor allem der russische Stiefel gross ist und dass wo er hintritt nichts mehr unterscheidbar sein wird, haben unerschütterliche

Anhänger Hitlers bis zur letzten Stunde ihrer Handlungsfreiheit, die nicht mit der allgemeinen Kapitulation der Streitkräfte zu Ende war, noch schnell die grössten Schandtaten begangen – und das Vorurteil hat sie bereitwillig den Russen zugeschoben.

Der endliche Endsieg der mühsamen Alliierten über den Gross-deutschen Mordstaat und der Zusammenbruch der Nationalalibis des gewaltherrschenden Regimes haben als Erfahrung und als Urteil keine weltgeschichtliche Entscheidung gebracht. Die Alliierten hatten sich vorher und nachher mitschuldig gemacht an den Verbrechen und an der fortlebenden Rechtsstumpfheit, zuerst durch ihre politische Einlassung auf den Politiker Hitler, und dann durch die Praktik der Umerziehung und der Entnazifizierung. Nichts rechtfertigte die völkerrechtliche Anerkennung des Gross-deutschen Reiches. Es gab ein Rechtsgutachten, welches besagte: Das ist keine Regierung, sondern eine Verbrecherbande. Gegen sie führt man nicht Krieg nach den Statuten, man schreitet dagegen ein durch Polizeiaktion, dann ist jeder durch deutsche Waffen auf unserer Seite bewirkte Tod *Mord*. – Aber auch Österreich hat

kein Selbstgericht über sich gehalten. Es hielt sich als Ganzes für das erste Opfer. Und seine versuchte Selbstreinigung war, dass es alles, was deutsch hiess, überhaupt verpönte, die Bezeichnung »deutsch« war an sich diskriminiert, nur mehr seine Anwendung auf das Schlimmste sollte gestattet sein: Eine andere Sorgfalt galt einem möglichst glimpflichen Geleit aller Hitlerianer, vor allem der Bonzen, durch die schlechten Zeiten. Es war, als sollten Geschichtslüge, Duldung des Bösen und jede unstatthafte Erlaubnis und Vergleichung grundlegend werden. Nach anfänglichen Schroffheiten haben sich Ende der fünfziger Jahre die Einen mit den andern abgefunden. Heimgekehrte Verfolgte und vor Hitler Geflohene sassen mit seinen Schreibknechten zusammen in verschiedenen Institutionen. Sie haben den Kulturstaat nicht ohne gegenseitige Hinterfotzigkeit unter sich geteilt; begünstigt durch allerlei Atmosphärisches und den Umstand, dass viele der Besten tot sind oder nicht wiederkehrten. Österreich hat auch kaum einen Emigranten zurückgerufen. So ging uns viel Talent und noch mehr Charakter für immer verloren.

Heide Schmidt

Gruß ans Exil aus dem Untergrund

Im vorigen Heft, das am 22. März 1998 im Amsterdamer Exil erschienen ist, baten die Redakteurinnen Evelyn Kunschitz und Maria Windhager einige teure Verschollene, deren Schicksal ungewiss war, sich mit dem FORVM in Verbindung zu setzen. Von der vormaligen Präsidentschaftskandidatin (1992) der FPÖ sowie ehemaligen Parteichefin des Liberalen Forums erreicht uns der nachstehende Gruß – Sie lebt! Wir freuen uns und grüssen zurück.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich habe gehört, daß das FORVM im Exil eine Nummer herausbringt, in der einige von jenen zu Wort kommen, die unser Land verlassen haben oder verlassen mußten, ein Aufschrei der Verletzten und Betroffenen, um Hilfe für jene aufzurufen, die sich selbst nicht mehr helfen können, vor allem aber, um das Unfaßbare faßbar zu machen und damit das Äußerste zu verhindern.

Ich habe diese Nachricht über verschlungene Wege erhalten, denn ich bin in Österreich geblieben. Selbstverständlich nicht mit meinem Namen, nicht an meiner Adresse, nicht in meinem Beruf. Ich mußte auch mein Aussehen verändern – ich bin untergetaucht. Aber ich lebe noch in diesem Land, wenn auch nicht in Freiheit, denn die gibt es nicht mehr. Jetzt gibt es die Freiheit, »die er meint«. Ich hoffe, daß mein Brief Sie rechtzeitig erreicht, denn derartige könnte bei uns nicht einmal verschlüsselt veröffentlicht werden – er hat wahr gemacht, was er damals angekündigt hatte: in den Redaktionsstuben wird nunmehr »die Wahrheit« geschrieben; es ist »seine Wahrheit«, auch wenn er noch immer »wir« sagt. Er hat gehalten, was er versprochen hat: er sagt, was »wir« denken, und er weiß es, ohne fragen zu müssen, denn es ist ja eins, »er« und »wir«. Wie er überhaupt »einfach ehrlich, einfach Jörg« ist. Denn er hat uns fast alles rechtzeitig gesagt oder gezeigt und nun hält er, was er versprochen hat.

Ich erinnere mich noch gut, als er begann, uns die 3. Republik, in der ich nun im Untergrund lebe, vorzustellen. Das Amt des Bundeskanzlers und Bundespräsidenten in einer Hand, daneben sieben Fachminister, möglichst keiner Partei an-

gehörend. Er hatte es gut aufgebaut damals. Die Volkswahl einer Funktion zu fordern, ist immer gut, das erweckt den Eindruck einer maximalen Mitbestimmung. Es war auch findig, die Parteilosigkeit der Minister just zu jenem Zeitpunkt zu verlangen, als das Image der Politik allgemein und das der Parteien im besonderen auf einem Tiefpunkt angelangt war. Unpolitische Fachleute sind angenehme Minister. Sie vollziehen, was möglich ist, und sind nicht von der Abwägung belastet, was richtig ist. Aber das ist auch nicht notwendig, denn das weiß sowieso »er« – er sagt, wo's langgeht.

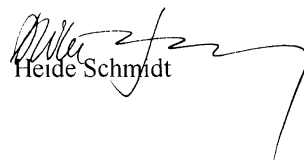
Ich hätte nicht gedacht, daß es so schnell funktionieren würde, aber ich hätte es wissen müssen. Damals, als er sagte, »da müssen wir durch«, egal, ob dabei »etwas passiert« oder nicht, hätte ich wissen müssen, was er vorhat. Denn eines seiner Herrschaftsmittel in der Partei war die Dankbarkeit und sie funktionierte ausgezeichnet. »Ohne den Jörg seid Ihr nichts«, »Dein Mandat verdankst Du dem Jörg« – kaum einer, der das nicht zu hören bekam, selbst jener Mautner-Markhof, der zuvor, eben weil er »etwas war«, inständig gebeten worden war, ein Mandat zu übernehmen. Aber die Botschaft war klar: Wenn selbst Mautner-Markhof ohne den Jörg nichts war, wie sehr mußte das dann für alle anderen gelten. Daß Mautner die Konsequenz zog, das Präsidium der FPÖ zu verlassen, war nicht mehr wichtig. Und der Jörg verdiente sich die Dankbarkeit. Er war es, der die Hiebe für die gesamte Partei einstecken mußte und sich den Angriffen stellte. Der Respekt vor dem Stehvermögen deckte die Tatsache zu, daß die Angriffe bewußt provoziert wurden. Wie sonst sollte er seine Heldenhaftigkeit demonstrieren? Er machte sich einen Namen

als Schützer und Anwalt der Massen, so war es nur logisch, daß die Dankbarkeit schnell über die Reihen der Partei hinauswuchs: Die Österreicherinnen und Österreicher verehrten ihn, wie sie Berühmtheit verehren, wie ihnen schneidige Angriffslust imponiert, wie sie schlagfertige Rhetorik bewundern, denn sie hat in unserem Land Seltenheitswert.

Und so ist es geschehen, daß die Dritte Republik wahr werden konnte. Ordnung und Wahrheit sind eingekehrt, der Geist der Aufklärung erstickt. Wir haben das seit 1948 geforderte Ministerium für Wahrheit; Krieg ist Frieden, Freiheit ist Sklaverei, Unwissenheit ist Stärke. Und die Kunst ist wieder schön. Dafür ist eine Liste der Künstler notwendig, die arbeiten dürfen und deren Werke verboten sind. Von der Kriminalität hört man immer weniger, die strengen Strafen bis zu endlich wiedereingeführten Todesstrafe schrecken ab, sagen die – seine – Fachleute, die Neuordnung des Strafprozesses und Strafvollzugs entlasten das Budget beträchtlich. Davon und von den neuen Steuern der Alleinstehenden und Kinderlosen lassen sich hochspezialisierte Eliteschulen finanzieren, in die die Kinder ab dem 10. Lebensjahr gehen können. Es gibt auch keine Ausländer mehr, denn wie er seinerzeit schon gesagt hat, »haben wir nichts zu verschenken«, aber dafür wurden eigene Truppen eingesetzt, um ihnen in ihren Ländern »das Arbeiten beizubringen«.

Primo Levi hat gesagt: »Es ist geschehen und es kann daher wieder geschehen.«

Es wird an uns gelegen sein.


Heide Schmidt

Jakov Lind

Jeder Tag ist ein Freudentag

oder

Das Erste Gebot

Krieg und Gewalt, Auschwitz und Hiroshima ist für alle, die das Schlamassel am eigenen Körper, in meinem Fall in falscher Haut, erlebten und nur durch Wunder überlebten, kein Thema für Ansprachen oder Vorträge. Aber persönlich-privates Trauma, Zeugenaussage, eine Art Bekenntnis. Über einen Alptraum läßt sich kein gelehrter Vortrag halten. Ähnlich wie bei der Obduktion, lernt man dabei zwar die Funktion der inneren Organe sowie ihr Krankheitsbild kennen, nur zu spät. Der Tote läßt es sich gefallen, er dient der Wissenschaft und kann nichts dazu sagen. Die trauernden Überlebenden stehen draußen im Gang. Nach fünfzig Jahren haben wir uns über Vergangenes längst ausgeweint, was nicht heißen will, daß uns deshalb viel zum Lachen blieb. Wie dem auch sei.

1938. Ich hatte das Privileg vom wahrhaft gottlosen Verein der Nazis ausgeschlossen zu sein, und das war das Lebensgefährliche an der damaligen Situation. Selbst der feurigste Kommunist konnte, am liebsten rechtzeitig, noch ehe es ihm an den Kragen ging, zu seinen Feinden überlaufen. Dem Verein, dem ich angehörte, war kein Übertritt gestattet. Und das ist wichtig: Daß wir ausnahmslos ausgesperrt waren. Noblesse oblige.

1943. Ich mußte untertauchen. Ich tauchte erst in Holland, dann in Deutschland. Mein Versteck war weiter nichts als Papier, ein holländischer Paß. Damit konnte ich ins lichterloh brennende Deutschland wie in die Hölle fahren. Ich fuhr auf einem Rheinschlepper, wir luden Kohle und Ingot in der Ruhr z.B., um sie dann in Mannheim, Heidelberg oder Heilbronn zu löschen. Amerikanische und britische Bomber und Spitfires im Tiefflug haben uns überall hin eskortiert. Es regnete Tod vom Himmel, den irdischen fürchtete ich schon bald nicht mehr. Nicht meine Feinde, meine Freunde werden mich noch in Deutschland umbringen, und das, ohne es zu wollen. Das könnte mir passieren. Zum Glück bin ich aber am 13. geboren, in der Ennsgasse 13. Der Krieg war zwar, wie jeder wußte, nach Stalingrad verloren, aber noch lange nicht vorbei. Der Stand der Dinge ließ sich aus den Wehrmachtsberichten abhören. Hieß so ein OKW Bericht »schwere Kämpfe an der Ostfront«, war dies für uns Fremdarbeiter ein O.K. ohne W. Denn *schwere Kämpfe* bedeutete »Rückzug«. Vor zwei Jahren,

1941, war der Wehrmacht das Kämpfen nirgends schwergefallen. Von Narvik bis Afrika, von der Maas bis an die Wolga, es stand überall zu lesen: V für Viktoria. Deutschland siegt an allen Fronten. Und so sah es auch aus. Ein neues Reich siegte hier, ein wahrhaft »evil empire«, war hier im Entstehen.

Das Undenkbare war denkbar und nur teilweise geheim. Sein Programm: die Ausmerzung minderwertiger Rassen. Menschen wie Insekten vertilgen, falls sie sich vertilgen lassen. Ein Programm, das sich ein normales zivilisiertes europäisches Volk 1933 wählte, mit Führer und Unterführern und allem, was so dazugehört. Man darf nicht darüber hinwegsehen, Hitler hat nicht putschiert, er wurde gewählt. Und dieser Klimawechsel zu Anfang der 30er Jahre, im Herzen Europas, hat dazu geführt, daß unser Jahrhundert in der Produktion von Leichen bisher von keinem vorhergehenden übertroffen wurde. Intelligenz und Technik im Dienste am Morden haben Unerhörtes, Neues geschaffen. Vom Morden verstehen wir heute wirklich al-lerhand.

Mißverstanden aber wird noch immer, und im allgemeinen, das Motiv. Ich glaube, Genozid, auch wenn man ihn noch so rationalisiert, ist eigentlich, im besten Sinne, nutzlos und kann keinem etwas nützen, auch wenn man sich da etwas vormacht. Plünderung ist nicht, wie man es gerne haben möchte, der Grund zum Mord. Auschwitz planen hieß natürlich auch Planen, wie man die Beute verteilt. Aber die Lust, nichts als die Lust, an der vollkommenen Vernichtung des Erzfeindes ist das eigentliche Motiv. Ein ausgesuchter Erzfeind sind vor allem Juden, aber auch Slawen, Zigeuner, Geistesgestörte, Körperbehinderte, alle sozial »Nutzlosen« kamen den Mördern zum Nutzen der Lust am Morden. Und diese war, zu jener Zeit, nicht einmal eine rein deutsche Angelegenheit, sie war auch japanisch. Wer Krieg macht, dem wird mit Krieg heimgezahlt. Der völlig überraschende Angriff auf den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbour hat natürlich dazu beigetragen, um die Millionen an Kostenaufwand zum Bau der Atombombe zu unterschreiben. Das überrascht keinen, oder kann das jemanden überraschen? Zwei von diesen Bomben genügten, 4 Jahre später Japan zur Kapitulation zu zwingen. Im gleichen Jahre des

Angriffs auf Amerika, 1941, wollte Hitler seinen Lebensraum nach Osten ausbreiten. Auch das hat ihm nichts genützt. Und hatte der Angriff auf Pearl Harbour wirklich mehr Sinn, als den gehaßten Amerikanern eines auszuwischen? Städte wie Dresden, Berlin oder Köln auslöschen, hatte das, wenn man sie heute in ihrer wiedererstandenen Pracht besucht, wirklich *Sinn*?

Aber dann, was für einen Sinn hatte es, sich in 1933 einen Führer und ein Programm zu wählen, das die Welt zu einem SS-Staat macht, einen Staat, in dem arische Herrenmenschen niedrige Untermenschen als Sklaven hielten, sie wie Vieh züchteten. Die man dann wie Vieh, oder wie Menschen, wie man will, dem großen nordischen teutonischen Gott Wotan jederzeit opfern kann. Hat sowas Sinn? Es ist kaum zu glauben! Warum ausgerechnet Juden und gewisse Nicht-Juden, die der schnurrbärtige österreichische Radaumacher und Haudegen zu seinen Feinden erklärte, die ersten Opfer spielen mußten, versteht sich heute von selber. Jeder der die Zeitung aufschlägt, das Fernsehen andreht, lernt die, die es heute schaffen, to get away with murder, kennen. Jene, die es immer so weit treiben, bis sie weder Gesetz noch Gericht zu fürchten brauchen. Nicht nur die Thronfolger, der Papa Doc, Senior und Junior, die Idi Amins, Kannibalen wie Bokassa, Pol Pot in Kambodscha und ihre hunderttausenden namenlosen Helfershelfer, die ihrem Führer treu folgten, got away with it, jeder »gets away with it«. Morden ist etwas (wie bei den Jivaros) für furchtlose Krieger. Furchtlos wie Selbstmörder. Mögen sich die Unteren die Beute teilen, sich daran ergötzen. Die Höheren, die Ideologen der Bewegung, finden das unwichtig. Wie das bei Brecht heißt und stimmt, »Der Mensch lebt nur von Missetat allein«. Die Zerstörungsfreude meiner Gattung *hat weder noch braucht sie* ökonomische Gründe. Der Zweite Weltkrieg, der mit Warschau, Rotterdam und Pearl Harbour anfang, wurde nicht durch den Bedarf an Rohstoffen ausgelöst. Das stimmt nicht, wird aber überall gern als letzte – und sie ist die allerletzte marxistische – Weisheit verzapft. Das vielbegehrte Öl fließt ja, wie jeder weiß, schneller, besser, billiger – ohne Krieg.

Quälen, Unterdrücken, ja sogar Greuel, die Freude am Tod anderer, dieser Hukupokus, sich des Todes zu wehren, indem man tot macht, dieses magische Primitive im 20. Jahrhundert, macht einen für das nächste fürchten. Kollektiv oder privat, Mordlust macht Mörder, soviel läßt sich mit Bestimmtheit sagen.

In der jüngsten Kriminalgeschichte Amerikas steht ein besonderer Massenmörder, ein junger, nett aussehender Mann, Modell seiner Zeit. Er hat 27 Menschen umgebracht, denn das wollte er. Vielleicht kam er für den Vietnamkrieg zu spät, wo es noch erlaubt war. Es beweist, die private Lust am Töten kann immer wieder politisch ausgebeutet werden. Zum Glücke extremistischer Patentlösler, mit

dem sie so leicht ihre Aktivisten mobilisieren. Diabolische Bosheit lebt von Schadenfreude. Erst mit Gesetzen, Verbotsmaßnahmen, erst mit geistigen Foltern, einem das Leben vergällen, ehe man es dir nimmt. Heute weiß man, das ist nicht mehr spezifisch jüdische Erfahrung. Auch das schreibe man sich hinter die Ohren. Juden haben es sich in dieser Beziehung längst überlegt, ob sie wirklich zum Lamm Gottes erkoren und auserwählt sind. Vielleicht war es und ist's einer unter ihnen, aber als Volk nicht. Die Macht über die völlig Machtlosen, nicht Beute, andere abhängig machen wollen, andere vor dir kriechen lassen, anderen den Fuß ins Genick setzen, darum geht es! (Man sehe sich Schindlers Liste an, es ist zwar kein wirklich guter, aber ein lehrreicher Kinostreifen.)

An diesem Punkt angelangt, weiß man, der Mordrausch der systematischen Ausrottung von Familien in Europa 1941–45 hat mit Dresden und Hiroshima absolut nichts gemeinsam. Natürlich vergoß man heiße Tränen über Dresdens Kunstschatze und die unschuldigen Bombenopfer, zumindest jene, die damals nicht dazu neigten, über Warschau, Coventry, Rotterdam oder Warschau nur eine Träne zu verlieren. Die gleichen Leute verlieren auch selten ein Wort darüber, wie Deutsche und Japaner sich mit ihren Siegen freuten, solange sie nur siegten. Vergessen sind die Tage, ja, drei Jahre lang sogar, in denen man glauben konnte, die Achsenmächte Tokyo und Berlin könnten aus der Welt tatsächlich ein Super-KZ machen. Es war keine gute Idee, dieser Wahn. Und schon deshalb konnte sie nicht gelingen. Die Welt hat sich gegen Wahn wehren müssen.

Wie gesagt, bereits nach Stalingrad war das Ende des verlorenen Krieges abzusehen. Und gerade zu dieser Zeit fing das Schlachten in Europa und Asien erst richtig an. Um Rohstoffe ging es ja schon längst nicht mehr, nur noch ums nackte Leben. Der Wahn mußte endlich aufhören, deshalb hörte er drei Jahre später, 1945, auf. Den Sieg über diesen Gehirntumor verdanken wir bei Gott nicht unseren seichten Pazifisten, lauwarmer Christen und aufrechten Humanisten, bis auf noble Ausnahmen im Widerstand. Um es geradeaus zu sagen, die Befreiung vom schwarzen Kreuz mit den vier Haken verdanken wir der Roten Armee und den Luftflotten der Alliierten. Man muß es nur immer wieder und bei jeder Gelegenheit wiederholen. Es war nicht der erste Religionskrieg und wird nicht der letzte sein, die Zeitung bringt die Beispiele bereits auf der ersten Seite.

Es sollte uns dazu verleiten, das erste Gebot zu bedenken. Das erste Gebot wie auch die übrigen neun ist ein Gebot der Vernunft. Es sagt, du sollst mich, deinen Gott, der dich geschaffen hat, verehren. Das heißt, dem Feind, der dich töten will, darfst du es nicht erlauben. Um am Leben zu bleiben, mußt du den Feind töten, erst töten. Das allererste Gebot menschlicher

Vernunft läßt sich nicht vermessen, *ewig wie Gott zu sein*. Wir müssen uns als Sterbliche handhaben und allererst am Leben bleiben. Unsere Frommen haben dieses erste Gebot nicht anders verstanden, als es zu brechen. Sonst hätten sie ihre Folgsamen vielleicht zum Aufstand statt zur Resignation gemahnt. Es war eine harte Schule für alle, manche haben manches, andere nichts daraus gelernt.

Eines steht fest für alle: Seit Mai 1945, als die Deutschen, und seit August 1945, als die Japaner kapitulierten, ist jeder Tag ein Grund zur Freude und zur Feier. Wer das noch immer nicht begriffen hat, weiß nicht, was damals vorging, weiß nicht, was heute vorgeht, versteht nichts vom Wunder und schon gar nichts vom Leben. Das Endspiel 45, wie ich es erlebte, war keine großartige wagnerische Götterdämmerung, weder Bayreuth Oper noch Weltuntergang, sondern nur eine widerliche, krankmachende Misere überall in Europa. In einem unvergleichlich schönen Frühling. Das genügt doch.

Und zuletzt als Trost den Trauernden

für das, was damals geschah. Die Populisten, die heute den alten Trödelkram vom nationalen Eigendünkel in neuer Auflage und unter neuem Titelbild verkaufen wollen, haben es heute nicht so leicht, wie es manchmal den Anschein hat. Man hört nicht nur besser hin, was sie sagen, man schaut ihnen auch auf den Mund und auf die Finger und vor allem in die Augen. Auch wenn sich wenig geändert hat, hat sich ja trotzdem etwas in der Welt geändert: Populisten, die sich an Schlagwörtern wie an Kokain berauschen, haben am Ende nichts anzubieten, das einen beglücken könnte, der diesen Rausch nicht gut verträgt. Die alte Front links – rechts ist längst zerbrochen. Die neue heißt: Jeden, der mit der Untergrundbahn fährt, vergasen oder ein Riesengebäude in der Hauptstraße einer Provinzstadt sprengen. Auch wenn's das eigene Leben kostet. Die kosmopolitische Revolution ist nichts anderes, als sich ein Weltbild schaffen – das sich das nächste Jahrhundert ohne Gewalt, ohne Krieg, ohne Terror vorstellen kann, zumindest ausdenken muß.

Liebe Leute!

Nachstehend überreichen wir Euch den ersten Beitrag für die Lose-Blatt-Sammlung
»Baedeker für Eingeborene von hier und anderswo«:

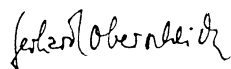
»Wien für uns«

Vorspann: Wien ist eine besonders männliche Stadt, schon durch die Namen ihrer Plätze und Straßen, die teilweise umbenannt gehören. »KärntnerInnenstraße« geht leicht, auch der »Graben« läßt sich gern in die »Aufgrabung« umbenennen; aber was macht man mit der »Herrengasse«? –

Die *Herrengasse* erhielt ihren Namen nach den hohen Herren, die dort Wohnung nahmen; der Volksmund hat sie ebendeshalb »Lümmel-« oder auch »Lumpengasse« genannt. In ihr erblicken wir den Ort eines besonders schönen Erfolges der ganz frühen Ökologiebewegung: einstmals Bestandteil des sogenannten »Wiener Innenringes«, eines schrecklichen Blechwurms mit Lärm und Gestank, ist diese Gasse (die von der WÖK an der Ecke Schottengasse/Freyung zum Loos-Haus am Michaelerplatz führt) seit langem nahezu frei von Verkehr – Lärm, Gestank und Blechkübeln sind aus ihr verschwunden. Dies bringt uns auf eine Idee:

Wir nennen sie ab 1. April, 12.00 Uhr die »Straße des Verschwindens und Wiederauftauchens« und gehen auf ihr spazieren, zum Teil mit Taferln um den Hals, die Namen und/oder Fotos von verschwundenen tragen können. Da wir nicht in Argentinien sind und keine Diktatur haben, müssen wir uns nicht auf eisern schweigendes Herumstehen beschränken wie die Mütter dort. Unsere »Straße des Verschwindens & Wiederauftauchens« reicht vom verschwundenen Café Passecker an der Ecke Freyung über das wiederaufgetauchte Café Central und dem berühmten Wiener Hochhaus (wo der frühe Aids-Kranke Gerhard Mayer, viele Jahre Musikkritiker der ehemaligen »Wochenpresse«, im Tode verschwunden ist) bis zum verschwunden gewesenen Taferl des Oberfeuerwerkers Pollet (der sich 1848 geweigert hatte, auf die Menge zu schießen, wie ihm ein wahn-sinniger Erzherzog befohlen haben soll), das – von der Wiener Sozialdemokratie gestiftet und ursprünglich an der Fassade des Loos-Hauses angebracht – nach einer FORVM-Aktion von Jürg Jegge wiederaufgetaucht ist und jetzt am Café Griensteidl hängt. Dazwischen irgendwo steht das Innenministerium, aus dem wer endlich verschwinden soll.* Und die Ecken Freyung/vormals Passecker sowie Michaelerplatz/Griensteidl- & Pollet-Eck wären als Hyde-Park-Corners und offene Foren der Meinungsfreiheit zu nutzen.

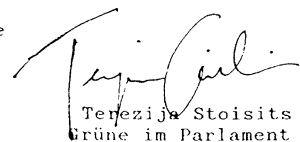
Wenn Ihr an diesem und/oder jedem anderen Samstag zwischen 12 und 14 Uhr Zeit & Lust hättet, in der Straße des Verschwindens und Wiederauftauchens (vormals Herrengasse) mit spazieren zu gehen, möchten wir uns sehr freuen.



Gerhard Oberschlick
FORVM, 1070 Museumstr.5

Schönste Grüße, Eure


Wien, 1. PSSt! 22.5.95


Tereziya Stoitsits
Grüne im Parlament

Rückkehr nach Österreich

K.P., geboren 1928 in Baden bei Wien, FORVM-Autor und Mentor unserer Blattmacher seit Michael Siegert, wird am 31. August d.J. als Redakteur des off. Organs der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, »Die Gemeinde«, in Pension gehen. Früher als »Kommunist« verdächtigt, wird er jetzt gern wegen seiner Satire »Brief aus der Heimat« im Exil-FORVM (Nr. 495, Amsterdam, 22. März 1998) als »grüne Unke« beschimpft.
Nachstehend ein Abschnitt aus seinen Memoiren.

Der französische Polizist, der mich in Paris, im fünften Stock der Polizeidirektion ohrfeigte, tat dies nicht mit voller Kraft. Er redete auf mich in französisch und jiddisch ein, doch die Wahrheit zu sagen. »Wahrscheinlich ein Jude«, dachte ich mir. Zuvor hatte mich ein anderer Polizist kräftiger geohrfeigt. Ich verstand nur ein paar Wörter Französisch, und Jiddisch nur jedes zweite Wort, weil es dem Deutschen so ähnlich klingt.

Meine Geschichte war natürlich erlogen. Weshalb ich mich nicht in Budapest bei der österreichischen Gesandtschaft gemeldet hätte, fragte er, und wie ich aus einem ungarischen Arbeitslager flüchten und bis Paris gelangen konnte, ohne dafür einen Zeugen zu haben, ohne meine Behauptung mit einem Beweis belegen zu können.

Nach einigen Stunden des handgreiflichen Zuredens ermüdete der Polizist. Sein Vorgesetzter kam ins Zimmer, schüttelte den Kopf und meinte, es hätte keinen Sinn. Daraufhin kam ich ins verschmutzte, stinkende Polizeigefängnis. In der Früh erhielten wir eine schwarze Brühe, genannt Kaffee, und ich wurde mit einem Pariser in eine Zelle gesteckt. Der junge Mann erklärte mir, er hätte einen »chéque sans provision«, einen ungedeckten Scheck in Umlauf gebracht. Wortreich schlug er mir auf französisch vor, doch in die gleiche Branche einzusteigen. Er machte große Gesten und zeigte, wie man mit dieser »Arbeit« Geld scheffeln könne. Der junge Mann war optimistisch und seine ganze Art belustigte mich. Nach ungefähr einer Stunde wurde er abgeholt. Dann kam ich an die Reihe. Ich wurde in einen Gerichtssaal gebracht. Verteidiger hatte ich keinen. Ein Richter fragte etwas, was ich nicht verstand. Die Verhandlung dauerte keine Minute und schon war ich zu einer Woche Haft wegen unerlaubten Grenzübertritts verurteilt, die ich im Gefängnis »Santé« verbüßen mußte. Die Zelle teilte ich mit einem älteren Franzosen, der mir erzählte, inhaftiert zu sein, weil er gegen die »interdiction«, d.h. gegen das Aufenthaltsverbot in einer der drei großen Städte verstoßen hatte. Stolz berichtete er mir, in jungen Jahren seine Frau, die er mit einem anderen Mann erwischte, umgebracht zu haben. Dann diente er in der Fremdenlegion und nach dem Zweiten Weltkrieg oder schon früher war er als Einbrecher tätig.

Nicht ein einziges Mal durfte ich während dieser Woche duschen. Da es nichts zu lesen gab, verbrachte ich die Zeit mit Tagträumen. Mitten in der Woche belebte sich unsere Zelle, ein dritter Mann wurde hereingebracht, es war ein Basko, der aus Spanien geflüchtet war. Als ich mich einmal über die Haft beschwerte, tröstete mich der Franzose, »was ist schon eine Woche«, er sitze nun, da er sein Gelöbnis gebrochen hatte und in Paris erwischte wurde, in unbeschränkter Haft.

Am Ende der Woche durfte ich duschen und erhielt meine Sachen zurück, doch frei war ich noch nicht. Ein Polizeiauto brachte mich zum österreichischen Konsulat. Der Konsul, ein freundlicher Herr (ich glaube, ein Vorarlberger) hörte sich meine Geschichte an und sagte mir unverblümt. »Ich glaube Ihnen. Wenn also alles stimmt, dann sind Sie selbstverständlich österreichischer Staatsbürger.«

Schon dachte ich, er würde mir ein Reisedokument ausstellen. Da schaute er mich von der Seite an und bemerkte nach einer Kunstpause: »Sie werden denken, ich sei ein Antisemit. Ich bin es nicht. Doch eben weil ich es nicht bin, rate ich Ihnen, nicht nach Österreich zurückzukehren.« Sein Rat kam natürlich zu spät. Auch wenn ich plötzlich meine Geschichte anders erzählt hätte, die Franzosen hätten mich ausgewiesen. Wieder wurde ich in die Polizeidirektion gebracht. Doch diesmal schlug man mich nicht. Ich erhielt einen Ausweisungsbefehl, mußte diesen unterschreiben. Mein Geld reichte nur für eine Fahrkarte nach Straßburg. So daß sie mich ohne einen Groschen Geld – aber mit der Auflage, mich bei der Straßburger Polizei zu melden – in den Zug setzten. In Straßburg wurde ich schon am Bahnsteig von einem Polizisten erwartet, der mich freundlich fragte, warum ich eigentlich nach Frankreich kam. Nach meiner Antwort, ich wolle französisch lernen und in Frankreich bleiben, leuchteten seine Augen auf und er sagte mir, ich hätte nur die Möglichkeit dazu, wenn ich der Fremdenlegion beitrete. Nach lediglich fünf Jahren Dienst könne ich sogar die französische Staatsbürgerschaft erhalten. Weil ich nicht wagte, sofort nein zu sagen, entgegnete ich ihm, mein sehnlichster Wunsch sei, Frankreich zu dienen. Ich wurde in das Rekrutierungsbüro der Legion gebracht. Der dort sitzende Unteroffizier schilderte mir die

Vorteile der Legion mit schillernden Farben: »Tous les jours du viande, du vin rouge et des femmes exotiques« (Täglich Fleisch, Rotwein und exotische Frauen). Doch ich hatte keine Lust. Ich besann mich auf Schweyk, zuckte nervös mit den Lippen und sagte, ich würde schon gerne mitmachen, hätte aber mit den Nerven zu tun. Der Mann schaute mich an und bedeutete meinem Begleiter, mich mitzunehmen. Ich wurde nach Kehl überstellt, wo ich am Bahnhof in einem Zimmer voll von deutschen Eisenbahnern warten mußte. Diese wollten wissen, ob ich hungrig sei. Als ich bejahte, erhielt ich eine Wurstsammel, und da ich ohne einen Groschen war, sammelten sie auch ein wenig Geld für mich. Dann holte mich ein französischer Militärpolizist ab, legte mir Handschellen an und wir fuhren die ganze Nacht durch Deutschland. Vor Sonnenaufgang brachte mich dieser zur österreichischen Grenze bei Bregenz, mit der Bemerkung »allez, vous etes chez vous« schickte er mich weg. »Gehen Sie, Sie sind zuhause«. Ich ging zu Fuß bis zum Bregenzer Bahnhof und meldete mich bei der Polizei. Die gaben mir einen Fahrschein bis Innsbruck, wo ich wieder bei der Polizei vorstellt werden sollte.

Wie aus mir kein Kommunist wurde

In Innsbruck wurde ich zur Staatspolizei gebracht und erzählte meine Geschichte. Ich beschrieb meine Heimatstadt Baden bei Wien und nannte den Namen unserer Mieter. Der Polizeioffizier ließ ein Papier schreiben:

*Bundespolizeidirektion Innsbruck
Innsbruck, den 15.9.1951.
Abt.I – Zl.: ...*

Bescheinigung.

Der angebliche Karl Pfeifer, geb. am 28. 8.1928 in Baden bei Wien, Staatsangehörigkeit ungeklärt, ist am 15.9.1951 ha. mit französischen Reisepapieren zur Anmeldung gekommen. Diese Dokumente wurden zur Ueberprüfung vorläufig einbehalten. Die Korrespondenz betreffend Klärung seiner Staatsangehörigkeit wurde eingeleitet. Bei Kontrollen wird gebeten, diese Bescheinigung als vorläufigen Identitäts-Ausweis gelten zu lassen. Die Bescheinigung verliert ihre Gültigkeit am 22.9.1951.

Heim- oder Rückkehrer waren nur ehemalige Kriegsgefangene. Als rückkehrender Jude wurde ich an einen jüdischen Möbelhändler verwiesen, nicht weit vom Hauptpostamt, der für mich am anderen Innufer in einem billigen Gasthof ein Zimmer reservieren ließ. Er gab mir auch etwas Geld, so daß ich mich verpflegen konnte. Nach mehr als einer Woche erhielt ich meinen viersprachigen Ausweis und konnte den Zug nach Wien besteigen.

Als ich mit meinen Eltern im Sommer 1938 den Westbahnhof verließ, war

dieser voll mit Gestapo und SS. Diesmal hielt der Zug weit draußen. War es nicht eine gerechte Strafe, daß dieser Bahnhof, in dem ich mich als Kind so gefürchtet hatte, bombardiert wurde?

Ich ging zu Fuß zum Schottenring, wo sich damals die Israelitische Kultusgemeinde befand. Dort mußte ich erst einmal in einem separaten Raum warten. War es ein Spitzel oder nur ein anderer Hilfesuchender, der mich fragte, wie es mir denn in Österreich gefiele? Ich war 23 Jahre alt, hatte keine Ahnung, was meine kritische Stellungnahme bewirken würde und sagte voreilig: »Für meinen Geschmack haben die Nazis viel zu viel zu sagen.« Mehr hatte ich nicht gebraucht. Ich wurde als »Kommunist« abgestempelt und ins Asyl der Stadt Wien, in die Meldemannstraße geschickt, wo ich in einem Schlafsaal mit noch 49 meistens Straftatlassenen und/oder Alkoholikern eine Unterkunft fand. Später sollte ich erfahren, daß einige derjenigen, die mich als »Kommunist« abgestempelt hatten, selbst in Palästina oder anderswo Kommunisten waren. Nach ihrer Rückkehr fanden sie ihren Weg zur SPÖ, die als Regierungspartei ihnen eine Wohnung und Arbeit verschafft bzw. ein Studium ermöglicht hatte. Freilich hätte ich erkennen können, ob Lehrer oder Putzfrau, in Österreich sicherte nur das richtige Parteibuch das Fortkommen. Die ersten Wochen in der Meldemannstraße deprimierten mich. In der Früh mußten wir den Schlafsaal verlassen. Ich trieb mich den ganzen Tag in den Straßen und in den Informationszentren der Besatzungsmächte herum. Die meiste Zeit verbrachte ich im Porzhaus, wo damals das sowjetische Informationszentrum untergebracht war. In der »Volksstimme« und in der »Österreichischen Zeitung« las ich von den Nazis, die sich wieder frech artikulierten. Mein erster Eindruck, den ich in Innsbruck gewonnen hatte, wurde von diesen Zeitungen bestätigt. Da sie umsonst oder fast gratis waren, schaute ich hauptsächlich sowjetische Filme an. Doch ich hatte so meine Zweifel, ob denn dort alles so blühe, wie sie es schilderten.

Nach meiner Rückkehr nach Wien mußte ich mich nach Baden begeben, um im Rathaus den Auszug aus der Heimatrolle meines Vaters zu beschaffen. Ein Beamter traf mich auf den Treppen des Rathauses und fragte, ob ich denn der Sohn des Herrn Ludwig Pfeifer sei. Als ich dies bejahte, sagte er: »Ich kannte Ihren Vater, er war ein feiner Mann, obwohl...« und wurde ganz rot im Gesicht. In Baden besuchte ich unsere ehemaligen Mieter, die Familie W., die sich auch nach 1938 zu uns sehr anständig verhielt. Frau W. erzählte lachend, ihr Mann, Professor am Badner Gymnasium, hätte noch vor Kriegsende russisch gelernt. Nach 1945 wurden in unserer ehemaligen Wohnung hohe sowjetische Offiziere einquartiert, mit denen sich die Familie W. befreundete. Doch als einer dieser Offiziere 1946 abberufen wurde, nahm er alle fünf Anzüge des Professors mit. Als

der Professor vom Unterricht heimkehrte, fand er seinen Kleiderschrank leer. Da ich der Familie W. Glauben schenkte, wußte ich, daß man der sowjetischen Propaganda nicht glauben konnte.

Nach ein paar Wochen in der Meldemannstraße erhielt ich meinen ersten Brief. Zu meiner Überraschung schrieb mir die Bezirksorganisation Brigittenau der KPÖ. Leider habe ich diesen Brief, wie so viel anderes, während eines meiner Umzüge verloren. Im Brief wurde ich – »ein Opfer des Faschismus« – aufgefordert, der Partei, die die konsequentesten Kämpfer gegen den Faschismus stellte, beizutreten. Endlich, dachte ich, werde auch ich zu einer Partei gehören, denn in der Zwischenzeit hatte ich begriffen, daß man in Österreich irgendwo dazugehören mußte. Nur so wird man mir helfen, aus meine Misere herauszukommen. Der Brief bestellte mich – es war im November 1951 – zu einer späten Nachmittagsstunde zum Parteisekretär ins Parteilokal in der Raffaelgasse.

Ich war pünktlich und der Parteisekretär empfing mich freundlich. Auf die Frage »Was hältst Du von unserem Brief?« meinte ich, daß ich gerne beitreten würde, doch ein kleines Problem hätte. Der Sekretär schaute mich fragend an. Ich sagte »ich bin Atheist«. Er lachte und erklärte, »wenn das alles ist, dann kann ich Dich beruhigen, wir Kommunisten sind alle Atheisten«. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, es war ja die sowjetische Zone und der Mann hätte mich auch verschwinden lassen können, doch ich stellte meine Frage: »Überall bei Euch sehe ich das Bild von Stalin, ist der für Euch unfehlbar, wie der Papst für die Katholiken, oder ist er auch nur ein Mensch, der Fehler begehen kann?« Der Sekretär schrie mich an: »Provokateur, marsch hinaus!« und ich ging tieftraurig und enttäuscht im Regen zurück in die Meldemannstraße.

So wurde ich nicht Kommunist, aber der Ruf – einer zu sein – verfolgte mich Jahrzehnte.

Internationales Menschenrechts-Tribunal

50 Jahre Zweite Republik – 50 Jahre Unterdrückung von Lesben und Schwulen

9.–12. Juni 1995, Republikanischer Club, Wien I.

Vorsitz: Freda Meissner-Blau und Gerhard Oberschlick

Freitag, 9., 10 Uhr: Verlesung der Anklageschrift; anschließend Presse-Foyer
15 Uhr: Strafrecht und Verfassung

Samstag, 10., 10 Uhr: Personenstand, Familie, Ehe, Lebensgemeinschaft
15 Uhr: Wiedergutmachung für NS-Verfolgung – 16 Uhr: Aids und die sozialen Folgen
17 Uhr: Gefängnis, Psychiatrie, Bundesheer, Polizei, Asyl

Sonntag, 11., 10 Uhr: Arbeitswelt. Diskriminierung im Beruf und durch Behörden
15 Uhr: Öffentlichkeit. Diskriminierung auf der Straße und in den Medien

Internationales Komitee

Margarete Ackerhans, Koordinatorin des Aids-Programms der Stadt Göteborg.
Brigitte Bailer-Galanda, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands, Wien. **Glenn Calderwood**, Int'l Campaigns Officer, Int'l Society for Human Rights ISHR, London. **Robert Chambers**, Secretary-General, ISHR, Frankfurt/M.
John Clark, ehem. Generalsekretär der Int'l Lesbian and Gay Assoc. ILGA, Wien.
Jacques Caillou, Titularbischof von Paternia, enthobener Bischof von Evreux.
Barbara Helfferich, Generalsekretärin der Europäischen Frauenlobby, Brüssel.
Aart Hendriks, Niederländisches Institut für Menschenrechte, Leiden. **Douglas G. Higgins**, UN Humanitarian Affairs Officer, Kigali und Auckland. **Hans Hjerpekjøn**, Generalsekretär der ILGA, Oslo. **Kuno Knöbl**, Publizist und Journalist, Wien und La Paz. **Igor S. Kon**, Mitglied der Russischen Akademie für Bildungswesen, Moskau.
Kurt Lüthi, em. Univ.-Prof. für Evangelische Theologie, Wien. **Oliver Marchart**, Philosoph und Publizist, Wien und London. **Christine Nöstlinger**, Autorin und Journalistin, Wien. **Manfred Nowak**, a.o. Prof., Direktor Ludwig Boltzmann-Institut für Menschenrechte, Wien. **Anton Pelinka**, Univ.-Prof., Inst. f. Politikwissenschaften, Innsbruck. **Doris Pollet-Kammerlander**, Frauensprecherin der Grünen Parlamentsfraktion, Wien. **Lisa Power**, ehem. Generalsekretärin der ILGA, London. **Wolfgang Purtscheller**, Publizist und Journalist, Wien. **Asa G. Rachmanowa**, Professorin, Vorstand der Med. Akademie, St. Petersburg. **Mel Read**, Labour Party, Mitglied des Europa-Parlaments, Brüssel. **Svend J. Robinson**, New Democratic Party of Canada, Member of Parliament, Ottawa. **Claudia Roth**, Vorsitzende der Grünen im Europa-Parlament, Brüssel. **Gerhard Roth**, Schriftsteller, Wien. **Douglas Sanders**, Professor, Faculty of Law, University of British Columbia, Vancouver. **Theo Sandfort**, Direktor an der Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Utrecht. **Georg Scheuer**, Historiker und Publizist, Wien und Paris. **Rebeca Sevilla**, Generalsekretärin der ILGA, Lima. **Terezija Stoisits**, Minderheitensprecherin der Grünen Parlamentsfraktion, Wien. **Reinhard Tramontana**, Autor und Journalist, Wien. **Nel Van Dijk**, Vorsitzende des Frauenrechtskomitees des Europa-Parlaments, Brüssel. **Hein Verkerk**, Pressesprecher der Niederländischen Grünen im Europa-Parlament, Brüssel.
Christopher Williams, Senior Lecturer in European Studies, Preston, U.K.

So verrückt wie sie meinen

Warum die Grünen die Hetze gegen das TATblatt nicht mitmachen

Wie gewaltbereit ist die linke Szene wirklich? Seit Jahren hat kein Thema die emotionalen Wogen der Österreicher so in die Höhe gepeitscht wie der Anschlag von Ebergassing. Leider, denn der rechte Terror hat bereits Opfer gefordert, ohne gewaltige Reaktionen dieser Art auszulösen.

Die Grünen unterscheiden in ihrer Antwort klar zwischen den verunglückten Tätern und den in der Öffentlichkeit gewaltsam mit ihnen in einen Tatzusammenhang gerückten Herausgebern der selbstverwalteten Zeitschrift ›Tatblatt‹. Nein, die ›Tatblatt‹-Macher sind keine Terroristen und das ›Tatblatt‹ ist nicht das Zentralorgan eines bewaffneten Kampfes gegen den Staat, als das es in den letzten Wochen von Freiheitlichen, Teilen der ÖVP und Wiener Medien hingestellt wurde.

Gerade weil wir bei dieser Pauschaldiffamierung nicht mitmachen, stellen wir kritische Fragen und bemängeln die fehlende Distanz des ›Tatblatt‹ zu politisch motivierten Gewalttaten. So rechtfertigen die Macher in der letzten Ausgabe (8/95) den Abdruck von RAF-Bekennerschreiben mit den Worten: »Das bedeutet noch lange nicht, daß wir das alles gut finden. Es schließt dies aber sicherlich auch nicht aus.« Wir lehnen diese verbale Koketterie mit Gewalt entschieden ab und verlangen vom ›Tatblatt‹ eine klare Distanzierung von dem versuchten Anschlag von Ebergassing. Schon jetzt sitzt das ›Tatblatt‹-Kollektiv zwischen den Stühlen der Distanzierer und einer Handvoll von Anhängern staatsfeindlicher Militanz – dabei will das ›Tatblatt‹ gar nicht sitzen, sondern sich bewegen.

Ohne die unmißverständliche Ausgrenzung gewaltbereiter Personen und ihrer Meinung wird es keine finanzielle oder materielle Unterstützung einer Alternativzeitung von unserer Seite mehr geben; das haben die Grünen in ihrem höchsten Gremium nach dem Bundeskongreß, dem erweiterten Bundesvorstand, am 12. Mai beschlossen.

Unser Bekenntnis zum gewaltfreien Widerstand

Keine andere Partei oder politische Bewegung der österreichischen Geschichte hat sich so nachdrücklich für Gewaltfreiheit als oberstes Prinzip der politischen Auseinandersetzung eingesetzt wie die Grünen. Das Bekenntnis zur Gewaltfreiheit ist der politische Kern unseres Parteiprogramms und erfolgt nicht aus politischem Kalkül, sondern weil wir zutiefst davon überzeugt sind, daß gewaltfreie Me-

thoden die einzig zielführenden Aktionsformen des Widerstands von Bürger- und Basisinitiativen sind. Selbst bitterste Frustrationen, soziale Ungerechtigkeiten und Ausgrenzungen dürfen nie dazu führen, die Gewaltfreiheit aufzugeben.

Wir sehen die Bedeutung des gewaltfreien Widerstands im wesentlichen in der Politisierung größer werdender Bevölkerungsteile. Politisierung meint mehr als den Transport von Inhalten, Politisierung meint das Aktivwerden der Bürger in Richtung auf ein Mehr an Selbstständigkeit, an Solidarität, in der Entwicklung von Widerstandsbereitschaft, in der Suche nach neuen Formen des zwischenmenschlichen Verkehrs.

In Zeitungen wie dem ›Tatblatt‹ werden Teile einer Szene vernetzt, die ansonsten in der Anonymität der Großstadt rasch ihr Ende fänden. Das ist gut so. Um aber politisch ernstgenommen zu werden, ist es für Alternativmedien unerlässlich, die Rhetorik der Verschwörung über Bord zu werfen und einen konstruktiven Dialog über gewaltfreie Formen von Protest und Widerstands zu entfalten. Das Instrumentarium des zivilen Ungehorsams ist dafür groß genug; es umfaßt eine breite Palette friedlicher Aktionen: von Sit-Ins und Sleep-Ins über Demonstrationen, Blockaden und Boykotts bis hin zum organisierten Streik als letztem Mittel. Besonders Sitzblockaden und Demonstrationen haben der Umweltbewegung in Hainburg gezeigt, daß sich ziviler Ungehorsam gegen ungerechte Gesetze, Gerichts- und Strafverfahren auf Dauer bezahlt macht.

Wo beginnt, wo endet die Gewaltfreiheit? Gibt's nur das harmlose Sitzen und Sitzenbleiben oder vielleicht auch das aktive, absichtsvolle Sich-Hinsetzen, das dem Genötigten nur die Wahl läßt, zu weichen oder den Blockierer unter erheblicher körperlicher Kraftanstrengung wegzutragen? Das sind spannende Fragen, die zeigen, daß gewaltfreie Methoden kein feiges Davonstehlen sind, sondern ihre Wirkung ständig neu überprüft werden muß. Erst im März hat beispielsweise der deutsche Bundesverfassungsgerichtshof entschieden, daß Sitzblockaden vor militärischen Einrichtungen nicht als Straftatbestand der Nötigung gewertet werden dürfen.

Wie wir aus der Geschichte wissen, kann der gewaltfreie Widerstand im Extrem auch das Recht auf symbolische Angriffe gegen öffentliches Eigentum umfassen, das etwa keine Existenzberechtigung mehr hatte, als es in Form von Einberufungsbefehlen unmittelbar zur Ausführung des verbrecherischen Kriegs in Viet-

nam diente. Ich habe mein Buch »Das grüne Projekt« ganz bewußt dem österreichischen Widerstandskämpfer Karl Gröger gewidmet, der mit der Zerstörung der Einwohnerkartei von Amsterdam zahlreiche jüdische Mitbürger vor den Gaskammern retten konnte. Keine dieser Extremsituationen liegt im demokratischen Österreich von heute vor.

Der Erfolg der Gewaltfreiheit ist momentan sicher in der Umwelt- und Tiereschutzbewegung am größten. Die spektakulären Aktionen von Greenpeace, Robin Wood, Global 2000 und Friend Of The Earth haben bei der Mobilisierung breiter Bevölkerungsteile tausendfach geholfen, was sich von den boshaften Heldenstreiche der autonomen Stammische nicht gerade behaupten läßt. Umgekehrt hat der Anschlag von Ebergassing niemandem mehr geschadet, als den burgenländischen und niederösterreichischen Bürgerinitiativen, die gegen den Bau einer weiteren 380kV-Leitung für den zukünftigen Atomstromtransport kämpfen.

Überzeugungsarbeit unter den Sympathisanten von Ebergassing

Wenn sich die Grünen heute etwas vorzuwerfen haben, dann nicht daß sie zu einer Periode, in der das ›Tatblatt‹ staatliche Zuwendungen aus den Mitteln der Presseförderung und der Arbeitsmarktverwaltung erhielt, Wahlkampfinszenarien schalten ließen. Wenn sich die Grünen etwas vorzuwerfen haben, dann daß sie den politischen Dialog mit der autonomen Szene zeitweise vernachlässigt und nicht intensiv genug geführt haben.

Wer enttäuschten Jugendlichen nur mit der Staatsgewalt begegnet, schneidet den Dialog ab. Wir betrachten die Täter von Ebergassing und ihre Sympathisanten als politische Gegner; genauso wie jene ÖVP-Politiker, die verummte Jugendliche genußvoll zu gefährlichen Bombenlegern hochstilisieren. Im Unterschied zur ÖVP wollen wir die gewaltbereite Szene aber nicht sich selbst überlassen. Der Dialog muß uns interessieren, weil wir diskutieren wollen, wie sich der Anschlag auf jene auswirkt, die von Gesetzen und Parlamenten eigentlich nichts halten.

Gegen das unreflektierte Feindbild Polizei

Das ›Tatblatt‹ hat sofort nach Ebergassing einen Maulhalte-Appell veröffentlicht, um die Ermittlungsarbeiten der Polizei zu behindern. Als Begründung dafür wurde später angeführt, daß die Behörden beabsichtigen, biographische Profile der Verhörten anzulegen, um so die Szene als Ganzes zu durchleuchten. Die meisten Österreicher sehen in diesem Argument mit Recht eine Ausrede, mit der sich einige vor einer klaren Distanzierung drücken wollen. Nicht die Sicherheitsbehörden, sondern Wiener Tageszeitungen und Wochenmagazine haben linke Gruppierungen und

Alternativmedien unter pauschalen Terrorverdacht gestellt.

Als weitere Begründung für den Maulhalte-Appell wurde angeführt, daß es dieselbe Polizei sei, »die tagtäglich Ausländer und andere Minderheiten terrorisiert« (Tatblatt 8/95). Auch dieses Argument ist nicht akzeptabel, da das Gewaltmonopol für den modernen Staat unverzichtbar ist und nicht der Polizei die politische Verantwortung für ihre Arbeit zugeschoben werden kann.

Die österreichische Polizei ist Teil eines Systems zur Herstellung von Ordnung und Konfliktregelung. Zu diesem Zweck verfügt der Staat über ein Gewaltmonopol: ein Monopol auf die Ausübung von physischer Gewalt gegen die körperliche Unversehrtheit und Freiheit von Menschen. Dieses Gewaltmonopol haben die modernen Staaten historisch errungen, indem sie feudale, lokale, private Gewaltformigkeit beseitigt haben. Wer es in Frage stellt, verläßt nicht nur den Boden der Demokratie, sondern will das Rad der Geschichte zurückdrehen.

Unterdrückte Nachrichten – Mythen linker Blattmacher

Zu den liebgewonnenen Mythen der linken Zeitungsproduktion gehört die unkommentierte Wiedergabe sogenannter unterdrückter Nachrichten, worunter im Tatblatt vor allem Bekennerschreiber und Anschlagserklärungen verstanden werden. Keine Redaktion kann sich aus der Verantwortung für das Gedruckte stehlen. Schließlich treffen die Redakteure durch die Auswahl der Nachrichten aus einer Flut von Information eine Entscheidung für ihre Leser und müssen diese begründen können. Der unkommentierte Abdruck von Anschlagserklärungen und das Fehlen klarer Distanzierungen von angeblich bloß dokumentierten Inhalten sind ein unverantwortliches Spiel mit dem Feuer.

Wäre das Tatblatt das, wofür es sich hält, nämlich der substanzielle Teil einer Gegenöffentlichkeit, spräche es eine andere Sprache. Nicht die Sprache der augenzwinkernden Konspiration, sondern die klare, verständliche Sprache derer, die sich sonst nirgends artikulieren können. Wer aus dem Rechtsruck der österreichischen Innenpolitik nicht endlich lernen will, daß man nur etwas verändern kann, wenn man sich um Verständlichkeit bemüht, der meint es gegen Haider nicht wirklich ernst.

Die verrückten Täter von Ebergassing

Ich neige nach den Ereignissen der letzten Wochen dazu, in Peter Konicek und Gregor Thaler Personen zu sehen, deren Verblendung und Wut eine vielleicht verstehbare und menschlich begründbare Geschichte hat, möglich; deren persönlich und politisch fataler Griff zum Sprengstoff aber nicht nur Ohnmacht und Blindheit

ausdrückt, sondern gerade zeigt, daß wir immer Gefahr laufen, einen Teil unseres Selbstverständnisses aus den Händen unserer Gegner in Empfang zu nehmen.

Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß der gewaltige Druck der Vorurteile, der auf die Köpfe ausgeübt

wird, so stark ist, daß die Betroffenen mitunter anfangen, die Vorurteile der Gesellschaft – »Chaoten, Randalierer, grün-anarchistische Bombenleger« – in eigene Regie zu übernehmen und sie eines Tages selbst meinen, sie seien so verrückt, wie sie da gezeichnet werden.

P.S.: Verrückt, wie? liebe Madeleine!

Warum das FORVM die Hetze der Medien sowie der Grünen nicht mitmacht

Liebe Madeleine, Du hast mich – ich danke Dir! – an meine redaktionelle Verantwortung gemahnt und überzeugt, daß ich Dein obiges Bekennerschreiben kommentieren muß. Hier also eine glasklare Distanzierung von Deinem unverantwortlichen Spiel mit den vier Feuern: 1. Hetze, 2. Denkverbot, 3. Staatsgewalt. 4. Recht.

1. Bei der Pressekonferenz *Tatblatt* nimmt Stellung am 28. April waren die JournalistInnen nur daran interessiert zu erfahren: Hat Einem gespendet, wie oft und wieviel; wie kamen die Belege an die Öffentlichkeit; hat das Tatblatt vom Sozialministerium Geld bekommen, wie oft und wieviel? Die Fragen einer Hetz-Meute eben, streng nach Canetti, die wir statt einer anständigen Presse haben. Anständige JournalistInnen hätten gefragt:

Hat das Blatt die Grundsätze für die publizistische Arbeit des Österreichischen Presserates verletzt? – Hat es für irgendwelche Zuwendungen Außenstehenden eine Einflußnahme auf Inhalt und Form der Information gewährt? Hat es etwa die Sozialpolitik der Regierung weniger scharf kritisiert als früher?

Zu Deiner Beruhigung: Nein, der »Ehrenkodex für die österreichischen Presse« wurde nicht verletzt, sondern das Tatblatt ist sauber geblieben. Ich habe ihm daher das Vortragshonorar für mein »Lob der Unangenehmheit«, 7000 Schilling, gespendet. Es war dies eine private Einnahme. – Spenden ans FORVM verlässlich für dieses zu verwenden, bin ich den Spendern im Wort, das ich weiterhin halten werde.

2. Denkverbot. Menschen oder Tiere zu quälen oder zu töten, verabscheue ich, und Gewaltfreiheit ist mir wirklich sympathisch. Ich habe den »Wehrdienst mit der Waffe« verweigert, aus politischen Gewissensgründen; die machte ich geltend, obwohl sie damals nicht vorgesehen waren, und bekam die höchste staatliche Auszeichnung: das (Gewalt-) Freiheits-Patent.

Denkverbote sind mir genauso unsympathisch. Gewaltfreiheit »als oberstes Prinzip der politischen Auseinandersetzung« mögen die Grünen jetzt noch so bekennen: Als grüne Spitzenfunktionäre die Bombardierung Belgrads gefordert haben, da wär' halt die Gewalt von Staaten (oder deren Gemeinschaft) verübt worden; Staatsgewalt, mit Eurem Segen sakrosankt.

»Der politische Kern« Eures Parteiprogramms? – Entkernt. »Nicht aus politischem Kalkül? – Also ein Denkverbot; und ich glaub', Ihr kalkuliert doch. Sondern »weil« Ihr »zutiefst ... überzeugt« seid?

Wie gewinnt Ihr eine Überzeugung, zumal die, wonach »gewaltfreie Methoden die einzig zielführenden Aktionsformen des Widerstands« wären? Durch Offenbarung oder aus der Gewalt-Antipathie, die ich teile? Säkularisiert Euch rasch: Glaubensstärke macht selten stark in Wahrheitsfindung.

Woher nimmst Du z.B. die Überzeugung, daß die Zwei in Ebergassing an einem Unfall starben? Wieso übernimmt Du, wie Peter Pilz, Haider's Formel von der »gewaltbereiten Linken«? – Dieses Klebe-Etikett überall herumzupicken, darin besteht doch das mediale Hatz-Vergnügen, das sich diejenige besonders gönnt, von der man »gewalttätig ist die Kronen Zeitung« gerichtsnotorisch sagen kann.

3. Wenn's irgendwo blitzt und/oder knallt, schreit Haider »Gewaltbereite Linke!« Sofort entbrechen schreckhaften Gemütern heilige Meineide gegen Gewalt und Schwüre aufs staatliche Gewaltmonopol.

»Vertrauen bringt Sicherheit« – der Wahlspruch von Vermögensberatern, die hinnige Immobilien-Anteile verscherbeln. Da kann sich der Haider freuen.

Auch der ist prinzipiell gegen jede politische Gewalt, wenn sie von links kommt. Auch der ist für das staatliche Gewaltmonopol, wo er Polizisten zuzwinkern kann:

»Es ist doch schön, lästige Linke einmal ein bißerl zur Raison zu bringen.« Die Bierseligkeit im Gösser-Bräu steigt und steigt: Haider – ein Herz und eine Polizei...

»Unreflektiertes Feindbild Polizei« eines staatsfeindlichen Alternativblattes? Ja: »Die Presse« vom 6.10.1994 unter dem Titel »Die Polizei liebt Haider« von der »Wahlkampfparty der FPÖ im Bierkeller« am Tag zuvor. – Exakt zwei Wochen vorher hatten Polizisten auf der Negerjagd unserem gemeinsamen Freund Purtscheller das Bein am Knie verdreht, bis die Bänder rissen wie bei einer Hühnerkeule. Exakt zwei Wochen danach: »doch schön, lästige Linke einmal ein bißerl zur Raison zu bringen.« Übrigens hatten deutsche Polizisten am 30. 5. 1994 einem Journalisten namens Oliver Neß die Knie-Bänder abgerissen, nach der selben Methode Hühnerbein; bei einem Auftritt Jörg Haider's in Hamburg, wo ihn AUF-Polizisten als Leibwächter schützten. Ob diese die dort erlernte Übung des staatlichen Gewaltmonopols an ihre Kollegen in Wien weitergaben? Wer kann es wissen.

4. Eine Zeugenpflicht besteht nur vor Gericht; gegenüber der Polizei ist Maulhalten noch immer mein gutes Recht. Das wirst selbst Du mir, liebe Madeleine, nicht beschneiden. Schöne Grüße, Dein Gerhard

»Der Dritte Mann«

Ein Film, der bekanntlich in Wien spielt.

Die Personen und ihre Darsteller:

P. = Dr. Thomas Prader, Helferlein (Buch)

I., auch »Ich« = Wolfgang Purtscheller, der »Informierte«

E. = Innenminister Dr. Caspar Einem, zu Rettender

X. = [REDACTED]

Das »Beisl« = Arena-Cafe

Der »Chef« = Caspar Einem (Idee)

Der »Subalterne« = Dr. Michael Sika (Regie)

Wolfgang Purtscheller, Aktennotiz betreffend Mittwoch, den 6. April 1995:

»Kurz nach 18h ruft mich der Falter-Redakteur Thomas Seifert an. Die Grünen seien mit ihm in Verbindung getreten, um ihn zu bitten, mich zu verständigen. Er gibt mir eine französische Nummer an, bei der RA Thomas Prader meinen Rückruf erwarte.

1. Telefonat, kurz nach 18 Uhr

Ich rufe sofort vom Handy aus zurück. P. erläutert des langen und breiten, wie schwierig die Situation für einen seiner »besten Freunde«, IM Einem sei. Er vertrete viele Ausländer in »verzweifelter Situation«, da sei einer wie der neue IM die letzte Hoffnung.

Dann teilt er mit, er sei von Michael Sika, Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit, angerufen worden. Laut Sika sei auch Einem in einer verzweifelter Situation. Es sei notwendig, was zur Rettung Einems zu unternehmen. Der »Drittäter« sei den Behörden bereits bekannt. Die Polizei sei »total aufgeheizt«. Es bestehe höchste Gefahr für den angeblichen »Drittäter«. Prader schlägt vor, ich solle diese Person auftreiben und dazu bringen ihn anzurufen. Der neue IM brauche dringend eine »Erklärung« für das Attentat. Der Verdächtige müsse her, damit ihn Einem der Öffentlichkeit präsentieren könne.

Prader sichert zu, daß der Mann eine geringe Strafe bekommen könne und, da er als Anwalt ja das Recht habe, dessen Identität geheimzuhalten, auch abhauen bzw. untertauchen könne.

2. Telefonat, unmittelbar darauf aus einer T-Zelle

Ich rufe von einer Telefonzelle aus zurück. Prader gibt mir den Namen von Sikas aktuellem »Verdächtigen«.

3. Telefonat, ca. 20.15 Uhr

Kurz nach 20 h »finde« ich Sikas »Terroristen«. Der steht friedlich an der Bar eines Beisls und macht mir schnell klar, daß Sika/Prader falsch liegen. Ich rufe Prader vom Handy aus zurück und sage ihm das, fordere ihn des weiteren auf, Sika anzurufen, um den »Verdächtigen« aus der Schußlinie zu nehmen. Der Mann sei jederzeit bereit, bei der Polizei auszusagen, mit oder ohne Anwalt. Prader meint, das mit Sika sei nicht so wichtig. Wichtig sei, daß ein »Mittäter« her müsse, der eine »Erklärung« abgeben müsse.

Die Erzählung der Anderen

»I. erzählt uns, daß ihn P. angerufen hat. Sein Freund E. hätte ihn angerufen und gemeint, daß sie wissen, wer der 3. Mann (X.) ist. Die Bullen fahnden nach ihm und wären kaum zu halten und würden ihn am liebsten bei der Verhaftung erschießen. Um die Sache aber ruhig über die Bühne zu bringen, hätte sich E. an P. gewandt. Der wiederum sollte Kontakte zur Szene herstellen. Diese sollte den X. ausfindig machen und dieser solle sich stellen.

Nachdem mit dem X. gesprochen wurde, stellte sich heraus, daß dieser keineswegs »untergetaucht« ist. Ganz im Gegenteil wohnt er an seiner Meldeadresse und ist auch an seinem Arbeitsplatz erreichbar. Der X. hatte bisher keine Ladung bekommen noch waren die Bullen bei ihm aufgetaucht. Für eine Fahndung bestand also keinerlei Anlaß.

Nach diesem Gespräch folgte ein Rückruf bei P. unter der Telefonnummer mit französischer Vorwahl, die er bei seinem ersten Anruf angegeben hatte.

4. Telefonat, ca. 22 Uhr

I. erklärt P., daß der X. weder untergetaucht sei noch in irgendeiner Form an Ebergassing beteiligt gewesen sei. Das sei jederzeit beweisbar. Für eine Fahndung gäbe es also keinerlei Anlaß und offensichtlich gäbe es auch keine, weil der X. jederzeit erreichbar ist.

P. wird auch erklärt, daß der X. sich nicht von sich aus bei den Bullen melden würde, weil dafür kein Anlaß bestehe, ganz im Gegenteil wäre das »komisch«. Die Bullen könnten dem X. ja eine Ladung schicken, der dieser auch Folge leisten würde.

P. wird gesagt, daß der X. nicht der »Dritte Mann« sein könne, er hat ein Alibi. P. sagt kurz nichts, denkt offensichtlich nach, fängt sich ziemlich schnell und meint dann trotzdem:

Der X. sollte sich bei P. melden, ein Protokoll verfassen und bei P. hinterlegen. Erst wenn sich die Situation politisch beruhigt hätte, sollte es zur Verhandlung gegen den X. kommen. Ihm würde schlimmstenfalls eine schwere Sachbeschädigung zur Last gelegt werden, unter Umständen käme er mit einer leichten davon. Alles in allem hätte er schlimmstenfalls eine Strafe von einem halben Jahr zu erwarten, die wahrscheinlich bedingt, oder eine Geldstrafe.

P. wolle ja nicht, daß weder er noch I. da jetzt Bullenfunktion übernähmen, aber I. solle das doch in der Szene verbreiten, damit der Dritte Mann das mitbekommt und sich bei P. meldet.

P. und E. geht es vor allem darum, daß »diese Sache jetzt schnell aufgeklärt wird«. Deshalb muß der »Dritte Mann« gefunden werden.

I. erklärt auch, daß es unter Umständen gar keinen Dritten Mann gibt. Das interessiert P. nicht, unbedingt muß sich ein Dritter stellen. Dabei betont er des öfteren, daß diesem »nichts passieren wird«.

P. sagt auch, daß er eine zweite Person »aus der Szene« in diesem Fall angerufen hat, der er im Prinzip das selbe gesagt hat wie I. beim ersten Telefonat.

P. will unbedingt eine »Erklärung« eines »Dritten Mannes«, die bei ihm hinterlegt wird und vorerst bei P. bleiben würde. Schon damit könne E. etwas anfangen. Immer wieder kommt er auf die »armen Ausländer« zu sprechen, denen Einem und er helfen müßten.

I. sagt P., er solle mit S. die Sache bezüglich X. abklären. Er könne innerhalb der nächsten Stunde wieder zurückrufen.

I. sagt P., daß er unbedingt Sika anrufen soll und diesem mitteilen, daß X. als Täter ausscheide. P. sagt das auch zu.

5. Telefonat, ca. 23.30 Uhr

Bei diesem Gespräch spricht P. von E. nur noch als »dem Chef«, von S. als »Subalternen«.

P. erzählt, daß er mit »dem Chef« geredet hat, nicht aber mit dem »Subalternen«. P. meint, daß er es auch so sieht, daß sich X. von sich aus nicht melden wird, und daß die Bullen ihm am besten eine Ladung schicken sollen.

Von X. ist in diesem Gespräch nicht mehr viel die Rede, sondern davon, daß ein »Dritter Mann« her muß.

Wichtig ist ihm vor allem, daß diese Person dann eine Erklärung bei ihm deponiert. I. möge das »in der Szene verbreiten«. »Irgendeiner« müsse sich unbedingt bei P. melden, es gehe um Einems Kopf. Er betont ausdrücklich, soeben mit dem »Chef« gesprochen zu haben, den »Subalternen« wolle er erst morgen anrufen, obwohl ihn I. mehrmals daran erinnert, daß für den X. ja angeblich »höchste Gefahr« durch wildgewordene Polizisten bestehe.

P.S: Die obigen Telefonate verraten uns nicht, was einem mit Sika, dieser mit Prader und der mit Einem besprachen; sie geben nur wieder, was W. P. erzählt und (beim 4. und 5. Gespräch) andere mitgehört haben. Damit allein, jedenfalls, haben Chef, Subalterner und Helferlein es nachträglich glänzend verstanden, das »Tatblatt« als weise erscheinen zu lassen, weil es die Parole »Maul halten!« gegenüber der Polizei ausgab.

G.O.

Ebergassing. Eine Bomben-Story

Zwei Leichen im Feld, wo sie tagelang herumliegen; ihre selbstgebastelten
Minen werden von Polizisten an Ort und Stelle gesprengt, wobei
ein Sachschaden entsteht, aber der Strom-Mast, den
die Toten angeblich sprengen wollten,
steht und steht und steht.
Wolfgang Purtscheller lauschten wir über
»Sachen, die absolut absurd sind bei der G'schicht«,
am letzten Freitag im April, weil wir gerade im Hummel saßen und
sonst nichts vorhatten. Viel Sprech-Deutsch ist diesmal im Heft, Pardon!

Das Erste ist einmal – das fällt ja jedem auf, daß es irgendwie komisch ist: Den Typen haben die Bullen schon einmal gehabt, wegen dem Verdacht, daß er dabei war bei der Geschichte auf der Flughafen-Autobahn, den Konicek. Daß ausgerechnet der, Luftlinie 600 Meter zu seinem Elternhaus, wo er auch noch gemeldet ist, probiert, einen Strommast zu sprengen, scheint meiner Ansicht nach vollkommen absurd. Die Typen, wenn die etwas gehabt haben, dann war's Paranoia.

Das zweite Absurde ist, daß in sämtlichen Anweisungen steht, man soll das ja nicht probieren: elektrisch Zünden oder sowas bei Hochspannungsmasten, sondern – in allen Anweisungen, »Radikal« und so, wir haben nachgeschaut, ja, steht drinnen – man sollte auf jeden Fall versuchen, das umzusageln oder die Bolzen abzuschneiden.

Dann kommt dazu, daß die beide ausgebildete Schlosser und Schweißer waren und daß der Thaler ein absoluter Virtuose mit der Flex, also mit der Trennscheiben-Maschine und mit dem Schweißgerät war. Der war wirklich ein genialer Handwerker, hat in der Ägydigasse sämtliche Rekorde im Barrikadenbau gebrochen, und der hat auch im Kirchweg-Haus, im Café, das sie stürmen wollten, die Barrikaden gebaut. Und die waren also Präzisionsarbeit. Das waren nicht irgendwelche Pfschereien, das waren Dinger, die wirklich passen. Es ist ja kein Zufall, in der Ägydigasse z.B., bei der Räumung – hat alle der Thaler gebaut, haben die in drei Tagen hingestellt, zu zweit oder zu dritt –, da war es so, daß die Bullen, ohne daß Widerstand geleistet worden wäre – sollte man nie vergessen! –, drei Stunden gebraucht haben, bis sie durch die Barrikaden durch waren, ohne daß da irgendwer sich gewehrt hat. Mit Eisenbahnschienen und so weiter. Wenn 300 Bullen, die sämtliches schwere Gerät haben, drei Stunden brauchen, um durchzukommen, dann kann man sich vorstellen, wie gut die Sachen gebaut waren.

Das ist der Punkt: daß der Thaler wirklich handwerklich total gut war. Und wenn der weiß, er kann flexen, dann *flext* er.

Das Dritte, was mir total bei der Geschichte stinkt, ist, daß ausgerechnet der Thaler eine Puff'n dabei gehabt haben soll. Die sagen, die ist beim Thaler im Gewand gesteckt. Das ist deswegen komplett ungewöhnlich, weil die nämlich total verrostet war. Jeder, der sich mit Waffen ein bißl auskennt, weiß, daß eine Puff'n, damit sie so verrostet – dann ist sie erstens unbrauchbar, und zweitens, damit sie so verrostet, braucht es mindestens ein halbes Jahr.

Ich habe einmal mit jemandem geredet beim Bundesheer, der hat mir erzählt, sie haben bei der Ranger-Ausbildung – der war bei den Rangers – nach drei Monaten eine Übung. Da haben sie müssen Pistolen und Gewehre im Wald vergraben, aber ohne besonderen Schutz, also vielleicht eine Unterhose herumgewickelt; aber nicht Ölpapier, also nicht professionell. Und nach einem halben Jahr sind sie dort wieder ausgesetzt worden, splitterfasernackt, ohne irgendwas, und haben die Dinger ausgraben müssen und wieder schußfertig machen.

Das ist überhaupt kein Problem, das verrostet auch nicht in einem halben Jahr – wenn das vollen Witterungseinflüssen ausgesetzt ist, verrostet das nicht so.

Das Vierte, was total ungewöhnlich ist, ist das, daß der Thaler einen Ausweis dabei gehabt hat. Und zwar deswegen, daß er einen Ausweis dabei gehabt hat, weil der Thaler dafür bekannt war – ich hab' ihn fünf- oder sechsmal bei die Bullen außerpauken müssen, weil der bringt's, wenn der sich einen Paß holen gangen ist, hat der ihn nach drei Tagen verschmissen gehabt. Der hat prinzipiell nie einen Ausweis dabei gehabt. Das war von dem so eine Marotte, der war dafür bekannt. »Der ausweislose Gregor«, haben sie ihn zeitweilig genannt.

Das Weitere, was mich total wundert, ist die Kleidung von denen. Der Konicek, den dort in der Gegend jeder kennt, hat angehabt seine violetten Jeans, seine Lieblingsjeans, die er fast immer angehabt hat, Jahr und Tag. Wenn ich dort hingehge das machen, dann ziehe ich nicht violette Jeans an, weil wenn mich einer nur aus der Ferne sieht, weiß er, daß ich das bin, weil vio-

lette Jeans sind ziemlich außer Mode und das hat nicht jeder an.

Das Nächste, was mir auffällt, ist der Zeitpunkt. Die sind also um Fünfe Nachmittag losgestartet und der Thaler hat zuhause einen Hammelbraten gekauft gehabt, hat den eingelegt und so weiter und sagt zu seiner Freundin, als er um Fünfe loszieht: er trifft den Peter, um sieben ist er wieder da. Wieso die nachher um halber Zehne in die Luft fliegen, daß ist mir vollkommen rätselhaft, weil wenn sie des vorgehabt hätten, gleich, dann hätt' das nicht zwei Stunden gedauert und dann leg' ich mir nicht einen Hammelbraten ein, damit ich ihn nachher mit meiner Freundin verspeisen will, wenn ich weiß, das kann ein paar Stunden dauern.

Das Nächste, was vollkommen absurd ist, ist das, daß die Bullen behaupten, das sei in die Luft geflogen durch Funkenflug vom Strommasten herunter. Der Mast ist 57 Meter hoch, und wenn das stimmt, daß dort der Funkenflug so gefährlich ist, daß so etwas gleich in die Luft geht – ist ja keine hochbrillante Mischung, ist ja eine Initialbrandmischung, ist ja nicht ein Nitroglycerin oder was –, dann frag' ich mich folgendes, ich bin kein Experte in solchen Sachen, aber so viel kann ich mir ausrechnen. Dann müßte es so sein: Wenn ich mit dem Auto unter so einem Mast stehen bleibe und ich schlage die Tür zu oder irgendwas, wo ich auf jeden Fall einen elektrischen Funken auslöse, dann muß in das Auto sofort der Blitz einschlagen. Dann düfte ich nie unter einem Hochspannungsmast durchfahren mit einem Auto oder dürfte nie unter einem Hochspannungsmast parken, auch wenn der 57 Meter hoch ist. Das scheint mir auch relativ eigenartig zu sein, Ja?

Das Weitere, was total eigenartig ist, ist das, daß sie anfänglich verbreitet haben, das wäre eine Sprengfalle gewesen, dann haben sie gesagt, nein. Wenn das *keine* Sprengfalle war, dann frage ich mich, wieso sie die Dinger sprengen haben müssen, außer für die P.R.-Wirkung. Bringt ja nichts, war ja nicht mehr angeschlossen an die Batterie, an die Kabel, das kann ich mir ja anschauen. Und die ganzen Fotos, die man sieht von der Spurensicherung – ich habe mir eine ganze Serie angeschaut –, es waren ja so vier Teile oben auf fünf Meter Höhe am Masten montiert. Da siehst, wie die oben draufhängen, die Kiberer, zu zweit oder zu dritt um die Dinger oben, und die anschauen. Jetzt frage ich mich, wenn das so wahnsinnig gefährlich ist, daß man das sprengen muß, warum hupfen die um das herum durch die Gegend und behaupten dann zuerst, das wär' so verkabelt, daß es gefährlich wäre, daß man nicht zu die Leichen zuwi kann.

Das Nächste ist, daß das gar nicht stimmt, weil: Wie sich nachher herausgestellt hat, haben die sofort die Leichen hergezogen und haben die Ausweise herausgenommen, die freundlicherweise – so wie die Puff'n in der Pistolentasche. Bei der Pistole fällt mir übrigens noch etwas ein:

Was man auf allen Fotos sieht, ist ein total billiges Messer vom Thaler. Das Messer hat keine Spur von Rost drauf und die Puff'n ist total verrostet. Das ist eine vollkommen widersinnige Geschichte. Wieso hat das Messer keinen Rost drauf, und die Pistole, die ja Präzisionsstahl ist, wieso hat die das?

Dann ist die nächste Geschichte das mit dem Auto. Das ist die allerabsurdeste Geschichte. Es ist nämlich folgendes, daß das Auto dort, wo es gefunden worden ist, das ist also drei Tage gewesen, das war, glaube ich, am 22., drei Tage, nachdem die Leichen entdeckt worden sind. Da ist drei Tage lang, oder mindestens zweieinhalb Tage lang, ist in ganz Österreich nach dem Auto eindeutig gefahndet worden, samt Nummer und genauer Beschreibung. Und ein schwarzer Citroen BX mit Spoiler hinten ist ja ein Auto, das heute nicht mehr verkauft wird, und die Nummer ist ja etwas, was besonders rar ist. Das ist nicht ein Auto, das an jeder Ecke fünfzehnmal steht. Ich habe jetzt geschaut, ich habe heute das erste Mal so einen schwarzen BX gesehen, dafür habe ich seit Tagen geschaut.

Interessant ist jedenfalls, daß die Frau, die der Polizei gemeldet hat, daß das Auto bei ihr vor der Türe steht, Stein und Bein schwört, daß das Auto am Vortag noch nicht dort gestanden ist. Das ist das Allerkomischste. Wenn das Auto am Tag vorher noch nicht dort gestanden ist – sie sagt, das weiß sie genau, das sind Schrägparkplätze, und der ist am nächsten Tag so teppert gstanden, daß sie nicht hat einparken können, und deswegen ist er ihr aufgefallen. Ansonsten wäre es ihr aufgefallen, wenn es so teppert g'standen wäre. Das heißt also, daß das Auto in der Nacht vom 21. auf den 22. dort geparkt worden ist.

Jetzt frage ich mich: Wer fährt mit einem Auto herum, der bei sowas dabei war? Wenn er der Dritte oder Vierte ist – wer fährt mit so einem Auto durch die Pampas, wissend, daß es überall gesucht wird, und hat nachher die Chuzpe, das drei Straßen vom Kirchweg-Haus einfach abzustellen. Der muß ja komplett grenzdebil sein, der Typ, der das macht, der muß ja absolut schwachsinnig sein.

Nächste irre Geschichte ist die, daß dauernd geredet wird von der Gruppe ›Schwarze Distel‹, zu der also der Konicek eindeutig gehört hat – der Thaler war eher eine Randfigur von dem. Also, in letzter Zeit weiß ich nicht, weil ich ihn aus den Augen verloren habe. Interessant ist, daß noch bei keinem einzigen der Leute von der ›Schwarzen Distel‹ eine Hausdurchsuchung war, außer bei der Schwester vom Konicek, oder auch nur ein Zettel von der Kiberei, bitt'schön kommen S' zum Verhör. Die Geschichte geht so weit, daß die Leute – die sind teilweise gestanden, zwei von denen waren im Vorstand vom Revobrühof; das war alles angemeldet auf Revobrühof. Einer von denen ist mit seiner privaten Wohnadresse immer, seit Jahren, sowohl im Zeitungsimpressum vom Revobrühof und auch im Impressum

von der ›Schwarzen Distel‹ gestanden, mit vollem Namen und voller Adresse. Bei dem war noch kein Kiberer, bis heute nicht. Und der Typ ist mit einer anderen, einer Frau, die der Konicek gehabt hat, die also eine komplette Randfigur der Szene ist (das kann auch Mittelfeld sein) – ist der also hingegangen mit dem zum Verhör zu die Kiberer, ist daneben gesessen, dann haben sie ihn wieder heimgeschickt.

Ich meine, das sind alles Sachen, die nicht passen. Was gibt's noch, was nicht paßt:

Hausdurchsuchung beim Thaler. Die Freundin vom Thaler schwört Stein und Bein, also Unkraut-Salz, vielleicht ein halbes Kilo ist möglich, daß dort war, aber daß auf keinen Fall in ihrer Wohnung geschweift worden ist. Die behaupten, sie hätten Schweißteile und Teile von den selbstgeschweißten Metallbehältern gefunden. Aber sie behaupten: elektronische Zündteile. In Wirklichkeit waren es sechs Hochleistungs-Trafos, die sie gefunden haben. Die waren für die Dampflampen einer aufgelassenen Pflanzenzucht, die auf 25 Quadratmetern angelegt war und für die auch das Unkrautsalz gebraucht wurde. Denn diese Burschen gehen ja nicht in ein Blumengeschäft und kaufen eine rassenreine Blumenerde, sondern holen sie aus einem Schrebergärten. Und dann kann natürlich das Problem entstehen, daß auch das Unkraut mächtig ins Kraut schießt.

Das nächste grundlegende Problem, das ich habe, ist das: Wenn der Thaler eines *nicht* war, dann war es ›Öko‹. Ich kenne den Thaler gut genug, politisch. Der hat also auf die ganze Öko-Scheiße – die war ihm also sowas von wurscht, auch im Sinne Atom, das war nicht sein Thema. Der Thaler hat so diesen Trip gehabt: Klassenkampf, Revolution, spanische libertäre Anarchisten usw., aber der Thaler war ideologisch ziemlich altmodisch unterwegs. Den haben die neuen sozialen Bewegungen, ob das Feminismus war oder Ökobewegung oder Anti-Atom-Bewegung, da hat er's zwar gut gefunden, wenn sich was tut, aber das war nichts... Konicek weiß ich nicht, das kann ich nicht sagen. Ich habe mir vorgenommen, daß ich mir die ›Schwarzen Disteln‹ durchschaue, was da drinnen ist, aber ich bin nicht dazugekommen und außerdem habe ich die nicht, die muß ich mir erst besorgen, vorher. Die haben ja momentan vermutlich einen ziemlich hohen Sammlerwert.

Dann ist auch faul: Angenommen, was die Frau sagt, stimmt, mit dem Auto. Die Typen sind, wenn sie sowas machen, schwer konspirativ drauf und schwer auf Paranoia. Wenn sowas passiert. Gut: Es kracht, die zwei sind hin, der setzt sich ins Auto, den beutelt's total, er fährt in die Stadt hinein. Wieso stellt er das Auto dann zum Kirchweg-Haus hin? Was bringt ihm das, wenn er's zum Kirchweg-Haus hinstellt? Da laß ich's doch, da fahr' ich doch irgendwo in eine Park-and-Ride-Garage hinein, stell' den dort ab und steig in die nächste U-Bahn. Ich fahr' doch nicht,

wenn ich weiß, die sind hin, dann fall ich doch nicht meiner Freundin oder meiner Mami um den Hals und sag ›Mama, Mama, wir haben Scheiße 'baut‹ und stell also das Auto irgendwo hin voller Panik, sondern irgendwann fang ich an, mir was zu überlegen.

Dann: Das Auto ist nicht von Fingerabdrücken geputzt. Sondern es sind drin die Fingerabdrücke von drei Personen, die nicht Thaler und Konicek sind. Gleichzeitig sagen sie, die müssen mit einem zweiten Auto gefahren sein, was ja wieder keinen Sinn gibt. Wenn ich schon mit dem eigenen Auto hinfahre... Der Thaler hat ja nicht autofahren können, der hat ja keinen Führerschein gehabt. Das kommt noch dazu. Gefahren ist der Konicek, das ist klar. Der hat sich geweigert, einen Führerschein zu machen. Das war immer ein Wickel, es hat geheißen, Junge, fahr endlich. Das kommt ja auch noch dazu: Der hat einmal bei meiner Exfrau mit dem L-Taferl privat den Führerschein g'macht.

Da kommen Sachen, die stimmen einfach nicht – weißt, was ich mein? Da sind Sachen, wo ich mir einerseits denk': Da kann ich sehr vieles erklären mit so fahndungsmäßiger Desinformation; und dann laßt sich aber sehr viel mit dem nicht erklären.

Das mit dem Auto ist z. B. harmlos zu erklären: Daß die Bullen gepfuscht haben, das Auto ist 200 Meter vom Tatort gestanden, die haben keine Tatortsicherung gemacht, so wie in Oberwart, und haben nachher sich gedacht, was machen wir mit der scheiß' Kraxen, jetzt haben wir sie da gefunden, ach was, stellen wir sie den tepperten Anarchos vor die Tür. So ungefähr. Das könnt' natürlich sein: Der Bulle fährt hinein.

Da gibt es also Stein um Stein um Stein, was da einfach nicht paßt. Es gibt auch am Tatort noch ein paar Sachen.

Wenn's die Nazi waren, dann müssen's Bullen gewesen sein, dann müssen's Leute gewesen sein, die die Szene sehr präzis kennen und die von mir aus – meine denk-mögliche Variante ist ja ganz eine andere: Die haben die observiert, das geben sie ja zu, daß sie den Thaler die ganze Zeit observiert haben. Die haben gesehen, Jungs, da läuft was ab, haben sich die unterwegs geschnappt, die haben ganz eindeutige Spuren, vielleicht wollten die ganz was anderes in die Luft jagen...

Wenn das, dann paßt die andere Geschichte mit dem Unkrautsalz nicht, denn es sollen ja fünfzig Kilo gewesen sein. Wenn Du davon ausgehst, daß sie was anderes haben sprengen wollen...

Davon mußt' ausgehen. Was mich stört, ist der Stommast.

Was sonst?

Das hängt vielleicht mit Südtirol zusammen, daß Neonazi Anschläge auf Strommasten gemacht haben und daß ...

Es kommt was Entscheidendes dazu, zumindest kommt mir vor, es ist total wichtig. Daß nämlich – beim Konicek kann ich's nicht sagen, aber beim Thaler –

das ist einer, der sich zwar nicht jeden Tag eine Zeitung kauft, aber der Thaler ist einer, der den ganzen Tag vorm Fernseher knotzt, wenn er nichts zu tun hat, und der zumindest auf der Ebene ziemlich informiert ist, der nimmt am aktuellen Geschehen teil. Der Thaler muß gewußt haben, daß das der ungünstigste Zeitpunkt ist, daß man sowas macht. Ich kenne den Thaler gut genug, daß ich weiß, daß der zu politischen Einschätzungen fähig ist. Das sind lauter Sachen, die hinten und vorne nicht stimmen. Weil die Dummheit, an dem Tag das so zu machen, die traue ich dem einfach nicht zu. Der ist nicht so, der mag naiv und...

... verbort und diskussionsunwillig...

Naa, der war *sehr* diskussionswillig – und eigensinnig und stur und alles, ja, aber er war erstens kein Trottel, der war einer, der sich alles total überlegt hat, alles, was er gemacht hat; einfach nicht so ein Sponti, daß er gesagt hat, Du, Peter, heut' leg' ma a Bomben.

Was kannst Du Dir vorstellen, daß sie vorgehabt hätten?

Kann ich mir nicht vorstellen, momentan.

Wieso gehst Du dann davon aus, daß sie etwas anderes hätten sprengen wollen?

Ich überlege mir ja folgendes: Es waren insgesamt 9 Sprengsätze. Neun.

Ich hab nur was von fünf gelesen.

Naa, naa. Fünfe san g'hängt; es waren insgesamt neun, sagen die Bullen. Und bei »neun« fällt mir natürlich schon was ein. Mir fällt ein das Nazi-Denkmal in Oberschützen. Das hat acht Steher und neun Sätze waren's. Und das ist schon etwas, was ich denen zutraue, daß sie machen, wie die drauf san.

Daß sie abgefangen wurden und einfach kaltblütig ermordet.

Richtig, ja. Das wäre so eine Geschichte, die ich denen... Ich kenne den Thaler einfach gut. Ich weiß, daß er gewissen Formen von Militanz nicht abgeneigt war, das war immer eine Diskussion mit ihm. So was laß ich mir sofort einreden, keine Frage, klar. Mich hat die Zahl eben gewundert:

Der Mast hat vier Pfeiler, der fünfte Sprengsatz war vollkommen überflüssig, weil den brauchst nicht. Vier waren montiert, der fünfte war da, die Bullen sagen aber – und widersprechen sich –, neune sind gebaut worden, weil's die Spuren davon gibt. Das wären neune, das wär' das Denkmal plus dem Altar in der Mitte.

Ich habe nur was von fünf Sprengsätzen gehört und gelesen. Ist das sicher mit den neun?

Schrei nicht so herum. Die Zahl habe ich noch nicht nachrecherchieren können, weil der [REDACTED], mit dem ich an sich reden kann, auf Tauchstation ist. Aber ich frage mich: Die

haben in fünf Meter Höhe viere angebracht. Dann könnte ich mir vorstellen, daß sie unten nochmals viere anbringen, aber wozu sie den neunten brauchen, ist vollkommen unklar, und ich meine, von der Disposition von denen her ist das einzige, wo ma acht oder neun so Dinger brauchen kann, das Nazi-Denkmal. Es kursiert das relativ zuverlässige Gerücht von jemandem, der dem Thaler sehr, sehr nahe gestanden ist und auch dem Konicek (der hat in der Nähe von Oberschützen gewohnt, bei Güssing) – das sehr, sehr zuverlässige Gerücht von jemandem, der die viel besser aktuell gekannt hat als ich, daß die allm g'sagt haben, so auf der Faktenebene, das Schandmal dort gehört weg.

Was stimmt.

Was ja vollkommen richtig ist, aber das ist etwas, was die Russen versäumt haben damals. Aber von der Disposition her, wie die draufsan und wie die normal politisch agiert haben – da würde auch die Menge und die Masse passen, weil da brauchen sie einiges von dem Zeug. Das wäre genau die Art von Geschichte, wenn mir jemand sagt: beim Versuch, das in die Luft zu jagen, ist ihnen das passiert, dann sag' ich: ja, bumm, klar.

Aber es gibt ja bei der Geschichte auch bestimmte Signale. Es gibt z. B. das Signal, daß die Geschichte aufgefliegen ist um den Hitler-Geburtstag herum, daß die Leichen noch immer nicht freigegeben worden sind, weil, was wir wissen, die Gerichtsmedizin – daß da eine Riesenkonfusion ist.

Waren sie wirklich schon tot bei der Sprengung?

Glaub' ich nicht, der Konicek soll noch gelebt haben. Da gibt's ja auch so was Irres. Der Thaler – was ich bei der Sprengung auch schwer verstehe. Es waren so dreieckige Metallringer, verschweißte. Der ist über dem Behälter zusammengebrochen, der war über dem Behälter mit seinem Körper, und da ist so ein Metallteil herausgeflutscht und hat ihm am Schädel entlang das Gesicht weggefetzt. Der hat einfach sozusagen so durchgeschlagen, weg. Wenn das Ding explodiert, nehme ich an, daß es Dich normalerweise *weg* fetzt, nicht, daß du *drauffallst*. Da brauch' ich mir keinen Peckinpah-Film anschauen, daß der sich nicht drüberlegt, wenn das in die Luft geht, sondern daß er sich eher weglegt. Das könntest ja nicht halten oder so.

Vom Objekt her würde mir, nach meiner Kenntnis von den Leuten, würde mir das Oberschützen als politisches Symbol total einleuchten. Ich habe ihn seit drei Jahren nicht mehr gesehen, da habe ich ihn zufällig in der Stadt getroffen. Hallo Du! – Hallo Du! und man trennt sich wieder, weil jeder zu einem entgegengesetzten Termin unterwegs war. Von der politischen Disposition, wie ich ihn gekannt ha-

be, halte ich einen Angriff auf einen Strommasten für vollkommen abwegig.

Jetzt sage ich einmal, was dafür spricht, daß die das waren. Erstens, daß die in solche Sachen involviert waren und daß sie auch mehrmals schwer verdächtigt waren von den Bullen, wegen Anschlägen: Flughafen-Autobahn usw. Wobei die Anschläge, die der Ägydi zugeschrieben werden, diese Hazet-Anschläge, diese Baufirma, die die Ägydi geschleift hat, da würde ich bei einem sagen, da bin ich mir hundertprozentig sicher, daß es dieser Kreis gemacht hat. Beim anderen Anschlag glaube ich, daß das ein Provo war, weil da ist nämlich so ein Kelomattopf voll mit einer Unkrautsalz-Mischung direkt neben einem Wohncontainer, wo acht türkische Gastarbeiter drin geschlafen haben, hingelegt worden, und der ist dann durch Zufall nicht explodiert.

Wer den Gregor gekannt hat, der weiß: Bevor der auf ein Ausländerquartier losgeht – der ist ja kein Nazi. Erstens undenkbar. Und es wäre auch undenkbar, daß die sagen, es steht Hazet drauf, leg' ma was hin. Das sind Leute, die eher gründlicher arbeiten bei sowas.

Außer sie haben nicht gekneift, daß es ein Ausländerquartier ist, bei Nacht.

Das war beim Schloß Neugebäude, da hat dort in der Gegend jemand von der Szene den täglichen Einblick gehabt. Wenn dort Arbeiter geschlafen haben, dann haben sie das gesehen, das haben sie gewußt. Vollkommen undenkbar, daß die das gemacht haben. Und ich kann mich erinnern, daß gerade im Umkreis von Thaler & Co. damals, 1988/89, zur Ägydi-Kampfzeit, der Gregor einer war, der sich im Plenum irrsinnig aufgeregt hat. Wir haben damals teilweise so Großplena gehabt mit 150 Leuten. Irrsinnig darüber aufgeregt hat, welches Arschloch das wohl gemacht hat. Unerhört, daß sich die Leute das nicht anschauen usw. usw. Du kannst in so einem Plenum ja auch sagen wie damals der Gregor:

»Falls der da sitzen sollte, das Arschloch, mit dem wollen wir nichts mehr zu tun haben, der soll sich schleichen, weil wenn ich ihn erwische, dann massakrier' ich ihm die Fresse, dann kommt der Baseball-Schläger, weil das ist wohl unerhört: ein Gastarbeiterquartier. Das sag' ich, falls das einer von uns war, und sonst waren es die Bullen.«

Also so ist der Auftritt gewesen, an den kann ich mich noch sehr gut erinnern, weil mir das damals sehr gefallen hat – der war eher ruhig in die Plena –, daß der aufgetreten ist und g'sagt hat, so, Jungs, aber... Damit man das versteht, könnte man dazu sagen die Sozialstruktur der Ägydigasse. Das ist dann zugleich die Geschichte des Gregor Thaler.

Die folgt vielleicht im nächsten Heft. Red.

Corrado Castelli

Wie man Masten sprengt und warum man Bomben legt

Die »Kronen Zeitung«, die Bumser, die CIA, die Nationalen und die Freiheit – damals für Südtirol. Eine Sachverhaltsdarstellung von besonderer Seite

Frühling in Rom. An der Piazza Navona packt ein Porträtmaler seine Staffeleien ein, Touristen schlendern an einem Antiquitätenladen vorbei, um sich an gefälschter Geschichte zu ergötzen. Das schwere Tor zu Nr. 12 öffnet sich langsam, geheimnisvoll, leise. Zwei jüngere Herren treten eilig ein. Vor 24 Stunden waren sie noch in Washington – nun sitzen sie beim Konferenzgespräch mit General Balfieri und Major de Cesari. Die beiden Herren heißen: *Eugene O'Connor* und *Mike Dutle*. Sie sind Verbindungsoffiziere zum NATO-Stab West und reisen im Auftrag des Pentagon.

Frühling in Wien. In einem grauen Hotel, in einem grauen Zimmer hockt mit grauer Miene ein stämmiger Mann mittleren Alters. Er starrt vor sich hin. Er ist Südtiroler, sein Name: Luis Amplatz.

Zehn Taximinuten entfernt – der Verkehr war in diesen Jahren noch nicht so dicht wie heute, in der alten Stadt an der Donau, sitzt in einem Gasthaus in der Josefstadt, an einem Zirbelholztisch, umgeben von Wandtäfelungen aus Zirbelholz, auf einem Zirbelholzsessel ein Anderer. Seinen kecken Schnurrbart streicht er nach jedem Schluck Bier – und davon gibt es genug – zur Seite und lacht. Er läßt sich feiern. Immerhin ein Held, immerhin ein heldenhafter Flüchtling, immerhin ein Kämpfer für die Freiheit seiner Heimat – Südtirol. In Wien ist er im Exil. »Aber nimmer lang«, wie er dem jungen Journalisten der Tageszeitung »Neues Österreich« versichert. Sein Name: Georg Klotz. Er wie Luis Amplatz hatten in den letzten Monaten für Schlagzeilen gesorgt. Bombenterror. Hochspannungsmasten wurden gesprengt, dutzende Südtiroler verhaftet und in den Gefängnissen von Bozen oder Meran »wirklich ganz scheußlich gefoltert, von den Itakern«, wie Klotz dem Journalisten Kuno Knöbl versichert. Eine Runde älterer und jüngerer Bewunderer drängen sich an den Tisch und holen Klotz ab – zu einer Feier.

Bomben gegen italienische Umvolkung und der Mord auf der Alm

Für die österreichische und teils auch für die deutsche Presse war in diesen ersten Jahren seit 1960 klar, daß trotz Gruber-

Gasperi-Abkommen, trotz aller politischen Versuche, trotz etwa der Initiativen eines Dr. Bruno Kreisky in Südtirol der blanke Terror herrsche, daß die zwangs-italienisierten Südtiroler brutal unterdrückt würden, daß eine Einwanderungswelle aus Süd-Italien nach Südtirol auch zu einer ethnischen Verfremdung des deutschen/österreichischen Südtirol führen müsse.

Gegen die italienische Staatsmacht hatten die Südtiroler sich zu wehren begonnen. Erste Anschläge, Kundgebungen – und schon bald hat sich die »nationale« Szene der Causa (auch) angenommen. Namen wie Norbert Burger tauchten auf, Gerhard Frey, der Herausgeber der »Deutschen National- und Soldatenzeitung«, an den Universitäten in Wien, Graz, Innsbruck wurden Flugblätter gedruckt, in denen man »Freiheit für Südtirol« forderte und die man auf geheimen Wegen über die Grenze ins »Feindesland« schmuggelte. Heldenhaft. Daß dies nicht nur Flugblätter sein könnten, daran dachte man in der Öffentlichkeit kaum. Nur wenige Journalisten wagten sich an das heiße Thema – immerhin ging es um »nationale Identität« für Italiener, für Deutsche und vor allem für Österreicher. Neben wenigen anderen begannen sich zwei Jung-Redakteure zu fragen, was denn der wirkliche Hintergrund abseits simpler nationaler Parolen für diese Art von Terror sei. Es handelte sich um Peter Neuhauser und Kuno Knöbl. Sie fingen an, den Hintergrund der Spendenaktionen zu untersuchen, mit den Anwälten der Gefangenen zu sprechen und nach den Geldgebern für die oft recht konzertierten Aktionen zu fragen.

Peter Neuhauser und Kuno Knöbl hatten ihre journalistische Karriere während des Studiums 1960 bei der »Kronen Zeitung« begonnen. Nun war der Innsbrucker Neuhauser Redakteur beim deutschen Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«, der Grazer Kuno Knöbl Redakteur beim »Neuen Österreich«. Sie waren eng befreundet und begannen gemeinsam zu recherchieren.

Die Eindeutigkeit mancher Verbindungswege der Südtiroler »Freiheitskämpfer« zu österreichischen wie westdeutschen »nationalen Kreisen« schien ihnen zu eigentümlich, wie die Tatsache, daß aus »nationalen Kassen« Millionenbeträge für Süd-

tirol gespendet worden waren und gespendet wurden. In einigen Artikeln stellten sie den »Patriotismus« der Südtiroler »Bumser« in Frage und wiesen auf die Bezüglichkeiten der Szene zu nationalen Gruppen in Österreich und Westdeutschland hin. Sie prägten das Wort »Neu-national«.

Nach langen Gesprächen, die kaum eindeutige Erklärungen ergaben, nur von »dunklen Mächten« erzählten, von »das kann ich nicht sagen, das darf ich nicht«, überreichte Luis Amplatz in seinem Hotelzimmer in Simmering Kuno Knöbl ein Papier. Handbeschrieben, sechs Seiten. »Gib des dem Kreisky, es ist mei Testament. I muaß gehn!« brummte er, auf seinem Bett kauend, ohne aufzusehen.

Knöbl kopierte das Testament des Luis Amplatz und übergab Bruno Kreisky das Original bei einem Gespräch in der Ebendorferstraße, hinter der Uni Wien.

Zwei Tage später titeln die Tageszeitungen: »Klotz und Amplatz aus Wien verschwunden.« Wieder zwei Tage später kam die Nachricht von einem »Gefecht« in einer Almhütte an der Grenze Italien/Österreich, bei dem Luis Amplatz erschossen worden sei, Klotz und noch zwei andere, Unbekannte, fliehen konnten, die Carabinieri den Exilterroristen eine Falle gestellt hätten. Die Zeitungen sprachen von »Verrat« und »Hinterhalt«.

In der selben Nacht fuhr Knöbl los. Sein Ziel: die Almhütte, die Falle, der Hinterhalt. Nach 10 Stunden Fahrt erreichte er den Tatort. Eine Waldlichtung, eine niedrige Holzhütte, Stroh, niedergestampeltes Heu – Stille. Kein Carabinieri, kein Mensch, der den Tatort, nur 24 Stunden nach dem Mord, bewacht hätte. An den Holzwänden waren Einschüsse festzustellen. Schüsse, die im Innern der Hütte abgegeben worden waren – keine Einschüsse an der Außenwand. Die gleichen Beobachtungen machte Peter Neuhauser, der für den »Spiegel« einige Tage später die Hütte aufsuchte.

Nach dem Abstieg wurde Knöbl von einer Carabinieri-Patrouille im Pustertal festgenommen und eine Nacht verhört. Auf die Fragen, was er denn von »geplanten« Aktivitäten (diese sollten sich im Besonderen auf Hochspannungsmasten bezogen haben) der Herren Klotz und Amplatz wisse, erklärte Knöbl, daß er darüber nicht informiert sei, daß aber Amplatz ihm in Wien über einen möglichen Verrat, seinen möglichen Tod, erzählt und ihm dabei ein Testament übergeben habe. Einem Carabinieri-General berichtete er dann, daß das Original des Testamentes von ihm an Dr. Kreisky übergeben worden sei. Nach 24 Stunden war Knöbl frei.

Schlagzeilen im »Neuen Österreich«, Abdruck des Testamentes. Bei Peter Neuhauser und Kuno Knöbl meldete sich ein Reporter der deutschen »Neuen Revue« und bot ihnen für Informationen ein Interview mit einem gewissen Christian Kerbler, der angeblich mit in der Almhütte gewesen wäre und »die Wahrheit« wisse, an. Der deutsche Journalist war erstaun-

lich informiert. Grund: er hatte ein Verhältnis mit der Frau des NDP-Chefs Norbert Burger. Papiere und Informationen wurden ausgetauscht.

Neuhauser und Knöbl trafen Burgers Frau in einer Konditorei in der Wollzeile in Wien. Eine verbitterte Frau. Sie beklagte die Brutalität und Dummheit Norbert Burgers, bestätigte, daß Klotz zumindest am Tod des Luis Amplatz »mitschuldig« wäre, daß von einer Carabinieri-Falle keine Rede sein könne und daß »Geheimdienste, von denen wir gar nichts ahnten« in Wirklichkeit die Fäden zögen.

Im »Neuen Österreich« wie im »Spiegel« wurden Klotz und Kerbler zumindest der Mittäterschaft beim Mord an Luis Amplatz beschuldigt. In einem Gespräch versicherte Christian Kerbler in Kufstein, daß »eine Gruppe« Hochspannungsmasten zu sprengen hätte, zur Destabilisierung der Regierung in Rom. Klotz war in Innsbruck untergetaucht und zu keinem weiteren Gespräch bereit.

Bei einem Prozeß in München gegen Christian Kerbler sagten Neuhauser und Knöbl aus – ebenso wie der Herausgeber der »Deutschen National- und Soldatenzeitung«, Gerhard Frey. Frey erklärte Neuhauser und Knöbl, sie seien »ahnungslos«, aber es wäre schon gut, wenn möglichst viel geschrieben würde.

Die Frau von Norbert Burger gab Neuhauser und Knöbl eine Skizze Kerblers über den Tathergang in der Almhütte.

Nato Unser

Jahre später übergab Peter Neuhauser, inzwischen Mit-herausgeber des von Ulrike Meinhof und Rainer Röhl gegründeten Wochenblattes »Konkret« Knöbl eine Gesprächsnotiz.

Es war 1966. Knöbl hatte gerade ein amerika-kritisches Buch über den Vietnamkrieg im Verlag Molden publiziert und die Ehre, mit Henry Kissinger auf der Frankfurter Buchmesse über Recht und Freiheit zu diskutieren, wobei Kissinger den linken Terror als Gefahr für die ganze Welt anprangerte. Den Hinweis, daß vielleicht von rechtem Terror zu sprechen sei, wenn man ankündige, ein ganzes Land »in die Steinzeit zurück bomben« zu wollen, quittierte der spätere Friedensnobelpreisträger Kissinger mit einem Achselzucken.

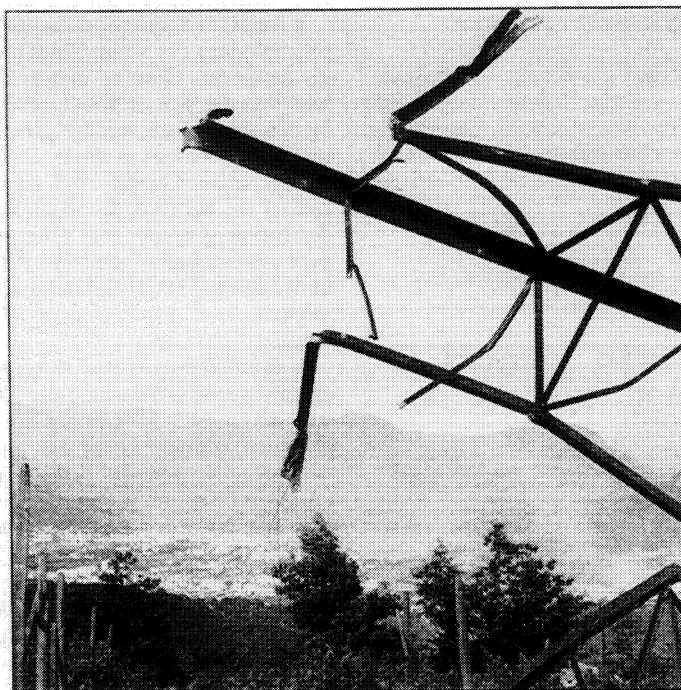
Danach übergab Peter Neuhauser die Notiz. Sie beschrieb ein Treffen in Rom, Piazza Navona 12, war unterzeichnet von A. H. Balfieri und E. O'Connor. Der Inhalt: Sicherung der Brenner-Nato-Grenze, die Errichtung von Raketenbasen im Grenzraum, die nachrichtendienstliche

Kontrolle im »Schatten« auch anderer erzeugter Geschehen wurde betont.

Später: Peter Neuhauser sollte Chefredakteur des »Stern« werden, Kuno Knöbl war Chefredakteur beim ORF, als beide überlegten, noch einmal die Wirklichkeit hinter der heimatstreuen Wahrheit der Südtiroler Bombenanschläge zu recherchieren. Ein gemeinsamer Freund, Claus Gatterer, riet davon ab, weil es »keinen Sinn mehr mache«.

☆

Ende 80 fielen die Schlagworte »Gladio« oder »P2« auch öffentlich. Die Tatsache, daß die NATO-Grenzen besonders geschützt werden mußten, daß es NATO-Verteidigungsanlagen gab, auch an den Grenzen Österreichs, waren längst alte Hüte. Der heiße kalte Krieg war cool geworden, die Mauer war gefallen – und viele (Berufs-) Feinde arbeitslos, von Stasi bis CIA, von BND bis M". Auch daß »Gladio« (z.B.) via Washington finanziert wurde, oder die Aktenlage bei Ambrosio – es war, wie Claus Gatterer sagte, ohnehin alles klar und vorbei.



Elektromast bei Girlan 12.6.1961

Der verrückte Traum von Wahrheit
Dollar und do laar

Seine Rechnung im Simmeringer Hotel hatte der Südtiroler Luis Amplatz in Dollar bezahlt. »Weil des ischt leichter und der Lira is nix wert!« Wer oder womit Klotz seine Rechnungen bezahlt hat, in der Josefstadt, ist unbekannt. Beide sind längst tot.

Die Tatsache, daß manche Südtiroler Bombenleger (die naiven, »gutgläubigen« seien hier ausdrücklich ausgenommen!) aus nationalen Kreisen gecast wurden, aus Deutschland, aus Österreich, aus Itali-

en (!) etc., ist vielfach abgehandelt. Die Erinnerung an die Südtiroler Feuernächte ist verblaßt. O'Connor und Dutle sind verschwunden – vielleicht züchten sie Rinder auf einer Farm in Oklahoma, wer weiß. Balfieri ist Pensionsit, de Cesari ebenso. Burger, seine Frau Grete: tot wie Wolfgang Willmann, der Journalist der »Neuen Revue«, wie Peter Neuhauser. Knöbl leidet unter den Spätfolgen des US Giftgases *agent orange*, das zur Entlaubung des Dschungels eingesetzt worden war. Frey lebt.

Die Grenze ist offen, und hätte sich der Waffenhandel nicht ins ehemalige Jugoslawien verschoben – wer weiß, ob es die NATO noch gäbe?

Seit dem Fall der Mauer, dem Sieg der Freiheit, ist die Welt anders geworden – glaubt man.

Tja – nur: seither gibts mehr Kriege als zuvor, mehr geschlachtete, zerfetzte, verbrannte Menschen als zuvor – mehr »Masten«, die gesprengt worden sind, mehr Synagogen, die wieder brennen, zum Jahrestag der sogenannten Befreiung.

Im Detail mögen das manchmal Ver-
rückte verursachen, aber im
Detail stellt sich auch An-
deres dar; zum Beispiel (jen-
seits von Sippenhaftung!): die
Tochter des *Freiheitskämpfers*
Klotz, Eva, sitzt im römi-
schen Senat, im europäischen
Parlament – und »denkt« na-
tional. Die Kinder des *Terro-
risten* Luis Amplatz haben
kaum etwas zu fressen.

Warum wohl?
Ganz
einfach

Um den guten Bertold
Brecht zu mißbrauchen: »Die
Kleinen stehn im Lichte, die
Großen sieht man nicht.«
Warum das? Weil sie im
Schatten stehen, im Schatten
ziehen, ihre Fäden, und sei es
nur zur eigenen Akkumulati-
on. Das ist die »ordentliche
Beschäftigungspolitik«, der
Wille zur Macht – die auf
der Ohnmacht, der erzeug-
ten, von 3/4 ruht.

Es geht nicht um »Ver-
schwörungstheorien« – oh nein, das ist
seit langem out. Es geht um *Verdunke-
lungsgefahr!* Und um dieser zu begegnen,
sei jede Frage gestattet, für jede Öffentlich-
keit, für jedes Medium (auch für
»TATblatt« und FORVM), denn: zu su-
chen, zu fragen, die Hintergründe aufzu-
klären, zu erhellen, so ganz Schmähohne,
ist Aufgabe jedes Republikaners, jedes De-
mokraten. Immer. Überall.

Der adelige, russische, polnische, engli-
sche Schriftsteller mit deutschem Namen
Joseph Conrad hat dies verlangt – lang
ist's her, aber dennoch gültig ... usque ad
finem...

Der kleine Bomben-Experte

Bald naht der Schulschluß, und Du, liebeR jungeR LeserIn, wirst Dich fragen, was Du denn werden könntest in Deinem Leben. Es gibt viel mehr lustige Berufe, meinE FreundIn, als man glauben möchte. In loser Folge wollen wir Dir einige vorstellen – zuerst einen für echte Abenteuerer.

Emmanuel Kubart, geboren 1943
Nimm Dir ein Beispiel an ihm:

E. K. gilt unter den Sprengmeistern als *der* Experte für die Herstellung von Bomben in chemischer Hinsicht; desgleichen für die Herstellung von Zündern. Verwendete bereits bei früheren Attentaten (KPO-Lokal 1963, Paketbombe an die AZ-Redaktion, Anschlag auf das Wiener Alitalia-Reisebüro 1966 und Länderbank 1972) Trinitrotoluol (TNT). Laut deutschen Neonazi aus dem Raum Norddeutschland führte er Anfang der 80er Jahre Sprengstoffkurse für die österreichische Neonaziszene durch. Unter den Teilnehmern befand sich u.a. Gottfried Küssel.

Spannende Freundeskreise sind zu gewinnen:

Gerd Honsik, Dr. Herbert Schaller, Peter Binder, Franz Radl, Buchhandlung Stöhr, Franz Olah, Günther Kümel, Hannes Falk (verstorben), Gottfried Küssel, Befreiungsausschuß Südtirol. Im letzten Wahlkampf des ehemaligen Innenministers Franz Olah organisierte K. Schlägertrupps und war auch an dem Pistolenattentat in Rudolfsheim beteiligt.

Das Glück ist ein Vögel.



Und zwar ein höchst seltenes, wie man sieht. Damit es in unseren Breiten vielleicht bald öfter auftaucht, unterstützen wir den World Wide Fund For Nature bei der Errichtung der Nationalparks in Österreich. Denn die Zukunft unserer Umwelt sollte nicht dem Zufall überlassen werden.



ÖSTERREICHISCHE LOTTERIEN

Manches möglich machen.

Ing. Massak, seinerzeitiger Sprengstoffsachverständiger des Innenministeriums, entschärfte Kubarts Bomben und ließ Kubart unter »Polizeibedeckung« jene Bombe des Alitalia-Anschlages nachbauen und auf dem Exelberg hinter dem Domgraben zur Explosion bringen.

Aus dem Nähkästchen. 23. Februar 1995

- *Zur Sprengfalle in Oberwart:* Der Zündmechanismus sei kein Rüttelzünder, sondern ein Zugzünder gewesen. Auch stimme es nicht, daß es ein Quecksilberzünder gewesen sei, sondern ein Kugelzünder. Wird die Stange angehoben, dann fällt eine Kugel hinunter und schließt so den Kontakt.

- *Zu den Briefbomben der ersten Serie:* Bei den veröffentlichten Fotos der ersten Briefbombenserie habe die Polizei am rechten oberen Eck entweder was rausgeschnitten oder wegetauscht; jedenfalls sei die Fotografie keine vollständige Darstellung der Briefbombe. Die Bindfaden- und Draht-Umwicklungen beschreibt er als hervorragende Methoden der Fischer vor Einführung der Teleskop-Angeln bzw. bei der Herstellung von Transformatoren; letzteres eine Methode, die von alten Elektrikern verwendet wurde und heute wieder gelehrt werde.

- *Nitroglycerin* könne man sehr wohl auf einem Küchentisch herstellen, wenn man sich genau an die Rezeptur halte, nicht über 12 Grad Celsius arbeite (z.B.: man legt sich einen Vorrat an Eiswürfeln zu). Die chemischen Bestandteile seien auf dem Markt frei erhältlich, allerdings in nur wenigen Geschäften und es empfehle sich, Einzelbestandteile nicht auf einmal zu kaufen.

- Auch die *Bombe in Graz*, die während des Unterwegerprozesses explodiert ist, sei im Zusammenhang mit dem nationalen Lager gestanden, denn an diesem Landesgericht sei ein Richter beschäftigt, der sich in Wiederbetätigungsverfahren hervor getan habe. Die Bombe sei von der gleichen Bauart wie jene von Klagenfurt und Oberwart gewesen. Denn der TNT-Sprengstoff stamme aus der selben Quelle. TNT sei wie ein Fingerabdruck. Im übrigen sei ein beliebtes Sprengübungsgebiet schon seit Jahrzehnten der Exelberg hinter dem Domgraben im Wienerwald, wo man auch noch heute so manches Relikt aus dem Zweiten Weltkrieg finden könne, da das Gelände nach wie vor nicht geräumt sei und zeitweise von der Polizei als Entschärfungsgelände verwendet werde.

- *Zur Rohrbombe von Klagenfurt:* »Eigentlich gehört der Typ gestraft wegen Gefährdung der Öffentlichkeit, daß er die Bombe quer durch die Stadt getragen hat, die hätte ja auch unterwegs explodieren können. Denn das war ja auch ein Zugzünder. Man stell' sich nur vor, das Rohr wäre schon vorher auseinandergerutscht, mitten im Wagen, da wär von denen nichts übriggeblieben. Wie auch der Zilk ein Glück gehabt hat, daß er die Post nicht gleich im Auto aufgemacht hat, wie es normalerweise seine Art ist. Aber der kam gerade von Zürich und mußte von den Beamten gestützt werden. Der konnte gar keinen Brief mehr lesen, der hat sich nämlich im Flugzeug total betrunken und begonnen zu randalieren. Den haben seine eigenen Beamten zurückhalten müssen. Die Bullen haben bisher noch keine einzige Bombe mit Kohlenstoffschnee tiefgefroren, nämlich an Ort und Stelle. Die haben die Dinger immer quer durch die Gegend getragen.«

- *Kontakte* ins rechtsextreme Lager, die er nicht bestreitet:

Sein ehemaliger Verteidiger, Dr. Keinrad, halte nach wie vor Kontakt mit ihm, sei auch mit Dr. Herbert Schaller befreundet. Regelmäßige Treffen bei der AFP, Konrad Windisch, »Kommentare zum Zeitgeschehen«. Mitglied der Kameradschaft Franz Nowotny, wo er auch Peter Binder und Franz Radl kennengelernt hat; Kontakte nach Kärnten zum Agathenhof, den er als Schulungszentrum bezeichnet; und zu *Behörden und Parteien:*

- Hofrat Roßkopf in Perchtoldsdorf, Obmann der Kameradschaft Franz Nowotny, Saalordner und Wahlhelfer bei der niederösterreichischen FPÖ; persönliche Bekanntschaft mit Harald Ofner in Mödling; sowie die politischen Freundeskreise der beiden Genannten.

- Beamte der Staatspolizei, mit denen er nach eigener Aussage ein freundschaftliches Verhältnis pflegt und die allesamt Mitglieder der Polizeigewerkschafts-Fraktion AUF seien.

Besuche bei Freunden

Ächz' und Stöhn', daß Gott erbarm', unter dem Druck des Verbotsgesetzes.
Aus den geheimen Aufzeichnungen von Reinhold, dem Redaktionsschelm.
Wir distanzieren uns nachdrücklich und unwiderruflich von den unten
wiedergegebenen Ansichten des FORVM. Was sie uns erzählt haben,
ist, so unglaublich es klingen mag, absolut ungeschönt.
Desto aufklärungsbedürftiger, finden wir, ist es.

Mittwoch, 8. März 1995

Der Türöffner

Um 14.30 Uhr trifft das FORVM nach vier Jahren den Detektiv Kommerzialrat Walter Jaromin wieder, den wir im seinerzeitigen Lokal Objektiv kennengelernt hatte. Damals war Jaromin mit Kommerzialrat Peterle, dem ehemaligen ÖVP-Obmann vom dritten Wiener Gemeindebezirk, und Dr. Karl Steinhauser an der Bar gestanden. Heute haben wir Jaromin gegen 11.00 Uhr Vormittag in seiner Detektivagentur in Wien 3, Rennweg 37, unter der Telefonnummer 7126226 angerufen und diesen Termin vereinbart. Wir stellten uns mit dem richtigen Pseudonym vor und baten ihn um eine detektivische Beratung; erzählten, daß wir an der ersten Briefbombenserie arbeiten und unsere Recherchen ergeben haben, daß auf keinen Fall die beiden Beschuldigten Peter Binder und Franz Radl jun. die Täter sein könnten.

Wir tragen unsere Bedenken vor, wie:

- daß Radl schwerst sehbehindert ist – auf einem Auge 17 Dioptrien, auf dem anderen Auge 20 Dioptrien;
- daß Peter Binder zwar ausgezeichnete elektronische Kenntnisse besitzt, aber kaum die chemischen Fähigkeiten hat, um eine derart perfekt gebaute Briefbombe herzustellen.

Er stimmt zu und meint, daß diese Anschläge von »den Linken« gemacht wurden oder von einem ausländischen Geheimdienst. »Wem nützt es? das ist die wesentlichste Frage in dieser Angelegenheit«, sagt Jaromin, »da kommen der Balkan und Israel in Betracht. Österreich hat sich vor den Zahlungen an Israel im Zuge der Wiedergutmachungen und der Rückgabe von enteignetem Besitz besser drücken können als die Deutschen. Österreich hat sich mit seiner Flüchtlingspolitik und mit seiner Außenpolitik am Balkan unbeliebt gemacht.«

»Unter dem Hitler hüt die Außen- und Innenpolitik anders ausgeschaut«, antwortete ich ihm, »außerdem wäre die Gestapo wesentlich effizienter gewesen.«

»Ah, Sie sind ein Nationaler?«, fragt Jaromin.

»Ja, ich habe 1983 Dr. Burger bei einer Wahlveranstaltung kennengelernt. Mein Großvater war der Handelsbevollmächtigte der Dings-Rüstungsbetriebe im Bumlal. Er hieß Ganz So.«

Er bietet einen Kaffee an, den seine Sekretärin Anita serviert. Jaromin wechselt das Thema und erzählt von seinen derzeitigen Ermittlungen in der Causa M.

»Der Masser von der Bundesländer Versicherung hat mir seinerzeit den Auftrag gegeben, ein Gutachten zur Lucona Affäre zu erstellen und den M. zu motivieren, daß er die Akten, welche er seinerzeit von Masser erhalten hat, wieder zurückgibt. Auch der Hans Pretterebner war einmal bei mir und wir haben über den Versicherungsbetrug gesprochen. Ich war ja die Haus- und Hofdetektei von der Bundesländer«, erzählt er. »Aber nach meiner 78er Affäre haben die dann erst einmal Abstand genommen. Nun komme ich schon langsam wieder ins Geschäft. Könnten Sie mir als Journalist behilflich sein in der Geschichte M.?«

»Ja gerne«, antwortet das FORVM.

Wir vereinbaren, daß wir morgen um 10 Uhr Vormittag wiederkommen, um den Akt D.M. kennenzulernen.

Donnerstag, 9. März

Pünktlich um 10.00 Uhr erscheint das FORVM im Büro von Walter Jaromin. Er geht sofort zu seinem Bücherschrank und zeigt uns ein Buch des Verlages Edition S mit dem Titel *Kriminalchronik*. Autoren dieser Publikation sind Max Edelbacher, Vorstand des Wiener Sicherheitsbüros im Polizeipräsidium, und Franz Seyrl. Auf dem Schmutzblatt des Buches eine handschriftliche Widmung:

»Für den Detektiv Jaromin, meinen lieben Freund. Im Februar 1994, Max Edelbacher.«

Ich zeige Jaromin, daß ich sehr beeindruckt bin und frage ihn, ob er gute Beziehungen zu Edelbacher habe.

»Ja, wenn ich was dringend brauche, gehe ich zu ihm ins Büro. Früher war's öfter, jetzt so drei bis viermal im Jahr. Das ist ein reiner Parteibuchroter, ein nationaler Roter, so wie es auch viele im 34er Jahr gegeben hat. Ein korrekter Mann und er mag den Bögl nicht. Er ist sein heftigster Gegner; sagt, daß der Bögl von nichts eine Ahnung hat und es am besten ist, wenn man diesen Präsidenten bei bestimmten Fällen erst gar nicht informiert. Aber der neue Polizeipräsident zu werden, das glaubt er selber nicht. Der Innenminister hat da nämlich was mitzureden und eine starke Polizeilobby hat er auch nicht so hinter sich.«

Wir gehen die Akte M. durch, reden über den Fall Lucona. Jaromin sagt, seine Ermittlungen hätten ergeben, daß Proksch mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht die Lucona gesprengt, aber mit Sicherheit den Versicherungsbetrug gemacht hat.

»Der blöde M. hat seinerzeit als Konfident für einen Kriminalbeamten gearbeitet und bei diesem die Mordanzeige abgegeben. Da ist damals sogar der Masser explodiert. Der Pretterebner wurde dann in der Folge beauftragt, ein Buch über die Affäre zu schreiben, weil die Staatsanwaltschaft und die Stapo nicht mehr zu bremsen waren. Da gab es die CV-Falken, die ihr eigenes Süppchen kochen wollten. Außerdem hat der Blecha sich dilettantisch verhalten. Aber lesen's den Bericht, den ich damals dem Masser geschickt habe«, und reicht mir einen roten Ordner mit dem Titel »Proksch/Masser«. »Der BLV ist es nur um den Versicherungsbetrug gegangen, die Sprengung war ihnen wurscht. Ich glaube, daß in der BLV noch jemand sitzt, der eigentlich alles weiß. Nicht einmal der Masser ist ja voll informiert. Dem habe ich noch einiges sagen müssen, aber auch nicht alles.« Gegen 21.30 gehen wir weg.

Freitag, 10. März

Um 10.00 Uhr erscheint das FORVM wie vereinbart in der Detektei Jaromin. Jaromin bietet uns an, bei ihm zu arbeiten. Wir sagen ihm, daß wir uns das noch ein wenig überlegen möchten, weil das FORVM ein Journalist ist, aber kein Detektiv, und dies sei doch etwas anderes. Jaromin meint daraufhin, daß wir ja eine Probezeit vereinbaren könnten, und diesem Vorschlag stimmen wir zu.

Wir erzählen ihm von unserer Bekanntschaft mit Schaller, dem wir angeboten habe zu versuchen, Entlastungsmaterial für seinen Mandanten Radl jun. zu beschaffen.

»Sie haben mich an ihn erinnert, ich muß ihn sowieso heute anrufen«, sagt Jaromin.

»Lassen Sie ihn von mir schön grüßen«, antworte ich.

Daraufhin ruft er sofort Schaller an und vereinbart mit ihm für Montag den 13. März 1995 um 8.30 Uhr im Cafe »Monopol« einen Termin, an dem ich teilnehmen soll. Jaromin zeigt uns das Versteck für den Büroschlüssel, damit wir, wenn wir uns entschlossen haben, am Fall M. mitzuarbeiten, sein Büro jederzeit betreten können. Gegen 17.00 verlassen wir ihn.

Samstag, 11. März

Bei Otto Roßkopf in Perchtoldsdorf Kunigundenbergstraße 9

In der Villa von Hofrat Dr. Otto Roßkopf befindet sich der Sitz der Kameradschaften »Walter Nowotny« und »Prinz Eugen«. Um 16.00 Uhr treffe ich ein, wo mich ein Vortrag von Dr. Heinz Neworal, Mitarbeiter des Innenministeriums mit Zuständigkeit für fremdenpolizeiliche An-

gelegenheiten, zum Thema »Sicherheitsperspektiven für Europa und die Auswirkungen des organisierten Verbrechen« erwartet. Fast alle Teilnehmer sind schon da: Konrad Windisch, Herbert Schaller, Otto Scrinci, Elisabeth Ofner (Ehefrau von Harald Ofner, sie wird auch mit Frau Minister angesprochen), Horst Jakob Rosenkranz, Andreas Thierry, Sigrun Schleipfer und Walter Jaromin sowie andere Personen, die wir namentlich nicht kennen.

Nach dem auch mit Aktualitäten reich gewürzten Neworal-Vortrag wird das FORVM von Jaromin einer Frau Schleipfer vorgestellt, die uns erzählt, daß sie ein Runen-Seminar am Agathenhof des Kameraden Thierry abgehalten hat und daß es im Sommer wieder so etwas geben soll.

Gegen 20.00 Uhr gehen wir zu einem Heurigen und das sogenannte Abtrinken des Abends beginnt. Gegen 23.00 löst sich die Versammlung auf.

Montag, 13. März

Meeting mit Jaromin im Büro. Wir recherchieren den Fall M., kopieren u.a. zugehörige Aktenstücke.

Dienstag, 14. März, 8.30, Café Monopol

Mélange à trois

Schaller: Wie hoch war das Sparbuch?

Jaromin: 1,3 Millionen.

FORVM: Herr Dr.Schaller, es gab ja mal früher dieses »Überlebenshilfekonto Gerd Honsik«.

Schaller: Jaja.

FORVM: Gibt's das noch?

Schaller: Ja das gibt's, ja das gibt's.

FORVM: Es gibt nämlich ein paar Kameraden, die ihm was zukommen lassen wollen. Das wäre ja ganz gut, aber die wollen das anonym machen, weil sonst gibt's Probleme.

Schaller: Ja, geht. Ja, natürlich.

FORVM: Wie geht's ihm denn jetzt? Will er nicht nach Hause?

Schaller: Wollen schon. Können vor Lachen. Weil es ist ja, die haben das ja genial gemacht. Sie haben die Schuldspruchbestätigung, das heißt: die Berufung ist noch ausständig. Das heißt, der Staatsanwalt hat gegen die eineinhalb Jahre berufen und ich auch.

Jaromin: Das ist ja wie beim Verbelen.

Schaller: Neinein, die geben ihm einen Fünfer, wenn er kommt. Der Rebhandel, der ist 1973 oder 1974 – ein kleines schwächtes Manderl, hat eine Frau, die jünger ist als er, aber die schwer krank ist und rund um die Uhr gepflegt werden muß. Rund um die Uhr. Die kann nichts selbst machen. Die muß auch bei jeder Verhandlung mit, die war im Rollstuhl im Gerichtssaal. Die Richter in Salzburg waren noch so menschlich, die haben ihn zwar verurteilt, aber haben ihm ein Jahr bedingt gegeben. Was sagt der unmenschli-

che Oberste Gerichtshof? Er kriegt ein halbes Jahr unbedingt dazu. *Unbedingt*. Die Frau sitzt da. Von ihm allein betreut, muß betreut werden. Rund um die Uhr. Das ist heute die Justiz. Es ist unmenschlich. Wegen einer gewaltfreien Meinungsäußerung, bitte. Solche Leute sitzen im Obersten Gerichtshof und höhnisch: das ist Sache des Strafvollzuges. Dabei weiß der Präsident Steininger natürlich, jetzt ist er OGH Präsident, daß' im Strafvollzugsgesetz nicht einmal ein Fuzerl dafür gibt. Da gibt's nichts.

FORVM: Aber es gab doch früher verständnisvolle Richter und Staatsanwälte, alte Kameraden.

Jaromin: Na bitte, heute wird doch die Justiz angeschossen, nicht.

FORVM: Wir hatten doch früher viele Kameraden im Justizapparat, die sind ja zum Teil ja noch existent. Ich verstehe das nicht, daß da nichts zu machen ist.

Jaromin: Wenn Sie genau hineinschauen, waren sie immer, zeit ihres Lebens, immer auf der Seite der Stärkeren und gegen die Schwächeren.

Schaller: Bei Gott. Aber mir macht das nichts.

FORVM: Und die Privatanlage in der Sache Honsik?

Schaller: Die habe ich mit, gegen das »Profil«.

FORVM: Und die geht durch?

Schaller: Ich glaub' schon.

FORVM: Ja?

Schaller: Ja wissen Sie, die Rechten haben kein Recht. Haben kein Recht. Aber in dem Zusammenhang ist es so, bei dem übergroßen, den Artikel beherrschenden Foto, ja – sehen Sie her, was das »Profil« gemacht hat.

Jaromin: Das ist typisch.

Schaller: Die haben über einen Bombenartikel, »tödliche Verdrängung, die Ur-sachen und die Pannen der Fahndung«, der Bombenterrorist: das Bild. Wie kann man sich das vorstellen. Der hat damit überhaupt nichts zu tun. Und das haben sie ins »Profil« geschrieben und dagegen mache ich jetzt eine Privatanlage: Im Zusammenhang mit dem übergroßen und den Artikel beherrschenden Bild des Privatanklägers wird der auf die Fahndung nach dem Bombenterroristen hinweisen Überschrift, samt ausdrücklicher Nennung des Namens des Privatanklägers, wird, für den durchschnittlichen »Profil«-Leser erkennbar, gegen den Privatankläger ein ehrenrühriger Vorwurf erhoben. Der beleidigende Sinngehalt dieses Vorwurfes liegt darin, daß der Privatankläger in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Briefbombenserie und den nachfolgenden Bombenanschlägen gebracht wird. Denn diese Bombenanschläge – eh klar. Da mache ich diese Privatanlage und benütze natürlich einen Vergleich, wie der Student, der immer nur die Würmer gelernt hat, dem wird leider ein Elefant gebracht, sagt er...

Jaromin: Das habe ich nicht gehört.

Schaller: Nein? Da sagt er, die Elefanten

maschieren in Afrika, da ist weiche Erde und da sitzen die Würmer und setzen die Reise fort. Und so kommen bei mir bei jeder Gelegenheit die Gaskammern vor.

FORVM: Wirklich?

Schaller: Ja, Und zwar sage ich so: Der aus der Bild- und Artikelüberschrift sich ergebende ehrenrührige Vorwurf gegen den Privatankläger wird in diesem Artikel des der extremen Linkem zuzuordnenden »Profils« – wird der Vorwurf des »Profils« noch verstärkt. Indem auf Seite 28 angeführt wird, »daß sich nach der Verhaftung Küssels im Jahr 1992 braune Zellen formiert hätten, über welche auf Seite 30 berichtet wird, daß sie von einem spezialisierten Referat der Staatspolizei bekämpft werden und daß der Justizflüchtling Gerd Honsik, Verstoß gegen das Verbotsgesetz usw. Und jetzt nehme ich das zum Anlaß: Das »Profil« ist jedoch in voller Kenntnis, daß die 1992 wegen Paragraph 3g erfolgte Verurteilung des Privatanklägers – das Gericht zur Erkenntnis kam, daß der Privatankläger mit den braunen Zellen und mit den Bombenanschlägen nicht das Geringste zu tun hat. Die Verurteilung erfolgte vielmehr wegen eines reinen politischen Deliktes und zwar wegen einer gewaltfreien Meinungsäußerung, zur Frage der Existenz von NS-Massenmordgaskammern, »Hitler – 36 ungehörte Zeugen«, wobei in diesem Buch hierzu gar keine apodiktische Behauptung aufgestellt wurde. Sondern beim Herrn Justizminister eine Überprüfung durch österreichische Gerichte und österreichische Sachverständige angeregt wurde. Daß im seinerzeitigen Strafverfahren des Privatanklägers, auf Antrag, Seite 87, [der] vor dem Landesgericht für Strafsachen Wien zum Sachverständigen bestellte Prof. Jagschitz, nach rund vierjähriger Befundaufnahme, dem Gericht im Jänner 1991 einen Zwischenbericht übermittelt hatte, laut welchen der von den Strafgerichten bisher angenommenen Notarietät der Gaskammern nicht im entferntesten die Rede ist. Dieses Gutachten gibt es. Und daß in dieser präkeren Lage der Gesetzgeber den Anhängern der Gaskammern entgegenkommen mußte, nach der Überarbeitung von weiteren Sachverständigen, indem mit dem Verbotsgesetz 1992, die Notarietät der Gaskammern mittels eines Bundesverfassungsgesetzes einfach staatlich dekretiert wurde und der Bestreiter mittels Strafandrohung 1 bis 20 Jahre einfach mundtot gemacht wurde. Zweck eines solchen Artikels ist offenbar die Hoffnung der linken Szene, der gefürchteten geistigen, wissenschaftlichen und technischen Auseinandersetzung mit den Sachargumenten der Revisionisten, mit dem Privatankläger, unter Ausnutzung dieser Bombenserien dadurch entgehen zu können, da dieser, der ohnehin schon, der unter der Meinungsfreiheit unterdrückenden Strafandrohung steht, auch noch in die Nähe der abscheulichen Bombenverbrechen gerückt wird. Obwohl es dafür nicht den Schimmer eines Anhaltspunktes gibt.

Jaromin: Ich wollte unlängst einen An-

trag bei Gericht stellen, festzustellen, was ist ein Geheimnis bei der Polizei. Denn ich bin auf dem Standpunkt gestanden, geheim ist fast jede Planung, aber nicht ein Akt, der sich in der freien Wildbahn abspielt. Weil mit viel Aufwand kann ich ja auch feststellen, was im Polizeiakt drinnensteht. Es gibt ja Zeugen von Betroffenen. Es gibt einen Kreis in Oberösterreich, die sich zur Kritik am NS-Gesetz ankämpfen, ich weiß leider nur nicht genau, wo und wer.

Schaller: Ich habe jetzt ein Buch bekommen, vom Krauland Verlag, das sie kaum verbieten werden können.

FORVM: Warum?

Schaller: Na weil's eben wissenschaftlich aufgezogen worden ist, und da gibt's den Passus, daß die freie Wissenschaft nicht behindert werden darf. Und das ist ein trockenes 400 Seiten dickes Buch, ungefähr von dieser Größe so, mit einem hellblauen Einband »Handbuch zu Fragen der Zeitgeschichte«. Und da stehen also saftigste Sachen drinnen.

FORVM: Was ich nie verstanden habe ist, daß der Bekennerbrief...

Schaller: Den kann ich Ihnen zeigen, den krieg' ich demnächst.

FORVM: Den habe ich, den neun Seiten-Brief.

Schaller: Den haben Sie? Na, ich sehe schon, meinen Brief habe ich noch nicht, aber er hat ihn schon. Ha, ha, ha. Am Montag haben die sich vom Justizministerium entschuldigt, daß sie ihn noch nicht geschickt haben. Ich habe ihn ungeöffnet weitergegeben. Weil kein Absender drauf war. Wenn ein Absender drauf gewesen wäre, dann hätte ich es nicht erlaubt. Aber wenn er wirklich zur Ausforschung der Bombenattentäter führt, dann habe ich nichts dagegen.

Jaromin: Ich habe auch nichts dagegen, an sich.

Schaller: Ja schauen Sie, jedes Wort im Satz ist von mir in Deutschland ziseliert und vom deutschen obersten Gerichtshof, beim Bundesgerichtshof... Aber die scheißen, wenn ein Artikel ins Blatt kommt, die scheißen sich ja an. Aber ich werde jetzt versuchen, in der ÖJZ einen Artikel, einen Gegenartikel unterzubringen. Schauen Sie, mit der Notarietät ist es so: Nur ganz kurz. Was ist in der Strafstizus notorisch? Was ist eine notorische Tatsache? Das ist eine Meinung über Tatsachen, die wahr oder falsch...

Jaromin: Das ist...

Schaller: Nein, nein, lassen wir die Politik mal beiseite. Gehen wir es ganz juristisch an. Das ist ohne jeden Zweifel, das stammt nicht vom Schaller, sondern das ist Judikatur des BGH, der anerkannteste BGH, des deutschen Bundesgerichtshofs. Eine notorische Tatsache ist eine Meinung über Tatsachen. Ist eine Meinung über Tatsachen, und das ist der entscheidende Punkt. Und jetzt macht der österreichische Gesetzgeber, die österreichische Justiz ein Gesetz, baut auf einer Meinung auf, die wahr oder unwahr sein kann, und ver-

bietet gleichzeitig die Durchführung des Sachbeweises, weil es gibt ja Dinge, wo man nie einen Beweis führen kann. Dann zählt die Notarietät, das ist dann die Ausführung. Also ob es die Massenmorde gegeben hat, da kann man heute noch nachschaukeln, das ist derartig primitiv, oder man kann die Räume begutachten.

Jaromin: Es kommt ja auf die Zahl der Gaskammern an.

Schaller: Jaja. Es geht mir nicht, ob vier oder einen. *Ich sage null. Null. Nu null. Es gibt keinen einzigen Gaskammer-Toten, das ist es.* Und dieser Sachbeweis ist anzutreten. Man muß sich das vorstellen, aufgrund einer Meinung, die wahr oder unwahr sein kann, wird ein Gesetz. Und es steht außerdem außer Zweifel, daß das mit der Notarietät auch so ist, weil eben notorisch eben zugleich wahr ist. Ist anerkannt. Nur nicht für die NS-Sachen. Sonst ist das völlig anerkannt, für jeden Mörder, jeden Kinderschänder ist das ganz klar. Weil das ein dynamischer Begriff ist, der unterliegt der Wandlung. Was heißt das? Am besten ist das, das stammt wieder nicht von mir, das habe ich vom deutschen Oberlandesgericht: Urteil, sogar der Petitionsausschuß des deutschen Bundestages hat das anerkannt, nicht: Wenn ich heute rechtskräftig verurteilt bin, Klientengelder unterschlagen zu haben, ist das Urteil rechtskräftig. Ich bin schuldig und es ist rechtskräftig. Aber es ist nicht die Gewährleistung gegeben, daß es wahr ist.

Jaromin: Na sowieso.

Schaller: Und weil das so ist, und weil das der Gesetzgeber – ein rechtskräftiges Urteil, zwar rechtskräftig ist, aber nicht die Wahrheit sein muß, hoffentlich oft ist, aber in Einzelfällen nicht sein muß, kennt er das Institut der Wiederaufnahme des Strafverfahrens aufgrund neuer Tatsachen und/oder der Beibringung neuer Beweise, die allein oder in Verbindung mit alten Beweisen geeignet sind, den Freispruch herbeizuführen. Genau analog das gibt es für die notorische Tatsache und das wird bereits in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz...

Jaromin: Sie sind ja gleich ein Verbrecher. Es ist gerichtsnotorisch bekannt, daß zu einem Sittlichkeitsverbrechen ein Penis gehört. Den haben Sie...

Schaller: Hahaha, nein, so einfach ist das nicht. Aber ich glaube, das ist am verständlichsten. Ein rechtskräftiges Urteil ist ein Heiligtum für die österreichische Justiz, aber sogar der Gesetzgeber kennt das, daß das nicht wahr sein muß. Und die notorische Tatsache ist viel weniger als ein rechtskräftiges Urteil.

FORVM: Warum hat der Gerd nie unter einem Pseudonym geschrieben? Das habe ich nie verstanden.

Schaller: Wer?

FORVM: Der Honsik. Der hätte viel einfacher operieren können, da gibt es das Mediengesetz, Paragraph 35, Redaktionsgeheimnis, den Informatenschutz bzw...

Schaller: Wenn Sie es drucken und vertreiben, das nützt Ihnen nichts, das wird

beschlagnahmt. Ist kein objektives Verfahren, da hilft gar nichts.

FORVM: Hat er ein neues geschrieben?

Schaller: Ja, Ja. »Schelm und Scheusal«, über den Wiesenthal (macht Kußhände) – ganz süß, ganz süß. Und ich habe natürlich...

FORVM: Ich habe ja eh eines von Ihnen bekommen.

Schaller: Ach ja. Ja, stimmt. Und dann kann man ja lesen, was ich dazu geschrieben habe. Die haben dann eingeleitet, wegen hunderter Delikte haben sie dann eingeleitet das Strafverfahren und haben beschlagnahmt. Und da habe ich dann fast zweihundert Seiten Beschwerde gemacht. jeden Punkt in der Luft zerrissen. Das können Sie haben, wenn Sie es überhaupt lesen wollen, da habe ich jeden Punkt, den die anklagen, widerlegt. Das hat ihn so getroffen, den Fasching, des ist so ein Halbnarr, ein juristischer...

Jaromin: Stimmung des Gerichts. Sie haben ja beim Ochsenberger die Zeugen von Amerika bereits dort gehabt, beim Prozeß.

Schaller: Ja. Beim ersten Ochsenbergerprozeß, weil sonst hätte der nie einen Freispruch gekriegt. Vorm Gerichtssaal standen der Leuchter, der Marwed Weber, der Professor Faurisson und noch andere. Es war ganz einfach. Ich habe im 87er Jahr im »Inlandsreport« den Rabl gehört, wie er den Dürr, den Robert Dürr vom Burgenland, der diese Bauernaufstände geleitet hat, wie er den interviewt und sagt: »Und in dieser – in so einem Nazi-Schundblatt veröffentlichten, und da im »Sieg«. Ich habe immer alles gelesen, von links bis rechts. Alles. Denk ich mir, ich kenne keinen »Sieg«. Ich habe auch kein »Halt« gekannt, man muß sich das vorstellen, weder »Sieg« noch »Halt«. Und jetzt habe ich gesucht und gewässert von 87 bis Frühjahr 89 habe ich kein »Sieg« bekommen. Und gegen Ende März hat mir mein Buchhändler gesagt, ich hab ein »Sieg«, da schauen Sie her, beschlagnahmt, und gab es mir unter der Budl. Dabei war es gar nicht beschlagnahmt, nur Angst vor der Presse. Da drinnen war ein Einlegeblatt: »Erster österreichischer Gaskammerprozeß, Feldkirch am 4. April.« Und es war der 25. März. Was? In Österreich der erste Gaskammerprozeß und ich nicht dabei? Ich kenne doch überhaupt keinen anderen, der nur annähernd in der Lage wäre, so einen Prozeß zu führen. Nach diesem Bericht habe ich mir gedacht, ruf ich ihn an und so und so. Bin also auf eigene Kosten hinaufgefahren, mit ihm einmal das besprechen, und er hat einen nationalen Anwalt gehabt, der hat ihm folgendes gesagt: Ich übernehme die Verteidigung, ich verstehe davon überhaupt nichts, also, er soll sich selbst verteidigen und ich werde nur auf den Artikel, was weiß ich, des Staatsgrundgesetzes der freien Meinungsäußerung plädieren. Völlig sinnlos. Zweihunderttausend Schilling – 200.000 Schilling für zwei Tage Verhandlung. Darauf habe ich gesagt: Schauen Sie,

ich kann Ihnen gar nichts sagen, jeder ist der Herr seines Schicksals, ich sage, was hier angemessen ist: erstens kündigen, zweitens die 200.000 Schilling nehmen und die Zeugen einfliegen lassen, die kommen ja nicht ohne Geld, wie sollen die kommen, aus Amerika, aus Australien, aus Frankreich.

Jaromin: Ja sowieso.

Schaller: Die 200.000 Schilling nehmen, sofort alles einfliegen lassen, ich verteidige Sie und verlange null. Ich habe mir die Fahrt nach Feldkirch und zurück selber bezahlt, keinen Groschen verlangt, und ich mache einen Superbeweis Antrag in ein paar Tagen. Bin hinauf übersiedelt zu ihm, habe die dann auch geschrieben, so vierzig bis fünfzig Seiten. Mit fast keine Mittel, nur mit meinem Allgemeinwissen. Und durch diesen Freispruch, da waren Leute aus der Schweiz, aus Amerika, aus Deutschland, waren die alle so begeistert, daß man mir jetzt Material gegeben hat. Damals war ich der Krieg des armen Mannes, jetzt habe ich alles. Ich das Original-Ausschwurtsurteil, das Original-Treblinka-Urteil. Ich habe alles, alles. Was Phantastisches habe ich bekommen. Harmlos die Menschen: »Ja, ich hab' ein Urteil in Norddeutschland, darf ich es ihnen schicken?« – »Sind Sie wahnsinnig, das verschwindet bei der Post, das ist ja unersetzlich.« Ich bin dann auf meine Kosten nach Norddeutschland gefahren und habe es geholt. Ist ja ein Heiligtum.

Jaromin: Na sowieso.

Schaller: Das sind die gesammelten Werke der allerdümmsten Dummheit die man sich vorstellen kann. Un-faß-bar. Jedes Bezirksgericht würde rot werden und vor Scham in die Erde versinken, so primitiv. Jeder Verkehrsunfall, wo es um 5.000 Schilling geht, wird besser beurteilt als die Sache mit den Gaskammern. Un-faß-bar. Und ich gebe nicht auf. Vor allem beim Honsik. Beim Rebhandel, dem Salzburger, bin ich jetzt in Straßburg und denen schicke ich auch das Buch – das Buch habe ich jetzt geschickt: *allen Mitgliedern des Obersten Gerichtshofes*, die in Strafsachen tätig sind, *Präsident und Vizepräsident*.

Jaromin: Das kostet ein Vermögen.

Schaller: Das – da hat sich ein Sponsor gefunden, das Buch kostet 50 Mark.

Jaromin: Ja eben.

Schaller: *Da habe ich allein 20 Bücher an den OGH geschickt. Ein einziges kam ungeöffnet zurück; eines. 19 haben es übernommen.* Ich habe geschickt: *an die drei Nationalratspräsidenten, an alle fünf Parteiböhmänner und Böhmänninnen.* Eines kam zurück, vom Herrn Fischer.

Jaromin: Nanona.

Schaller: Hahaha. Das gefällt mir. Und jetzt geht es weiter an das Oberlandesgericht, an den Strafsenat. So lange ich lebe, werde ich dafür kämpfen, solange mein Hirn in Ordnung ist, meine Feder und meine Papp'n. Solange wird gekämpft. Nur eine Frage habe ich noch, kann mir jemand einen Fünfer wechseln? Nur eine Frage habe ich noch. Sie sagen, bitte, Sie haben ei-

ne Möglichkeit, den Täter zu enthüllen oder den Konstrukteur. Ich frage mich...

FORVM: Ich habe drei Monate jetzt gebraucht dazu.

Schaller: Wieso ist das Ihnen möglich und hundert Leuten von der ETB nicht? Und zweite Frage, noch wichtiger: Lassen Sie ihn aufliegen oder nicht? Das sind ja vier Millionen, nein sogar zehn Millionen.

FORVM: Nein, ich lasse ihn nicht aufliegen. Und ich sage Ihnen drei Gründe warum. Unter anderem ganz kurz. Erstens: Der Konstrukteur ist noch immer nicht der Verteiler, es ist auch nicht der Bekenner-Schreiber, wenn ich die aufliegen lasse, dann habe ich damit nichts gewonnen. Ja?

Schaller: Ist eine Beweisfrage.

FORVM: Die Beweisführung, ist auch schwer zu beweisen.

Schaller: Noch dünn.

FORVM: Sehr dünn. Zweitens: Warum gelingt es mir, und der ETB nicht. Dann schauen Sie sich nur die Mitarbeiter der ETB an. Die können nicht einmal zwischen dem Starhemberg von 1638 und dem von 1934 unterscheiden.

Schaller: Ja ja. (Lacht)

FORVM: Denen muß man das einmal erklären. (Schaller lacht.) Dann müssen Sie einmal das Starhemberg-Bataillon in Bayern einmal kennenlernen, nicht, die Österreichische Legion, wie sie geheißen hat. Das haben Sie auch nicht gewußt, von wegen Bajuwarische Befreiungsarmee. Und da kriegt man ja ein bißchen eine Assoziationskette, dann hat man ja irgendeine Ahnung, warum die sich »Bajuwarische Befreiungsarmee« nennen und »Graf Starhemberg«. Da muß man auch wissen, wer der Reinhard Günther war, der der erste war, der die Auflösung der Parteien damals gefordert hat und ein geistiger Wegbereiter war der nationalsozialistischen Bewegung. Der hat ja schon von einer Bewegung gesprochen, und nicht von einer Partei gesprochen.

Schaller: Jaja.

FORVM: Dann muß ich auch wissen, daß auf der Waxenburg in Waxenberg nach wie vor ein Sitz der Burschenschaft Starhemberg existiert. Man muß also ein paar so Sachen wissen, das haben die ja nicht gewußt.

Schaller: Hahaha.

FORVM: Dann muß' auch ein paar kritische Sachen lesen, die käuflich erwerblich sind, wie zum Beispiel den Herrn Botz, Gewalt in der Politik, da findet man ein Pendant vom 18. September 1935, wo das Starhemberg-Bataillon zehn Briefbomben von Linz-Urfahr an den Salzburger Klerus verschickt hat, wos, die abgefangen wurden von der Post und ein Postler dabei schwer verletzt worden ist und die Bauweise eine sehr ähnliche war, ja, auch diese Geschichte. Dann kommt man ein bißchen ran, daß das nicht unbedingt Neonazis sein müssen, das kann ja auch aus national-klerikal-monarchistischen Kreisen kommen, die ja, weil nämlich, der Witz ist ja, es fällt nämlich

keinem ein, hab' ich gesagt, schauen Sie, erstens ein Neonazi würde zum Beispiel nicht sagen: »Roma, geh' ham nach Indien«, sondern er würde sagen »Zigeuner, geh' nach Indien«. Damit fängt es sich einmal an. Die Diktion unterscheidet sich sehr wesentlich. Das Zweite, was ich gesagt habe: Es gibt keinen einzigen Hinweis, keinen einzigen antisemitischen Ausspruch. Nicht einen. Wenn des ein Neonazi ist, dann kommt mindestens einmal das Wort Jud vor.

Schaller: Jaja, das ist richtig. (Lacht hell auf).

FORVM: Wenn man sich die ganzen Bekenner-Schreiben durchliest. Also ich hab' eine ganze Menge denen einmal erzählt, was aber eigentlich, wenn man gutes Archivmaterial, zugänglich, also wenn man weiß, wo man suchen muß, ja. In der Geschichte.

Jaromin: Bekenner-Schreiben kommen ja selten vom Täter.

Schaller: Jaja, auch das.

FORVM: Noch dazu. Und was haben Sie beim Bekenner-Schreiben – die waren bei mir.

Schaller: Wer?

FORVM: Die ETB stand am Sonntag vor vierzehn Tagen bei mir in der Türe.

Schaller: Warum?

FORVM: Ich hatte einen Computerexperten beauftragt, sich dieses Bekennerbriefschreiben sich anzuschauen. Der hat gesagt – das, was alle Anwälte zugeschickt bekommen haben, das war schon eine Kopie von einer Kopie, das heißt, das ist ausgedruckt auf einem Laserprinter, nicht auf einem Matrixdrucker oder Nadeldrucker. Da könnte man ja auf Grund der Druckstärke verifizieren, welche Maschine das war, beim Laserprinter ist das unmöglich.

Schaller: Unmöglich?

FORVM: Unmöglich (Schaller lacht auf.) Und außerdem ist es mit Sicherheit ist es ein Laserprinter oder eine Kopie, weil leichte Staubreste auf bestimmten Buchstaben zu finden sind, die ja unvermeidlich sind bei einer statischen Aufladung von einer Glasplatte. Das nächste, was ich ihm erzählt habe, ist: Wir haben dann ausgezählt, sämtliche Begriffe. Ausländerfeindliche Begriffe sind es – jetzt habe ich das nicht mit – sind es siebenundzwanzig, zweihundertsechsfünfzig sprengtechnische, hundertsiebenundachtzig militärische Ausdrücke, neunundsechzig politische Ausdrücke, sechsundfünfzig juristische Ausdrücke, nur siebenundzwanzig ausländerfeindliche Ausdrücke. Also das kommt mit Sicherheit irgendwo aus monarchistischen Militärkreisen, dieses Bekenner-Schreiben, der zumindest mit Behörden, mit Verwaltungsrecht oder Justiz oder zumindest militärrechtliches Wissen hat, weil sonst kann der das so nicht so schreiben.

Schaller: Unglaublich.

FORVM: Sagen die: Glauben Sie das? Sag' ich, na möglich, ein Neonazi war das nicht oder ein Nazi schreibt das nicht so. Die Nazis in Österreich sind einfach zu

deppert. Schauen Sie sich den Herrn Küssel an...

Schaller (*lacht:*) Genau, genau, ein Volltrottel.

FORVM: Und der Herr Radel...

Schaller: Eine Preßwurst.

FORVM: Möglicherweise, der Herr Radel könnte möglicherweise, ja, irgendwelche Texte schreiben, das ist ein Philosoph, aber wissen Sie, daß der solche Aschenbecher hat, eine Bombe kann der nicht bauen, der darf sich nicht vergreifen, ja, sonst ist er nämlich in seiner Wohnung in der Otto Probst-Gasse in die Luft geflogen.

Schaller: Daher behaupten sie ja, er ist der Anstifter. Man muß sich das vorstellen, er hat den Binder gedungen dazu.

FORVM: Da kommt noch dazu, bei dieser ganzen Angelegenheit...

Schaller: Bitte zahlen.

FORVM: ...die ich ziemlich klar sagen kann, daß die ETB keine Information, keine Ermittlungsergebnisse bekommt die in die Hand. Entschuldigen Sie, diese dilettantische Entsorgung dieser Bomben, die dilettantische Untersuchung. Jetzt haben sie's in die Schweiz geschickt. Ob die Schweizer Labors besser ausgerüstet sind – angeblich – und andere Spuren finden. Und das Bekenner schreiben. das ist eine Bankrotterklärung sämtlicher erkennungsdienstlichen Abteilungen in unserem Land.

Schaller: Und wir waren einmal das Vorbild der Welt. Die Polizeidirektion Wien war Weltvorbild.

Jaromin: Heute auch. Aber wie kommt man an diese Information?

FORVM: Also ich sage Ihnen eines: nicht, weil ich den Radl so gut kenne, oder so mag, ich halte ihn für einen Spinner.

Schaller: Ja, das ist er.

FORVM: Er schadet dem nationalen Lager.

Schaller: Absolut. Absolut.

FORVM: Mit seinen blöden Aktionen...

Schaller: Habe ich ihm immer gesagt. Seine Aufgabe ist zu studieren und was zu werden.

Jaromin: Werden, genau richtig, aus sich was zu machen.

FORVM: Und es ist so, daß ich es nicht zulasse, daß eine verbohrte Presse und verbohrte Leute, wenn sie keine Ermittlungserfolge haben, zwei Rotzg'schichten...

Schaller: Schlachtopfer!

FORVM: Ja, aufbauen zu Tätern mit einer Medienkampagne, nicht...

Jaromin: Die haben die Mentalität natürlich

Schaller: Jajaja. Völlig daneben.

Jaromin: Was machen die? Die machen Anzeigen von vierzehn oder sechzehn Autobesitzern, denen sind die Pneus aufgestochen worden. Da gibt es die Tagesbesprechungen, wo alles gesagt wird: sovielen Selbstmorde, sovielen Einbruchsanzeigen und und und. Was macht die Staatspolizei – mir gesagt worden, war nicht dabei. Macht einen Aktenvermerk, Anruf, des waren Leute von der Burger-Szene. Worauf die das benützen, jetzt umzurühren. Nicht.

FORVM: Wissen Sie, daß er den Skorceny getroffen hat in Spanien. Ich bin ganz fertig gewesen, wie ich das gehört hab'.

Schaller: Hahaha.

Jaromin: Ist ja eh in der Zeitung gestanden.

Schaller: Ja wenn irgendetwas Konkretes ist, dann würde ich fast...

Jaromin: Im Jänner glaube ich.

Schaller: Vom März. Seither ist nichts dazu gekommen.

Jaromin: Ah so.

Schaller: Nein, aber den habe ich natürlich der Presse gegeben. Aber nichts anderes.

Jaromin: Bei mir war folgendes: Im Februar läutet es, war ein Sonderkommando-Einsatz.

Schaller: Maria.

Jaromin: Nein, in Zivil, sehr freundlich. Ist bei Ihnen ein gewisser Willi beschäftigt? Sag' ich Nein. Kennen Sie einen Willi? Sag ich, ich kenn zig Willi, was meinen Sie? Blöd, ich hab ja gleich gewußt, wer es ist: Bei mir verkehrt, das heißt, ich kenne den Vater vom Ehmayer von – eine National-Konservative Partei hat er sogar gegründet.

Schaller: Aha.

Jaromin: Ein bißchen ein Spinner.

Schaller: Nie gehört.

Jaromin: Schwer schwarz, schwer schwarz, also sagen wir die alte österreich-patriotische, und und und, nicht monarchistisch, aber ein ehrlicher Mensch zumindestens. Und nachdem ich mir ja keine Angestellten leisten kann und er da seine National-Konservative Zeitung schreibt, sagte ich, schreib's bei mir. Hab' ich wenigstens einen beim Telefon.

Schaller: Jawoll, Telefondienst. Sehr geschieht.

Jaromin: So, was war? Der ist auch bei Studentenverbindungen und so weiter.

Schaller: Ach so. Der Sohn?

Jaromin: Der Sohn, eh klar. War folgendes: Kriegt der einen Anruf von einem Journalisten, ja, am 6. Dezember, Kram-pustag. Er soll für, er soll den sogenannten Küssel-Nachfolger, Endress, eine Verbindung schaffen, die wollen ihn interviewen. Hat der gewußt irgendwie, der Endress ist in der Küssel-Wohnung wohnt. Weil er selber keine Wohnung hat. Deswegen wird er ja als Küssel-Nachfolger wird er gehandelt.

Schaller: Aber er ist ein intelligenter Bursch.

Jaromin: Worauf der von mir aus anruft in der Küssel-Wohnung. Dort rennt ein Anrufbeantworter, erreicht niemanden. Sagt, ich glaub', Gerd heißt der Endress oder so ähnlich irgendwie, wenn Du z'haus kommst, rufe mich an, ich bin die ganze Nacht erreichbar unter 712 6226, so.

Schaller: Maria. Hahaha.

FORVM: Wird ja abgehört.

Schaller: Na klar.

Jaromin: Ist ja wurscht. Die haben das ausgewertet, das war am 6. Dezember, und im Februar kommen die.

Schaller lacht schallend: Das ist aber wahr?

Jaromin: Worauf der sehr, wie soll ich sagen, sehr konziliant war, sagt, was ist Ihre Meinung, fachlich? Sag' ich, eine Gruppe war es sicher nicht. Sagt er, wieso? Sag' ich, weil in der STAPO Spitzel drinnen ist.

FORVM: Also unglaublich, was sich da abspielt, wirklich unglaublich.

Schaller: Völlig klar.

FORVM: Vor allem ist die Geschichte nämlich total daneben, jetzt hab ich's vergessen, was ich sagen wollte.

Jaromin: Schauen Sie, der Nationalsozialismus war eine Kompromißlösung, politisch, zwischen Kommunismus im Osten und Kapitalismus im Westen. Genauso wird es wieder zu einer Kompromißlösung kommen, zwischen Kapitalismus und den Kommunisten, wird es geben. Wird es geben müssen.

FORVM meets VAPO und wird deren Mitglied

Gegen 20 Uhr des selben 14. März besucht das FORVM, im Schlepptau von Jaromin, die Währinger Wohnung von Gottfried Küssel. Jaromin wird von den Anwesenden – u.a. Wilhelm Ehemayer (Mitarbeiter der Firma Jaromin), Anton Baumgartner, Herbert Schweiger – freudig begrüßt. Einer bespricht mit Jaromin die Möglichkeiten einer Wiederaufnahme seines Verfahrens. Jaromin erzählt, daß Schaller kaum reale Chancen sieht, beim OGH einen Wiederaufnahmeantrag durchzubringen. Anschließend stellt er das FORVM als neuen Mitarbeiter vor: »Ein Nationaler und Bekannter von Schaller.«

Einer bringt eine Kiste Diebl Altbier, die er von Kameraden in Norddeutschland als Geschenk für die Bude erhalten habe.

Jaromin erzählt, er habe von der FPÖ den Auftrag erhalten, einen Informationsdienst einzurichten: »Also Burschen, wenn ihr Material über linke Sauereien hört, dann sagt's mir des.«

Gegen 23.00 beginnt das übliche »Ab-trinken« des Abends und das FORVM wird zur Mitgliedschaft bei der VAPO eingeladen – es sagt mit Begeisterung zu, lehnt aber Gewaltakte ab. »Ich bin nur für gewaltfreie Aktionen zu haben«, sagt es. Man fragt nach dem zweiten Vornamen, um das FORVM dann zu unterweisen: »Immer wenn Du mit uns in Kontakt treten willst, dann melde Dich nur mit Deinem zweiten Vornamen.« Jaromin meint dann: »Wenn sich der Kamerad Reinhold bewährt, mache ich ihn zum Kanzleileiter.« Einer flüstert dem FORVM zu, es solle dies nicht so ernst nehmen, denn immer wenn Jaromin etwas getrunken habe, dann verspreche er einem das Blaue vom Himmel. Gegen Mitternacht geht das Tref-fen zu Ende.

Was wir dort sonst noch besprochen haben? – Als volkstreu, wenn auch eisern gewaltfreies Mitglied der VAPO, wird niemals und nichts und niemanden jemals verraten, Euer altes
FORVM

FORVM meets AULA

Graz, 4. Mai 1995, Merangasse 13, Redaktion der AULA. Um 10.30 läuten wir an, um einen früheren Besuch Jürgen Hatzenbichlers in unserer Redaktion zu erwidern. Dahinter begann das nachfolgende Gespräch, das bis ca. 12 Uhr in einer nahen Kneipe gedauert hat.

Unsre untige Meinung revozieren
wir, ganz und gar
reuevoll,
nun
☆

Nach dem Betätigen der Klingel öffnet der handelsrechtliche Geschäftsführer Dipl.-Vw. Herwig Nachtmann und reicht dem FORVM die Hand.

FORVM: Grüß Gott, ich bin gerade von Wien gekommen. Irgendwie hat's entweder mit eurem Telefon etwas oder man kann von Wien aus nicht g'scheit durchkommen.

AULA: Wie heißen Sie?

FORVM: Ignaz R. Härtel. Ich möchte mit jemandem reden, der sich mit der linksextremen Szene beschäftigt.

AULA: Worum gehts?

FORVM: Ich habe mich mit der Sprengstoffgeschichte auseinandergesetzt, die von Ebergassing. Ich glaube, ich hätte da eine Geschichte für Sie.

AULA: Ist in Ordnung. Aber nicht da. Gehen wir auf einen Kaffee?

FORVM: Ja gut.

AULA: Es dauert nur einen Moment. Bitte nehmen Sie Platz.

Nachtmann geht in ein benachbartes Büro. Alle Türen stehen offen und er spricht mit der Redaktionssekretärin. Diese überreicht ihm einen zweiseitigen Text, den er durchlesen möge und drückt ihm eine Diskette in die Hand. Bespricht mit ihr noch eine Terminvereinbarung für heute 12.00 Uhr. Ich [REDACTED] dazwischen [REDACTED] Nach etwa vier, fünf Minuten verlassen wir die Redaktion, gehen in ein etwa 200 Meter entferntes Bierlokal.

Der Kellner kommt an unseren Tisch.

AULA: Ich hätte gerne ein kleines Hirter Bier.

FORVM: Ich auch. – Stört es Sie, wenn ich rauche?

AULA: Nein überhaupt nicht.

FORVM: Also gemmas an.

AULA: Ich stelle mich einmal vor, Nachtmann mein Name.

FORVM: Ignaz R. Härtel, nochmals, Grüß Gott. Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, ist furchtbar alt. Haben Sie etwas zum Schreiben?

AULA: Ja, natürlich.

FORVM: Sie beginnt in den fünfziger bzw. sechziger Jahren. Die Geschichte beginnt so, daß der ehemalige Innenminister Franz Olah die Partei DFP gegründet hat...

AULA: Die DFP?

FORVM: Die Demokratisch Fortschrittliche Partei.

AULA: Ah, ja.

FORVM: Und damals alte Südtirolkämpfer um sich gereiht hat: Kubart, Falk, Fritz usw. Das Wesentliche an der ganzen Aktion ist, daß der Ing. Massak, der damalige Sprengstoffexperte des Innenministeriums, Kubart als V-Mann verpflichtet oder, besser gesagt: genötigt hatte. Danach gibt es die berühmten Sprengstoffattentate. Alitalia, Länderbank, dann die Aufgabe von Sprengstoffpaketen vom Wiener Westbahnhof nach Israel. Und laut meinen Unterlagen weisen die Spuren eindeutig in das Innenministerium. Also eine Art Auftragsgeschichte.

AULA: Das ist mir nichts Neues, daß sich Regierungen solcher Methoden bedienen.

FORVM: Auf die Sprünge geholfen hat mir ein alter Bekannter, der Detektiv Jaromin, der Ihnen ja eh bekannt ist – der Jaromin, der mit der HNA-Chef Kragora-Affäre aufgefliegen ist. Die noch vorhandenen Stapo-Akten belegen, daß es eine sehr enge Verbindung zwischen Kubart und dem Innenministerium gegeben hat. Damit wurde in mir der Verdacht geweckt, daß in der ganzen Bombenaffäre etwas nicht stimmen kann.

AULA: Den Verdacht habe ich auch.

FORVM: Haben Sie das Bild, welches in den Zeitschriften veröffentlicht wurde, im Kopf, jenes, das ein Foto der Briefbombe der ersten Welle zeigt?

AULA: Ja, ungefähr.

FORVM: Ich habe das Bild mit der Beschreibung der Briefbombe im dazugehörigen Bekennerschreiben verglichen. Und auch der Kamerad Kubart hat mir das bestätigt, daß im rechten oberen Eck ein Teil der Bombe fehlt. Das heißt: dieser Teil wurde nicht mitabgebildet. Also: auch Kubart fiel das auf. Im Bekennerbrief wird sie aber erwähnt. Also nur der Hersteller kann das wissen und die Leute vom Innenministerium, die dieses Detail bewußt weggelassen haben.

AULA: Das ist mir zwar nicht so im Detail aufgefallen, aber mir wurde gesagt, daß die Bombe so nicht funktionieren kann.

FORVM: Kubart hat mir auch erklärt, daß diese Bombenbauart in einer Mischung aus alter und neuer Technik besteht. Ich habe ein Vergleichsmodell gefunden für diese Bauweise. Ich meine die Technik. Das waren zwar Bombenpakete, aber mit der gleichen Konstruktion. Jene,

die nach Syrien ging in den 60er Jahren, und jene, die vom Westbahnhof nach Israel abgeschickt wurden.

AULA: Ich weiß. Auch das ist mir nicht neu. Aber auf was wollen Sie denn hinaus?

FORVM: Naja, ich mache jetzt den Sprung zu Ebergassing. Bei sämtlichen Bombenaffären haben die sogenannten Sprengstoffexperten der Exekutive immer versucht, die Bomben zu entschärfen und so vollständig wie möglich zu erhalten. Ist ja auch logisch, weil die Bombenkonstruktion ein wesentliches Hinweis- und Beweismittel ist. Nur in Ebergassing, bei der am primitivsten gebaute Bombe, jener aus Unkrautsalz, haben die Entschärfer gesagt: sprengen. Diese Bomben können wir nicht entschärfen.

AULA: Was erstaunt Sie daran so? Nicht alle Bomben können entschärft werden. Manche muß man sprengen.

FORVM: Jede Bombe ist sofort entschärft, wenn man sie mit Stickstoffschnee tiefgefriert. Das haben sie auch bei der weit gefährlicheren Briefbombe der ersten Serie so gemacht. Und eine primitiv gebaute Unkrautsalzbombe kann man nicht entschärfen?

AULA: Aber der Zündmechanismus war so gefährlich.

FORVM: Also, warum ist dann nur die letzte Bombe hochgegangen und nicht alle anderen auch, die ja ebenfalls unter das Stromfeld des Mastes angebracht wurden? Nein, da gibt es mir zuviele Ungereimtheiten. Was aber nur meinen Verdacht verstärkt, daß zumindest Teile der Exekutive in die ganzen Bombenaffären mitverwickelt sein könnten.

AULA: Das ist eine starke Behauptung.

FORVM: Finde ich nicht. Wenn man bedenkt, daß in anderen Ländern fast jede Bombe entschärft werden kann. Außerdem gibt es genügend Literatur über die Entsorgung von Sprengkörpern, in der man nachlesen kann, wie man es machen soll und muß.

AULA: Wollen Sie damit sagen, daß die Polizei nicht korrekt vorgegangen ist?

FORVM: Ich sage nicht, daß sie nicht korrekt vorgegangen ist. Ich sage, daß es den Eindruck erweckt, so wie die da vorgegangen sind, daß sie die Bombe gar nicht entschärfen wollten. Bitte erinnern wir uns, als wir noch Buben waren, da haben wir auch mit Unkrautsalz und Staubzucker experimentiert. Gott sei Dank ist dabei nie wirklich was passiert.

AULA: Sie haben unsere Exekutive im Verdacht?

FORVM: Wenn Sie es so hören wollen: ja. Ich glaube, daß hier nicht korrekt gearbeitet wurde.

AULA: Sind Sie ein Sprengstoffexperte?

FORVM: Nein. Aber ich kenne den besten Sprengstoffexperten und Bombenbauer von Österreich: Emanuel Kubart. Der Mani hat mir das bestätigt. Erstens wird eine Bombe geröntgt. Zweitens wird sie tiefgefroren, drittens wird sie im tiefgefrorenen Zustand längere Zeit aufbewahrt, vier-

tens wird sie außerhalb von Wohngebieten gebracht. Und wenn mehrere Bomben der gleichen Bauart vorhanden sind, dann sprengt man eine, um die Sprengkraft auszustesten und damit einen Eindruck von der Gefährlichkeit der Bombe zu gewinnen.

AULA: Und das glauben Sie?

FORVM: Ja. Es ist ja auch der gleiche Blödsinn, den die Exekutive verzapft hat, daß die Oberwarter Bombe ein Rüttelbombe war. Was ist bei einem heftigen Wind, einem Vogel, der sich draufsetzt? Nein das war eine Zugbombe. Wenn die Stange hochgehoben wurde, dann ging sie hoch. Da ist eine kleine Metallkugel runtergefallen, die den Kontakt geschlossen hat, sowie den Stromkreis unterbrochen. Auch das hat mir der Mani bestätigt.

AULA: Und sonstige Hinweise haben Sie keine, daß das Innenministerium da mit-involviert sein könnte?

FORVM: Oh doch. Das Bekenner-schreiben. Der Text ist eine Mischung aus alten und modernen Militärfachausdrücken. Und was besonders daran ist: es sind Ausdrücke darunter, die nur von einer ganz bestimmten Armeeinheit im Dritten Reich verwendet wurden. Sozusagen militärinterne, einheitsinterne Kürzel und Bezeichnungen. Könnte den Täterkreis enorm einschränken. Es ist halt komisch, daß die Ebergassing-Bomben vom Sprengstoff her und vom Zünder her so primitiv waren, daß man nicht von einer professionellen Bauweise sprechen kann. Aber die im Innenministerium haben sich so sehr davor gefürchtet, daß sie die sprengen haben müssen. Die wirklich gefährlichen Dinger davor – da haben sie so wenig Angst gehabt, daß sie die in der Hand, völlig ungesichert wie die Klagenfurter Rohrbombe, quer durch die Stadt getragen haben. Der Typ, dem jetzt beide Hände fehlen, tut mir überhaupt nicht leid. Nicht auszudenken, wenn das Ding auf dem Weg, mitten in der Stadt in der Nähe von Passanten hochgegangen wäre.

AULA: Vielleicht hat die Polizei Angst gehabt zu entschärfen, weil ja im Bekenner-schreiben zu lesen war, daß die nächsten Bomben bei der geringsten Berührung bereits in die Luft gehen werden.

FORVM: Und was machen die Sicherheitskräfte bei Luftlinien zum Beispiel? Sprengen die vielleicht auch das ganze Flugzeug im Wert von 800 Millionen Dollar in die Luft, weil sie so Angst haben? Also das ist lächerlich.

AULA: Und welche Motive stecken Ihrer Meinung nach dahinter, mit diesen Bombenattentaten?

FORVM: Schauen Sie, ich halte vom Verbotsgesetz nicht sehr viel. Denn wenn man den Leuten den Mund verbietet, also ihnen untersagt, ihre Meinung verbal auszudrücken, dann machen sie es eben non-verbal. Wenn der Mund zugeklebt ist, dann kommt die Faust. Eine verschiedene Geschichtsauffassung zu besitzen, darf nicht unter einer Strafsanktion stehen. Ich kann die Bombenleger ganz gut verstehen, aber ich lehne grundsätzlich jede Form der

Gewalt ab. Die besseren Argumente mögen gewinnen.

AULA: Schön wäre es.

FORVM: Eine Meinung zu haben, darf nicht strafbar sein.

AULA: Sie haben recht, aber wir werden ja auch ziemlich bedroht.

FORVM: Warum?

AULA: Sie wissen doch, daß man unsere Abonnenten-Kartei beschlagnahmt hat. Das hat uns erstens Abonnenten gekostet, und zweitens Inserenten sowie Förderer.

FORVM: Bloß weil die Aula ein differenziertes Geschichtsbild vermittelt, soll sie bestraft werden. Eine Schweinerei. Der Dr. Schaller, ein sehr gescheiter und lieber Mensch, der hat mir die Judenfrage genauer erklärt. Ich bin ja kein Zeitzeuge und war, das muß ich Ihnen ehrlich sagen, immer skeptisch. Ich habe lange in dem Glauben gelebt, daß es die Gaskammern gegeben hat. Der Schaller hat mir dann das genauer erklärt und gesagt, daß bis heute

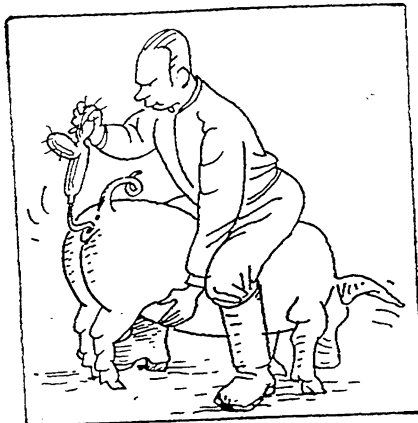
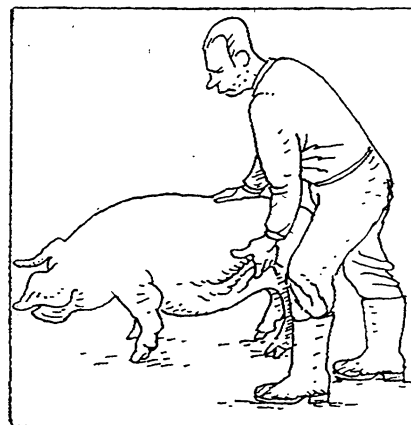
keine Ausgrabungen durchgeführt werden dort, wo die Juden behaupten, daß da Massengräber sind. Dieses Argument hat mich dann endgültig überzeugt, daß die Auschwitzgeschichte nur erfunden sein kann.

AULA: Eine Geschichtsforschung ist zu diesem Thema verboten. Ich glaube auch, daß man das genauer untersuchen sollte. Die Zahlen, die da herumschwirren, sind ja nicht glaubwürdig.

FORVM: Sehr richtig. Bei jedem Mordprozeß werden auch die Leichen exhumiert.

AULA: Bei den angeblichen Massengräbern in Polen macht man das nicht. Ich habe etwas so Ähnliches mal gefordert und habe eine Menge Schwierigkeiten bekommen deswegen. Aber wissen Sie, das ist ein viel zu gefährliches Thema heutzutage. Ich glaube, Sie haben verstanden, daß auch ich Ihre Meinung teile. Ich bin mit Dr. Schaller einer Meinung.

Quod erat demonstrandum.



...schön ist der Traum
und das Leid,
schöner die Reichsherrlichkeit
...schön und wahr
unsagbar
bleibt die Heimat
muttertief
und klar.

J. Weinheber.

Die Mehlspeis' in Döbling

Dienstag, 16. Mai 1995, 15.30–18 Uhr

Café Gugelhupf
Billrothstraße 9

Hinter der Theke: Michael Graf, der mit vierzig oder fünfzig Polizisten von der AUF befreundet sein will; auf der linken Thekenbank: sein Vater. Das FORVM legt ein ›Tatblatt‹ auf die Budel und ordert ein Seidel. Der F-Abgeordnete Martin Graf, Bruder des Cafétiers, betritt das Lokal mit zwei Leibwächtern; er nimmt die rechte Thekenbank, von wo er scheel das ›Tatblatt‹ beäugt.

Martin Graf: Woher haben's das? Sind's ein Tatblattler?

FORVM: Nein. Die sind da unten gestanden bei der alten Wirtschaftsuni und haben das verteilt. Weil da oben gestanden ist, der Einem gefährlich, wenn man das kauft. Der gute Mann hatte sehr lange Haare und kein Wechselgeld. Und da habe ich ihm den Zwanziger sozusagen gegeben...

Martin Graf: Damit haben Sie das Tatblatt klarerweise unterstützt.

FORVM: Nein! Wirklich nicht! Ich hab' es gekauft, weil es mich interessiert und ich hab' früher sowas noch nie in der Hand gehabt und dann hat er auch noch zwei Flugblätter verteilt. Aber das Beschämende ist, wenn ich das so sag', bin ich im Gefängnis. Das ist nämlich das Arge. *(Zeigt dem Abgeordneten die Tatblatt-Seite, auf der eine Postkarte mit dem Namen Jörg Haider in altd deutschem Schriftzug zu sehen ist. Anschließend der Name des F-Führers ist in altd deutscher Schrift gedruckt.)* Also – das ist üble Nachrede, Kreditschädigung.

Martin Graf: Wo sehen Sie da eine Beleidigung? Das, was da pickt?

FORVM: Das, was pickt, und mit dem Text zusammen. Das ist eindeutig. Eine klassische Sache. Der 111-er und der 1350-er zivilrechtlich.

Martin Graf: Der 1330-er.

FORVM: Der 1330-er. Es müßte gehen. Also was mich gewundert hat, ist immer sein Name, wenn er zum Beispiel im Zusammenhang mit einer Werbung zu einem Produkt gebraucht wird. Und das ist eine Werbung für ein Produkt. Also ›Tatblatt‹-Werbung. Der Name, der persönliche Name hat einen bestimmten Verkehrswert.

Martin Graf: Ja.

FORVM: Warum da nie Klage gemacht worden ist, um den Mißbrauch des Verkehrswertes. Warum ist das nie passiert?

Martin Graf: Naja, der, der prozessiert, der kann den verlieren auch.

FORVM: Er selber?

Martin Graf: Ein jeder.

FORVM: Der Jörg? Nein, nein, nein.

Daß er sich auf eine Stufe mit der Gerichtsebene gibt?!

Graf: Die Gefahr besteht, daß er ihn verlieren kann. Und dann könnte das ›Tatblatt‹ sagen, schaut's, wir sind legal in dem, was wir da sagen. Das ist einfach zu gefährlich.

FORVM *(schaut fragend)*.

Martin Graf: Na klar. Da gibt es das berechnete öffentliche Interesse am Jörg Haider, das nicht nur das ›Tatblatt‹ hat. Damit haben sie den Persilschein, wir sind rechtlich befugt, das und das zu sagen. Und dann heißt es in der Judikatur, daß das öffentliche Interesse überwiegt. Nein, da geht nix.

FORVM: Alles klar. Also ich bin ein ehemaliger sozialistischer Gewerkschafter im AKH, bin vor vierzehn Tagen rausgeflogen. Aus der Partei ausgeschlossen worden und gleichzeitig auch noch aus der Gewerkschaftsfraktion ausgeschlossen worden...

Martin Graf: Und der Job?

FORVM: Der Job nicht.

Martin Graf: Und warum ist Ihnen das passiert? Warum sind Sie ausgeschlossen worden?

FORVM: Weil es eine interne Diskussion gegeben hat, in einem Bierbeisl, wo ich gemeint habe, das Delikt der Meinungsfreiheit... Also ich hab' gesagt, das Gut der Meinungsfreiheit muß höher stehen, als was weiß ich. Jedenfalls haben wir ums Wiederbetätigungsgesetz gestritten. Irgendwann einmal, aus einer Bierlaune heraus, ist dann gefallen: Fünfzehn Jahr – Schimanek, das gehört ihm. Sag' ich, seid's ihr komplett hinüber? Es ist ein Meinungsdelikt. Und bitt'schön, seit wann haben wir...

Martin Graf: Der ist viel zu gering bestraft worden. Der hätte lebenslang kriegen müssen.

FORVM: Der Schimanek?

Martin Graf: Ja freilich.

FORVM: Ich hab' geglaubt, Sie – ich hab' das Problem, daß die Meinungsfreiheit ein Verfassungsrecht ist und auch die krankste und die falscheste Meinung muß zugelassen sein. Ich muß ihr ja nicht zustimmen.

Martin Graf: Wenn das Verbotsgesetz ein Verfassungsgesetz ist, dann müssen Sie sich an den Verfassungsgerichtshof wenden. Der hat Ihnen da die Meinungsfreiheit entzogen.

FORVM: Also ich versteh' eins nicht, daß die FPÖ, jetzt F, dem zugestimmt hat. Mich haun's raus, weil ich g'meint hab'...

Martin Graf: Wir haben dem nicht zugestimmt. Wer sagt denn das? Das ist eine Ente. Da gibt es Brandreden dagegen. Sogar die Heidi Schmidt hat eine flammende Rede gehalten und sogar einen Gegenantrag eingebracht, wovon sie heut' natürlich nichts mehr wissen will.

FORVM: In den Medien ist das aber so rübergekommen.

M. Graf: Na, was in den Medien steht, ist nicht immer wahr.

FORVM: Das ist mir ja wurscht, was der Schimanek gemacht hat. Mein Ansatzpunkt war, daß da ein Verfassungsgesetz, das der freien Meinungsäußerung, total unterhöhlt wird.

Martin Graf: Es gibt dafür keine Akzeptanz in der Bevölkerung. Und wir werden zur Zeit für eine Änderung der Akzeptanz keine Mehrheit in der Bevölkerung zusammenbringen. Die Ungerechtigkeit wird es so lange geben, solange die Leute tolerieren, daß das ein strafrechtliches Delikt ist.

FORVM: Ihrer Meinung nach...

Martin Graf: Also Schimanek, Küssel – die sollen alle lebenslang kriegen. Da würden Sie Hunderttausende auf der Straße finden, die »lebenslang« in einen Freispruch umwandeln wollen. Wegen elf Jahr', fünfzehn Jahr', drei Jahr', vier Jahr' geht keiner auf die Straße.

FORVM *(erzählt von angeblichen IRA-Connections der GRM mit tätlicher Beteiligung von Peter Pilz)*.

Martin Graf: Das ist hochinteressant, was Sie da erzählen. Ich bringe Sie mit jemanden zusammen, dem erzählen Sie die ganze Geschichte und wir machen dann was draus.

FORVM: Mit wem bringen Sie mich zusammen?

Martin Graf: Mit dem Hobek. Kennen Sie den?

FORVM: Nein.

Martin Graf: Sie kennen den Hobek nicht?

FORVM: Nein, kenne ich nicht.

Martin Graf: Der ist an sich bekannt. Der hat das Buch herausgegeben: *Molotowcocktail und Müsli*, ist ein Rechter und kennt sich in der linken Szene sehr gut aus. Und der ist unser Informant, den wir immer wiederum verwenden dafür; geht von den freiheitlichen Studenten aus, daß er Recherchen, Material und so, diese Sachen macht. Nicht. Der schreibt ab und zu Bücher. Mit dem mache ich Sie jetzt bekannt und dem erzählst das alles... Machen wir eine schöne G'schicht, die spiel' ich dann das nächste Mal im Parlament.

FORVM: Die IRA-Connection?

Martin Graf: Na, wenn ich im Parlament darüber red, steht's im Protokoll, dann kann das ja ein jeder anderer sagen, nicht. Und dann gibt's auch keine Kreditschädigung mehr, nicht. Weil im Plenum kann ein jeder sagen, was er will. Der letzte Ort der Meinungsfreiheit.

FORVM: Warum kann man das nicht im Plenum zur Diskussion stellen, die Unterhöhung der Meinungsfreiheit, für das, was ich rausgeflogen bin.

Martin Graf: Das können Sie mir sagen, ich sage Ihre Geschichte und Sie können mich dann zitieren. So läuft das momentan. Und einer schreibt vom anderen ab und irgendwann schreibt einer, das ist die Wahrheit. Auch wenn's Blödsinn ist. Noch schöner ist's, wenn's die Wahrheit ist.

Martin Graf (*unterhält sich mit seinem Bruder Michael über den Pensionsantrag ihres Vater Josef Graf, der das Kaffeehaus vor einiger Zeit bereit an Michael übergeben hat und sich jetzt an einem Nebentisch mit einem Gast unterhält.*)

FORVM (*bezahlt seine Konsumation und die des Abgeordneten Graf.*)

Martin Graf (*hält das FORVM zurück:*) Wir brauchen natürlich jetzt ein bißerl ein Material, weil die werden ja immer frecher. Ich warte ja nur mehr darauf, daß sie die Giftgasattentate uns auch in die Schuhe schieben. Und das sind ja genau diese Leute, die selber ganz andere Gesinnungen haben, als sie nach außen hin zeigen. Und die Leute wissen das nicht.

FORVM: Was ich bei den Freiheitlichen vermisste, außer der Jörg Haider, der sich kein Blatt vor den Mund nimmt, was ich sehr an ihm bewundere – aber die ganze Parlamentsfraktion tut das nicht.

Martin Graf: Oh ja.

FORVM: Ich hab' nur ein Problem mit dem Jörg: Wenn er sagt, im St. Pöltner Krankenhaus fehlen 20 OP-Schwestern, dann stimmt das. Wenn er sagt, die OP-Schwestern kommen nicht nach St. Pölten, weil es für sie keinen ausreichenden Wohnraum gibt, dann stimmt das auch. Wenn er aber sagt, daß es deswegen keinen Wohnraum für die OP-Schwestern gibt, weil die Ausländer den Wohnraum besetzt halten, dann stimmt das nicht. Weil – wissen Sie, was ein kapitalistisch orientierter Hausherr macht? Der gibt sicher nicht die kleine, aber feine Grconniere einem Ausländer, sondern eher einer Krankenschwester, die noch nicht verheiratet ist. Da redet er einen Schas und da kann ich nicht mehr mit. Verstehen Sie, was ich meine? Das, was er kritisiert, da hat er immer recht. Aber beim zweiten Teil geh' ich nicht mit.

Martin Graf: Da haben Sie keine Ahnung vom Wohnungsmarkt. Also: Erstens gibt es einen Verdrängungswohnungsmarkt, es gibt Substandardwohnungen, in die in der Regel ein Österreicher einzieht mit einem normalen Mietvertrag, richtet sich die her, bis sie aus dem Substandardniveau heraus ist. Und der verdrängt niemanden. Weil der nimmt sich die Substandardwohnung, richtet sich's her und lebt darin. Und dann gibt's aber Leut', in der Regel Ausländer ohne Perspektive für die Zukunft, was traurig genug ist und ein Fehler unseres Landes, daß sie den Leuten keine Perspektiven bieten. Der lebt von einem Tag auf den anderen und hat gar kein Interesse, sich eine Wohnung herzurichten. Der geht heute in die Wohnung rein, und wenn er in fünf Jahren rausgeht, dann ist die noch immer Substandardwohnung. Und bietet daher einem anderen nicht die Chance, daß sich der das herrichtet. Und noch viel schlimmer ist – ich bin lang genug in der Branche, daß ich mich da auskenne –, daß sehr viele Mieslinge drunter sind, Ausländer, die ihre eigenen Landsleute ausnutzen. Schauen Sie einmal, wie die Ges.mb.H.'s gehören, die solche Substan-

dardwohnungen vermieten zum Teil, nicht, und sagen, aha, der Bedarf ist gegeben. Ich geb' das nicht an einen, sondern da hau' ich fünf rein. Es herrscht ein Verdrängungswohnungsmarkt. Weil wenn Sie in Wien etwa fünfzigtausend Ausländer haben, grob geschätzt, die wohnen ja auch irgendwo. Die wohnen ja auch nicht alle im Auto. Also wenn ich 50.000 Menschen mit durchschnittlich 35 Quadratmeter Wohnfläche hernimm' und wenn ich sage: für einen Inländer statt 10 Quadratmeter pro Person eben 35 Quadratmeter, dann kann ich sagen 200.000 Wohneinheiten sind frei.

[*Wir überspringen jetzt was. Dann:*]

FORVM: Also wenn Sie vorher gesagt haben – das kann ich zum Beispiel nachvollziehen, wie sie vorhin gesagt haben: »Zeitweise muß man auch ein Volk durch Notwehrmaßnahmen zu einer Zivilisation verhelfen.« Stimmt das ungefähr so?

Martin Graf: Ja. Aber zu einer Zivilisation, aber nicht zu einem anderen Gewaltregime, nicht. Da darf Sie nie wer behindern.

FORVM: Aber wenn Sie sagen, daß man eine Gesellschaft zu einer Zivilisation mit Waffengewalt zwingen soll, dann weiß ich aber auch nicht...

Martin Graf: Bevor sie untergeht. Na, was passiert denn überall in der Welt? Wenn Sie eine faschistische Diktatur beseitigen wollen, wie wollen Sie das machen? Mit dem Zahnbürstel? Da müssen demokratische Kräfte ran und nicht linksextreme Kräfte. Weil dann tausche ich ja nur Diktaturen aus.

FORVM: Nehmen wir an, was ich noch nicht verinnerlicht habe, das muß ich erst auf die Reihe kriegen, aber woher kommt es dann, daß die 50-Jahr-Feier so unheimlich junktimiert wird, mit dieser ganzen Mauthausen- und Ausschwitz- und sonstige G'schichten? Das ist zumindest ein angeblich besonderer Genozid.

Martin Graf: Ich weiß es nicht.

FORVM: Also, mein Großvater hat gesagt, red' nicht so blöd, das hat es überall gegeben.

Martin Graf: Ich bin heute nicht mehr in der Lage, die Spanier aus dem Mittelalter zu befragen, weil sie damals die Juden vernichtet haben, ob das besonders oder nicht besonders war. Für mich ist das alles grauslich. Und ich bin auch nicht in der Lage, die Christenverfolgung zu beurteilen, wie sie war. Ich bin auch nicht in der Lage zu beurteilen, ob es weniger grauslich war: der Dreißigjährige Krieg, wo Leut' massakriert worden sind zu Hunderttausenden und zu Millionen. Wo man 50 Prozent einer ganzen Bevölkerung ausgerottet hat. Das mag vielleicht zahlenmäßig nur 15 bis 20 Millionen betragen haben, aber früher haben auch weniger Leut' auf dem Ballon Erde gelebt. Ich bin nicht in der Lage, die zu befragen. Kann's auch nicht mehr sagen. In fünfhundert Jahren werden vielleicht alle lachen, da wird das physikalisch eingereiht werden und historisch, wie etwas anderes. Oder auch nicht. Ich weiß

es nicht. Es wird halt immer Kräfte geben, die wollen, daß bestimmt und besonders dargestellt wird, nicht. Und es gibt Leut', die wollen das eingereiht wissen in das ganz Normale. Als relativ nahe an der – an der Dritten Reich-Geschichte Orientierter, muß ich mich enthalten einer Äußerung und einer Wertung, weil ich sag', das werden die Leut' in hundert Jahr', wie es wirklich war.

FORVM: Ich versteh' das jetzt nicht so genau. Denn ich bin mit diesem Geschichtsbild aufgewachsen.

Martin Graf: Mein Vater war damals auch schon auf der Welt. Und ich kann nicht sagen, daß er ein Verbrecher war. Aber nach der heutigen Terminologie müßte man eigentlich jeden Tag, wenn man in der Früh aufsteht, als erstes sagen: mein Vater ist ein Verbrecher und mein Großvater hat Verbrechen begangen. Die haben alle die Kollektivschuld und ich schwöre allem ab. Nur – ich mach's nicht, weil mein Vater war kein Verbrecher. Aber in zwei, drei Generationen stellt sich das Problem nicht, weil da kennt man die Menschen, die damals gelebt haben, nicht mehr. Dann wird man das historisch, das näher betrachten. Und dann weiß ich nicht, was rauskommt bei dem. Ich weiß nicht, ob der Napoleon so ein Lercher war, wie er durch die Lande gezogen ist. Ich weiß es nicht. Heute ist er ein großer Volksheld in Frankreich. Ob er besonders freundlich umgegangen ist mit seinen Leuten und mit anderen Leuten, was er gemacht hat. Heute ist er ein großer Feldherr, da darf er doch ein paar Fehler machen. Schließlich hat er Moskau auch angezündet. Der wird heute gefeiert; und andere, die auch Moskau angezündet haben, sind heute Schwesterverbrecher. Das darf man ja gar nicht behaupten, daß das vielleicht gehört hat, weil da ist man gleich... Schauen's, nachdem es heute kaum mehr, oder niemanden Ernsthaften mehr in Österreich gibt, in unserer Demokratie, der der Ausschwitzlüge huldigt – ja, welche politische Partei macht das? Niemand, nicht –, wird jetzt per Gesetz, meiner Meinung nach, versucht, das Rad ein bißchen weiter zu drehen. Weil seit ungefähr einem Jahr beginnt die massive Diskussion, das spitzt sich immer mehr zu, und sagt: die Wehrmacht war eine Verbrecherorganisation. Und die Leute, die damals gelebt haben, haben alle Kollektivschuld und wußten alle. Wenn heute jemand auftritt und sagt, die Wehrmacht war nicht als Kollektiv eine Verbrecherorganisation, dann ist er der neue Nazi. Verstehen's? Es kommt ein neues Verbotsgesetz. Wer nicht die ganze Generation verdammt, ist schon der neue Nazi und gehört verboten und mit zwanzig Jahren Strafe behandelt. Die Tendenzen gibt's und die Diskussion spitzt sich in die Richtung zu. Und da wird's gefährlich. Weil man den politischen Tagesgegner nicht mehr fassen kann, weil es niemanden mehr gibt, der dieser Ausschwitzlüge huldigt, muß man neue Gesetze machen.

FORVM: Ich habe vor einigen Jahren den Dr. Schaller getroffen, der diese Geschichtsforschung betreibt, und ein Argument hat mich schon beeindruckt. Und ich habe das recherchiert, dem bin ich nachgegangen. Er hat gesagt, daß noch nie diese angeblichen Massengräber von Treblinka ausgegraben worden sind. Da wachsen jetzt Pinien oder so etwas. Und ich bin dem nachgegangen. Ich wollt's wirklich wissen und bin in die Archive, in das Arbeiterkammer-Archiv und ÖGB-Archiv und das Staatsarchiv und habe auch alte Leute gefunden und habe festgestellt: das hat gestimmt, was er da gesagt hat. Bei jedem depperten Pensionistenmord wird die Leiche exhumiert, wenn der Verdacht der Vergiftung besteht. Aber bei einem Massenmord, wo angeblich 500 Leute niedergemäht worden sind, wird nicht einmal nachgekratzt. Da kam mir schon ein bißchen der Zweifel. Daß es den Holocaust gegeben hat, wird mir kein Mensch ausreden können. Aber der Umfang, der ist mir nicht korrekt historisch dargestellt.

Martin Graf: Es stimmt, ja. Das, was ich Ihnen heute schon gesagt hab'. Ist ja heute nicht mehr ernsthaft. Derjenige, der den Umfang bestreitet, ist heute ein Nazi. Aber es ist, es ist ja auch jemand ein Nazi, der bestreitet, daß die ganze damals gelebte Generation das gemacht hat. Und daher ist das schon auf einer anderen Ebene, und wenn wir da so weitermachen, wird es so in zwei Generationen derjenige ein Nazi sein, der nicht die verdammt, die nicht verdammt hat. Wo kommen wir da hin?

FORVM: Ich danke Ihnen für das Gespräch. Sie, haben mich sehr verwirrt.

Martin Graf: Das macht nichts. Schauen Sie, zwei Sachen: Uns wird immer vorgeworfen, wir wollen Regierungsverantwortung haben und wem und warum und wieso. Sag' ich darauf, weil das immer ein gängiges Argument ist: Erstens einmal hoffe ich nicht, daß wir demnächst 51 Prozent der Stimmen erreichen und wir alleine eine Regierung stellen müssen, sondern wir werden einen Koalitionspartner brauchen. Aber wir haben für viele Ressorts gute Leute. Wir können einen guten Innenminister, einen guten Justizminister, einen guten Außenminister stellen. Wir können eines: wir können Ressorts ganz gut besetzen. Und der Regierungskoalitionspartner muß halt auch ein paar Ressorts besetzen. Daher reduziert sich das einmal ein bißl, weil wir ja nicht sagen, daß wir alles probieren, es wird auch nicht notwendig sein. Es wird nie mehr absolute Mehrheiten geben. Und keine absoluten Mehrheiten bedeuten immer Kompromiß. Man muß eine klar erkennbare Linie fahren, wo der Wähler weiß, für was er einen gewählt hat, und diese müssen wir auch bis zu einem gewissen Grad, auch im Kompromiß noch erkennen. Und wenn man die nicht mehr erkennt, dann gibts nur mehr Frust bei die Leut' und dafür stehen wir nicht ein bei die Leut'. Gut, das war das, was ich noch sagen wollte.

FORVM: Danke. (*Empfehlst sich.*)

Alt Währinger Beisel

Sind auch die Wiener Kaffeehäuser schon alle in Neo-Jugendstil verläßlich kaputt-renoviert – das Original-Wiener Beisel findet man noch. Wenn Sie keinerlei Wert auf fein-teures Fressen legen, aber ein Budweiser Bräu zu dicken Suppen aus der Mikrowelle, auf Resopal serviert, goutieren; wenn Sie die trauliche Atmosphäre herabgekommen-proletischer Aggressionen geradeso lieben wie wir – dann sind Sie hier richtig.

Freitag, 19. Mai 1995
19 Uhr bis gegen Mitternacht

Paulinenstüberl
Währingerstraße 180

Der Wirt, Hermann Bahr, durch einige Krügel Bier weltanschaulich in bester Tagesverfassung, hatte an diesem Tag für das FORVM kaum Zeit.

Bahr: Ich muß dringend nach Eckartsau. Aber den neuesten Witz erzähl' ich Dir noch. Links und rechts ein Billa-Sackerl, dazwischen stinkst. Was ist das?

FORVM: Das weiß ich nicht.

Bahr: Ein Ausländer. Hahaha.

FORVM: Hahaha. Der ist gut, den muß ich mir merken.

Bahr: Weißt auch einen neuen?

FORVM: Nein, tut mir leid.

Bahr: Ich muß sowieso schon gehen. Mach's gut, Kamerad.

Hermann Bahr, geboren am 1. Februar 1941 in Znaim, österreichischer Staatsbürger, geschieden, Besitzer des Lokals, wohnhaft in 2350 Eckhartsau 52 und Inhaber eines gültigen Waffenpasses.

In der Szene gilt das Paulinenstüberl als VAPO-Koordinationsstelle. Via Paulinenstüberl kann man mit den Inhaftierten Kontakt halten, sie mit Geld versorgen, Briefe weiterleiten und Post für Gerd Honzik hinterlegen. Bis vor einigen Jahren konnte man auch sein privates Waffenarsenal in diesem Lokal deponieren.

Gemeinsam mit *Lucas Tuma*, dem Sohn des Rechtsanwaltes (und Küssel-Verteidigers) Dr. Otto Tuma, ist Hermann Bahr Mitglied des *Union Sportfliegerclub Eisenstadt*, dessen Flugplatz sich in Trausdorf im Burgenland befindet.

Bahr und Tuma, beide Inhaber einer gültigen Privatpilotenlizenz, bieten Flüge mit einer Cessna 150, Cessna 172 und Piper PA-28 innerhalb Österreichs an. Laut einem, im Gastraum des Paulinenstüberls angebrachten Plakat, wird zum Beispiel ein Rundflug über Wien zum Selbstkostenpreis von ÖS 1200.– angeboten. Buchungen sind bei Hermann Bahr unter der Telefonnummer 479 8595 oder Lucas Tuma unter der Telefonnummer 713 70-* möglich.

Das FORVM bestellt eine Bohnensuppe und – als Mitglied der Volkstreuen Außenparlamentarischen Opposition, standesgemäß – ein Krügel. Die Lebensgefährtin von Hermann Bahr, *Daniela Lang*, geboren am 14. April 1964, österreichische Staatsbürgerin, wohnhaft in 1180 Wien, Köhlergasse 1–3/1/3/15, Inhaberin eines gültigen Waffenpasses, serviert.

Soeben aus den USA angekommen, um meine Eltern zu besuchen, erkundigt sich das FORVM bei Daniela, die es (unter Pseudonym) namentlich kennt, aber noch nie gesehen hat, nach den alten Kameraden: Gottfried Küssel, Endress, Earp, Baby, Schulli, Karin und Trixi; es bedauert das Verbotsgesetz, die in Österreich dadurch entstandene Unfreiheit.

FORVM: Und im Ausland kann man sagen, was man will. Es gibt nämlich einen Unterschied. Der Jörg Schimanek, der Senior, der Landesrat, der macht eben seine Veranstaltungen in der Schweiz. Dort gibt es kein Wiederbetätigungsgesetz. Also, wenn er dort das sagt, was er da nicht sagt, ist es dort keine strafbare Handlung. Und nachdem er es ja dort gesagt hat, kann er hier nicht verurteilt werden, weil er hat nicht gegen österreichische Gesetze verstoßen und gegen Schweizer hat er nicht verstoßen.

Daniela: Warum die so verschieden sind?

FORVM: Den Gerd, den kannst in Spanien, in Barcelona besuchen gehen.

Daniela: Ich krieg' noch immer Briefe von Spanien.

FORVM: Besucht der... Ja? Gibt's das Konto noch?

Daniela: Ja.

FORVM: Wie geht's ihm denn?

Daniela: Keine Ahnung. Aber nur, daß des so unterschiedlich ist das versteh' ich nicht. Bei uns so und sperr'ns die Leut' ein.

FORVM: In Spanien. Warum. – Schau, mit dem österreichischen Jusstudium konnte ich drüben nicht sofort arbeiten. Ich mußte also internationales Recht studieren, noch einmal. Also, ein Jahr drüben, da hab' ich drüben bei McDonalds gearbeitet. Das hat mich gut ernährt. Weil wirklich, da kannst fressen, was D' willst dort, und ich hab' noch, na wieviel hab' ich gekriegt damals: dreihundertfünfzig

Dollar in der Woche, eigentlich relativ viel Geld. Und habe einen Freund kennengelernt, auch einen Austroamerikaner, ein recht lieber Kerl.

Daniela: Da mußt die Sprache aber auch können.

FORVM: Perfekty.

Daniela: Wirklich?

FORVM: Ich bin ja zweisprachig aufgewachsen. Weil mein Vater war ein ehemaliger Handelsdelegierter in Pakistan und ich bin in die *international school* gegangen, wie alle Diplomatenkinder damals.

Daniela: Also zweisprachig Aufwachsen ist schon gut.

FORVM: Englisch, Französisch. Na, was willst machen in Pakistan? Das ist ja ein Drittes Welt-Land. Wo stecken bessere, normal-europäische Eltern ihre Kinder hin? Natürlich in eine internationale Schule, nicht. Und dort ist die Schulsprache Englisch. Na, und da habe ich das nebenbei studiert, das fertig gemacht auf der Cornell Universität in Ithaca und...

Daniela: Ja, wirklich?

FORVM: Ja, dann habe ich sofort mein Büro aufgemacht mit drei anderen Jungen. Und dann haben wir das erste halbe Jahr Schas-Fälle gehabt – Autounfälle, da haben wir oft mehr Aufwand gehabt, als was wir eingenommen haben. Aber nachdem mein Vater auch nicht gerade arm ist, und vom Richard und vom Mike auch nicht ganz arm sind, haben wir das irgendwie überlebt, nicht. Und jetzt geht's uns gut. Weil der Mike, nicht ich, der Mike war gut, der hat einen tollen Fall gewonnen und der hat sich einen Namen gemacht. Wir haben uns spezialisiert auf internationales Völkerrecht. Also wir beschäftigen uns eigentlich mit der *watch list*.

Daniela: Da steht ja unser Waldheim noch immer drauf, nicht?

FORVM: Ja. Nur, das betreiben wir nicht. Das kannst auch in Amerika vergessen, nicht.

Daniela: Ja, wieso?

FORVM: Da habe ich meine *green card* los.

Daniela: Was ist das?

FORVM: Meine Aufenthalts und Arbeitserlaubnis.

Daniela: Also so wie bei uns.

FORVM: Green card.

Daniela: Mußt' die auch immer automatisch verlängern?

FORVM: Nein, wennst sie einmal gekriegt hast, dann hast sie dein Leben lang.

Daniela: Bei uns z. B. mußt sie...

FORVM: Nur – nur, wehe du verlierst sie. Der Verlust der *green card* ist normalerweise mit Abschiebung und Aufenthaltsverbot auf zwanzig Jahre verbunden, normalerweise.

Daniela: Naja, da sind die extrem.

FORVM: Na klar.

Daniela: Man kann alles verlieren. Es gibt's ja, daß sie verlierst.

FORVM: Nicht so verlieren. Wenn man sie dir entzieht. Wenn ich anfang, zum Beispiel, dort Naziparolen zu schreien, als Österreicher, dann sind die happig.

Daniela: Strafen's Dich?

FORVM: Weniger, weniger, daß sie mich vor Gericht stellen, aber es ist dann ein Politikum, nicht.

Daniela: Naja, eh klar.

FORVM: Obwohl – die ganzen Gaskammerngeschichten sind so ein Schas. Nicht.

Daniela: Kann man glauben oder net glauben, net? Soviele gehen sich gar nicht aus, daß das so viele waren. Die täten ja heute noch vergasen, den Zahlen nach.

FORVM: Wem sagst Du das? Nur – das Problem ist nur, es ist eine unnötige Diskussion. Verstehst Du, was ich meine? Der, der es weiß...

Daniela: Daß die dort keine Decken haben und keine fünf Liter Wasser am Tag haben, dann ist das eh klar, daß viele sterben.

FORVM: Mit dem Herbert [Schaller] habe ich jahrelang darüber diskutiert und es gibt vieles, wo er mich überzeugt hat. Zum Beispiel, wirklich: daß die sogenannten Massengräber die's nie ausgraben haben. Zum Beispiel in Treblinka, wo heute die Pinien drauf wachsen, nicht. Bei jedem einfachen Fall, wo der leiseste Verdacht doch des – nehmen [wir an], du kommst nach drei Jahren drauf, wird die Leiche exhumiert und nachgeschaut, ob's noch Spuren findest. Aber dort, bei den angeblichen Massensmorden, wird nicht einmal nachgekratzt. Hat mich auch gewundert. Das stimmt doch. Das habe ich ja selber, selber – bin ja kein Zeitzeuge. Habe ich gesagt, hör' auf Herbert, ich diskutier' weiter, wenn ich mich da umgehört habe. Und nach zwei Monaten bin ich zurückgekehrt, Herbert, hast recht. Auf der anderen Seite, das hat es gegeben. Also der Herbert hat gesagt »Null. Nicht einer, das waren alles nur Straflager.« Habe ich gesagt, Du, das glaube ich nicht ganz. Ist schon extrem. Entschuldige, es gab die Nürnberger Rassengesetze. Herbert, bei allem...

Daniela: Aber die Menge, die anständigen Leut'. Also, die Zahlen können nicht stimmen. Also, daß es sicherlich...

FORVM: Ich weiß ja nicht, daß es überhaupt Gaskammern gegeben hat. Die Frage stellt sich, ob es überhaupt Gaskammern gegeben hat. Das ist eine große Diskussion.

Daniela: Ich hab' ja zum Beispiel...

FORVM: Das ist eine echt schwierige Frage. Ich kann nicht beurteilen. Ich bin weder ein Physiker, noch der Leuchter oder so.

Daniela: Aber – ist schon klar. Nur, das waren kleine Kammerln, die haben ein ganz ein kleines Öffnungsloch gehabt. Das ist dort, wo das Gas eingekommen ist. Und dann nach jeden Toten entgiften, weil die dort selber durt eingegangen sind, die Toten aufzählt haben – das ist ja Blausäure, ich man, des verduftet ja nicht so schnell, net. Also dauert des. Eine ganze Prozedur, immens lang. Also gut, die Tausenden, was die sagen, die glaube ich nicht. Daß sie dort ihre eigenen Gräber geschauelt haben und vierhundert, fünfhundert

Leut' eingestellt haben, dort eineballert haben und gleich zugeschauelt haben, das glaube ich ihnen. Aber das mit den Gaskammern – ich mein', das war eine so große Prozedur damals, ich man, die hätten ja allein eineinhalb Tage entlüften müssen, daß die den nächsten dort eingehen können, die nächsten dort eingehen haben können und die nächsten. Und entlüften. Die haben dort gar nicht so viel Gas eingeben können, weil des ist ja oben wieder auße, und, ich mein, wären ja alle hin durt. Also, irgendwo versteh' ich das Ganze nicht. Geht net. Daß die durt geschossen haben und in die, haben's, in die Rüstung eingesteckt haben die Leut'. Na klar, na wer hat denn dorten gearbeitet?

FORVM: Na klar.

Daniela: Natürlich Du, als Soldat, bist dorten gestanden dorten, die haben sie alle einkaserniert und habens halt dorten eingehaut.

FORVM: Wirklich?

Daniela: Wäre sonst ja alles gestanden. Und außerdem war das eine reine Entlausungsstation, na auch – da werden halt ein paar Leut' mit in den Ofen g'rutscht sein.

FORVM: Wie meinst Du?

Daniela: Naja, was da an G'wand und Zeug verbrennt worden ist und entlaust worden ist und wie immer was – natürlich werden glei' a paar miteing'rutscht sein. Haben sich ja nicht geschissen drum. Wo bei man sagen muß, daß das ja auch nur arme Hund gewesen san. Ich mein, jedes Land hat eben seine Leut'. Warum's genau de die Juden verfolgt haben, weiß ich nicht. Warum nicht Christen, warum net Katholiken, oder wos waaß i wos. Aber des ist des, was i bis heute net versteh'. Und, daß des bessere G'schäftsleut san und heute noch mehr, deswegen kann ich kan verurteilen. Du kannst ja immer nur das selber machen, was schaffst. Ein jeder Mensch hat die Möglichkeit und die Chance. Na, schau einmal nach Amerika. Na wo san's denn alle?

FORVM: Na, die Judenfrage ist eh ka Frage mehr, keine Frage mehr.

Daniela: Aber nur – die größte Frechheit finde ich, mit was die jetzt mit allem entschädigt werden. Also, ich man, wir zahlen eh schon fünfzig Jahre lang und an wen zahlen wir jetzt schon? An die Urenkerl? Wir zahlen ja schon an die Urenkerl, bitte. Das ist ja ein Wahnsinn bitte. Was hab' ich da gehört? Wie war die Summe, die's da beschlossen haben?

FORVM: Dreihundert Millionen Schilling.

Daniela: Dreihundert Millionen? Und wie zahlen wir denn? Seit Jahr und Tag, seit zig Jahren und geben denen alles auch noch steuerfrei. Naa, da krieg' ich einen Zorn. Weil unsere Sautrotteln so deppert san, was! Soll ich den Urenkerln noch steuerfreie Geschäfte machen? Hackln für die? Finde ich arg. So wie Polen, der, na wie haßt der, der Walesa, na, net der Walesa, na, fällt mir der Idiot nicht ein. So, wie's zum Beispiel in Tschechien war: Das ist Geschichte, aus, Schluß. Da kriegt kei-

ner mehr was, da erbt keiner mehr was, aus. Da kriegt nicht einmal einer das Haus zurück. Ja, wennst mehr Göd hast, kannst dem Staat des abkaufen, hast dei Eigentum wieder. Aber aus da gibt es keine Entschädigungen mehr. Und bitte, meine Urenkerln brennen ja denen no hintennach. A so ein kleiner hochverschuldeter Staat wie Österreich!

Daniela (*serviert eine Bestellung*.)

FORVM: Aber weißt, ich denk mir halt auch irgendwie... Jetzt werde ich faul, setz' mich da aufs Eckerl. Jetzt versperr ich für Dich den Fluchtweg.

Daniela (*zurückkehrend*.) Weil Du gerade gesagt hast: Fluchtweg. – Da hab i mit an diskutiert, weil ich g'sagt hab, halt irgendwie, es geht jetzt ana auf mi los, muß i eben soweit zurück gehen, was waaß i, durt hintere, da hob i ka Fluchtmöglichkeit, daß ich die Möglichkeit hob zum Schiaßen. Weil schiaß ich eahm da vurn nieder, werde i da verurteilt, weil ich könnt' ja dort außerrennen, i kennt ja dort außerrennen. Der streit' mir das vehement ab und sagt: Hurch zua, du kannst glei abdrucken. Sag' ich, so geht das net. Sag i, i muß mi drängen lassen nach hinten, nach hinten ins Lager, da habe ich kein Fenster, da habe ich keine Tür, gar nix. Dann hab ich das Recht, daß ich ihn niederschiaß. Und das hat mir der Idiot nicht geglaubt. Und ich weiß ja, ich hab' ja schon alles miterlebt da herinnen. Zum Abdrücken bin ich noch nicht gekommen. Schad', des het mi g'freut. Drüben zum Beispiel war ein Kellner, also der hat ununterbrochen einen Tanz g'macht. Der ist reinkommen mit Tränengasspray. Bis die Polizei kommen ist – waßt eh' – , war der weg und haben gesagt: Naja, man riecht noch was, was das ist, mochen könn' ma nix. Die Adern san ma g'standen am Hals und im Gesicht. Habe ich gesagt, ist in Ordnung, werden wir den Earp einsetzen. Na, der kummt eine und da war der Earp zufällig nicht da. Sag, ja is in Urdnung, gut, geh i zum Telefon und hab' ich auch net g'wußt, daß des dann Nötigung ist, wenn einer di net anrufen löst. Ja, wenn i telefonieren wü, der reißt da den Hörer aus der Hand, wenn i telefonieren wü, is des a Nötigung. Gibt's a unbedingte Strafe drauf. Hab' ich auch nicht g'wußt. Dann hob i den Earpangruafen und der hat eineg'schaut, hat aufpaßt. Der Earp reingekommen, der Typ kommt rein, naja der Earp, als Freund ist der ganz super, kennst ihn eh, und gibts dem ordentlich.

FORVM: Wieviel hat er gekriegt?

Daniela: Eineinhalb Jahre. Da hat er auch noch Glück gehabt. Die sind auf die Straße raus und der ist in eine Glasscheibe einedunnert, hängen geblieben an den Glasscherben mit dem Buckel, und da ist es aber noch zweieinhalb Meter runter gegangen in einen Keller. Also hat der auch Glück auch noch gehabt, daß eam die Scherben aufhalten, nicht. Wenn der oba foid, kann er sich das G'nack auch noch brechen, dann wär's anders ausgegangen. Er hat also eineinhalb Jahre gekriegt,

wahrscheinlich auch nicht mehr wie jetzt. Da hätt' er wenigstens was gemacht, dann wäre er wenigstens richtig verurteilt worden und hätt' wahrscheinlich auch nicht mehr gekriegt.

FORVM: Pickt a noch immer? Pickt er noch immer?

Daniela: Na freilich.

Daniela: Jetzt hab' i mir wirklich denkt, wie Du mir die Karte gegeben hast, ich soll die dem Earp geben, willst Du mich veräppeln. Was soll des?

FORVM: Na was willst denn, wennst zwei, drei Jahre weg bist. Ein paar Mal habe ich geschrieben. Keiner hat mir zurückgeschrieben. Sind ja alles faule Hund. Nicht einmal eine Karte, nichts, null, Nüsse.

Daniela: Wem schreibst Du denn immer, hast dem Gottfried auch geschrieben?

FORVM: Nein, kaum. Ich trau' mir das nicht mehr.

Daniela: Ist eh gut. Weil die warten nur drauf, daß sie irgendwo neue Namen wo finden.

FORVM: Ja.

Daniela: Na was hast denn geglaubt. Die sehen die Post durch und finden Deinen Namen, Michael soundso, aha, den haben wir noch nicht auf der Liste. Was ist mit eam? Nachforschen tun sie auf alle Fälle einmal. Trabbls hast dann a. Ob jetzt was aufkeummt oder net auss'ekummt. Aber trotzdem, Schwierigkeiten machen's Dir. Die haben eine eigene Liste in die Häf'n drinnen, wo ein jeder siecht, wer schreiben derf und wer net.

FORVM: Na, gemütlich.

Daniela: I wo überhaupt haß auf de. Die ganzen Leut' wegga, vor allem. Schad' um die Zeiten. Wenn ich da vorn zweimal lauter geredet habe, dann sind die schon irgendeiner da g'standen. Die haben auf mich aufgepaßt. War schon schön. Na, die Story mit den Halogenscheinwerfern werde ich a nie vergessen. Es war schon nach der Sperrstund', so drei, vier Uhr in der Früh. Plötzlich pumperts an der Tür, der Gottfried hat bei der Tür auf'g'schaut. Na, die Häh. Bumm. Habe i die Schlüssel g'numma, Tür zugesperrt, die Lichter abgedreht, alle auf der Erd' und der Gottfried mit seinen achtzig Kilo, was er früher g'hobt hat, oder mit seinen neunzig Kilo – heute ist er ja gertenschlank –, haut er sich dorthin, auf den kleinen Tisch, wo i die Marmorplatten drauf'g'hobt hob, net, und haut er si auf die Seite, weil die sofort mit den Halogenscheinwerfern einig'fahren san, fliegt die Platte um. Machen Sie auf, schreien die umadam. Natürlich – natürlich hat sich keiner mehr gerührt. Ja eintreten hätten sie's können. Aber ob sie sich das wirklich getraut hätten, ja vielleicht hätt'ns einen Grund g'funden, da bringt irgendeiner wem um, net. Waßt ja nie. Die finden immer die Gründe. Da hab' ich dann einen nach dem anderen heimlich hinten bei der Tür rausgelassen. Natürlich in der vollen Montur, waßt eh, mit Hemd, Krawatte, weißes Hemd.

FORVM: Na servas.

Daniela: Heut' kann i des feststellen, wer des ist. Von der Alarmabteilung, Krimineller, Stapo, normal Uniformierte, dann ... (*serviert rasch einige Getränke*.)

FORVM: Ich gib Dir, ich weiß das nur vom Herbert, ich hab' nur kurz mit ihm telefoniert, der ist nicht in Wien momentan. Dem geht's körperlich nicht sehr gut. Der hat so Magengeschwüre gehabt, die er mit Tabletten behandelt hat, und die sind irgendwie aufgegangen und da war er dann vierzehn Tag' im Krankenhaus, die haben geblutet. Ich hab' zwar eh nicht soviel mit, aber ich geb', daß er dem Gerd nach Spanien fünfhundert Schilling schickt, weil das ist ein armer Hund.

Daniela: Und wem soll ich das geben?

FORVM: Der hat ja ein Konto, na, auf sein Konto zahlen.

Daniela: Ich schreib' mir das auf zum Weitergeben.

FORVM: Warum?

Daniela: Weil i des selber nimmer mach'. Waßt Du die Kontonummer nicht?

FORVM: Na, den Herbert müßte ich anrufen. Mach ich's über den Herbert.

Daniela: Ja.

Daniela (*serviert wieder eine Bestellung*.)

FORVM: Glaubst Du, daß des Dein Mann das weiß? Auch nicht, gell?

Daniela: Das kann Dir nur die Karin geben. Die können mi ja jederzeit perlustrieren. Ich hab' jetzt keine Unterlagen mehr im Lokal. Ich hab' alles in einen Sack rein, Propagandamaterial und lauter so Sochen bei mir im Garten daham g'habt. Ich hab', damals, wie's den Gottfried verhaftet haben, alles auf einen Haufen, Gürtel und Hiat und...

FORVM: Das kannst alles kaufen, offiziell, in jeden Militaria-Handel.

Daniela: Ich hab' ja schon alle perlustriert, alle, die einekumman san. Waßt eh: Hast was einstecken? Hast was einstecken? Weil die haben damals ein ganzes Waffenlager mit sich geführt, Gasrevolver, Springmesser, Gasspray, und einer hat sogar gehabt eine Handgranate einstecken, a echte. Die habe ich natürlich alle perlustriert und bei mir aufgehoben. Weil in der Fetten hob i den monatelang net gg'sehn, den hob i wochenlang net gesehen. Dann hob i a so a Lager gehobt, ein ganzes Arsenal g'wesen. Hätt' wos schieß gehn können. Des hätt' si auszahlt damals. Hab' g'sagt, aus Schluß is, weg damit. Den Bendix kennst ja eh auch, nicht? Also de Story vor einem Jahr. Den haben's doch polizeilich gesucht. Im Fernseh'n, in der Zeitung, den haben's überall g'suacht.

FORVM: G'sucht, ja.

Daniela: Der kummt eine bei der Tür, aber in der totalen Uniform, der hat ja keine Ahnung gehabt, daß ihn suchen. Sag' ich, heast, wie bist du denn über die Grenz' kumma? Sagt er, er is, mit einem Bus sans auf'g'foahn und die Bus haben's nicht kontrolliert.

FORVM: Des war ein Glück.

Daniela: Sagt er, heast, na. Fernsehen und des alles hot er net g'segn g'habt. Hob' i g'sagt, na heast, du wirst doch gesucht

überall. Sagt er, heast na, mi haben sie net kontrolliert. Fernsehen und des hat er alles nicht gesehen gehabt, net. Sag ich zu eam, heast du wirst gesucht wie ein heißer Kartoffel. Sag' ich, mach' des so: Da host irgendwas zum Anziagn. Umzogn draußen. Daß d' ein normales Leiberl anziagt, net. Na waßt eh, umzogn draußen, normales Leiberl, normale Hosen, dann zum Essen hab i eam no was geb'n. Und hob g'sagt, schau, daß d' von Wien ozischst. Kummt er nach aner halben Stunden, geht er mit so an Kappl. Sag i, wos host denn do? Schau i so eine in des Kappl, liegen da drei, zwa oder drei Handgranaten, a scharfe Tschindarellapuffn. Und ich sag', ich zu ihm, ja bist du noch zu retten?

FORVM: Das ist ja Wahnsinn.

Daniela: Mit dem kommst du da zu mir! Jetzt kannst da vurstelln, des ist ja a ein Spinner. Also, wenn die nur den verfolgt hätten, angenommen bis da her, und der sich dann nix mehr scheißt, ziagt der o und laßt's rollen. Des woar ja des Größte damals. Ich hob glaubt, ich spinn. Kummt eine, sagt »Hallo, servas, grüß Euch!« und zeigt mir die Handgranaten. (*Lacht hell auf.*) Sag i, spinnst du wirklich? I man des is ja wirklich.. Daß er über die Grenze kumma ist mit dem allem. Das verstehe ich nicht. Den haben sie aber nicht kontrolliert.

FORVM: Zum Glück. Des ist ein absolutes Glück.

Daniela: Komplett schoarf des alles. Dann hob i ma des angeschaut, ein Attrappenglumpert und so, net. Des woar oba ka Attrappen.

FORVM: Beim Bendix net. Den hob i in Berlin getroffen. Da sind wir ausgegraben gegangen.

Daniela: Der Bendix soll angeblich den Binder so belastet haben sollen.

FORVM: Wirklich?

Daniela: Der hat g'sagt, wias eahm verhoft hob'n, hoben s' irgendwelche Chemikalien g'funden im Auto vom Binder. Weil der wolltert ja die ganzen Waffen durten verschiab'n nach Deutschland, nach Ostdeutschland oder irgendwo hin, net. Hob'ns des g'funden bei ihm. Na der Binder hat, im »News« is a gstanden, i bin dann nimmermehr persönlich zum Reden kommen, waßt eh. Wann er da herinnen ist, perlustrier' eahm und drah eahm ja um. Also bei mia kummt der eine – nakkert. Und hat eahm so schwer belastet, daß angeblich der Bendix das Material, sprich Chemikalien, eahm besurgt haben solltett in Deutschland. Computerfachmann is er ja und, aber mit solche Sachen, i sog Dir's ganz ehrlich, i glaub' des absolut net, weil des san ollas Fälschungen.

FORVM: Fälschungen, finde ich auch. Ich sag' Dir was, was die Bombe betrifft. Ich hab' wegen dem in New York recherchieren müssen. Ich kann Dir das zeigen, schriftlich.

Daniela: Ja.

FORVM: Bin ja nicht zufällig da. Ich zeig's Dir. Hab' das im Auto.

(*Wird privat.*)

Heiner Fürst

Im Wirtshaus Zur Staatsgewalt

Onkel Klestil macht Quatsch
Nebst zwei Briefen des Herausgebers

Am 24. Dezember des Vorjahres war es, high noon zwischen dem Herbeischleppen der letzten Geschenke und dem Beginn des Baumschmückens, als knapp nach 13 Uhr im Rahmen der Sendung »Licht ins Dunkel« auf FS 2 des ORF die beiden Herren Bundespräsident Thomas Klestil und Elmar Oberhauser das folgende Gespräch vorführten:

Oberhauser: »Licht ins Dunkel 1994, ich begrüße...«

Die Zuschauer der Sendung haben ihre Blicke wieder der mittäglichen Suppe zugewendet, gehört haben sie offensichtlich nichts. – Später, plötzlich.

Zuerst hatte man den Baum ins Kreuz gerammt, gerade hat man die mit Schmuck gefüllten Kartons bereitgestellt, eben reibt man gedankenschweifend die wächsernen Kerzlein – ja, ja, die alten Wachskerzen – in der Hand, keine elektrischen, die langen Wachskerzen, säulenschlank, was mehr Gefühl macht, Machtsäulen, Machtteilung, gewaltenteilender Montesquieu mit seiner Legislative, Exekutive und Jurisdiktion – plötzlich:

Wo, unter den Säulen der Gewalt, ist die Säule der Jurisdiktion? Zwei auffällige Sätze des Herrn Bundespräsidenten, die aufhorchen lassen, ja alarmieren:

Klestil (erster auffälliger Satz:) »Es gibt keinen Machtkampf, sondern es gibt eine *Verfassung, auf die der Bundespräsident sein Gelöbnis, seinen Eid abgelegt hat*; der vom Volk gewählt ist, und es gibt die drei Säulen – wenn Sie so wollen – der *Gewaltentrennung* in unserem Staat zwischen *Regierung, Parlament und Bundespräsident*, und auf dem Boden der gemeinsamen Verfassung, die alle anerkennen, ist eine gute Zusammenarbeit möglich, und ich glaube, daß wir im kommenden Jahr diese auch dem österreichischen Volk beweisen können.«

Klestil (zweiter auffälliger Satz:) »Ich bin mir dieser Verantwortung bewußt, aber sehen Sie, der Verfassungsgeber hat sich ja etwas gedacht dabei, daß *diese drei Säulen der Gewalt* im Staat, wenn jeder für sich das Amt so ausübt, wie man es in voller Verantwortung von ihm erwartet und wie die Wähler dies erwarten, dann ist es vielleicht sogar notwendig, daß es Spannungen gibt, das war ja eingebaut, daß dieses Dreieck so funktioniert, letztlich zum Wohle des Staates.«

Also:

Der Bundespräsident braucht offensichtlich keine Judikative, außer dem Gnadenrecht, das er als Bundespräsident hat.

Im Bewußtsein des Bundespräsidenten agieren er und die Regierung im rechtlosen Raum – oder bereits in einer Dritten Republik.

In der Zweiten Republik konnten Rechtsunterworfenen, zumindest theoretisch, noch unabhängige Gerichte anrufen, die das Verwaltungshandeln an Gesetzen und die Gesetze an der Verfassung zu messen hätten.

Wer bringt das dem Herrn Bundespräsidenten bei? □

P.S: Lieber Heiner, danke für Deine Anregung, der ich gerne folge; durch nachstehenden Brief, weil ich Deine Besorgnis teile. Schönste Grüße, Dein alter Gerhard

★

Werter Herr Bundespräsident
Dr. Thomas Klestil,

treten Sie zurück und kandidieren Sie, nach Verfassungsänderung, für das Amt eines Präsidenten einer Dritten Republik. Da, freilich, werden Sie mit einem anderen konkurrieren müssen, der die Verfassung der gegenwärtigen, Zweiten, zwar besser kennt, aber gleichfalls nicht mag.

In eventui: Lernen Sie die Bauprinzipien der geltenden Verfassung und schreiben Sie hundertmal:

»Die drei Gewalten in der Zweiten Republik Österreich sind: Gesetzgebung – Verwaltung – Rechtsprechung.«

»Die drei Gewalten der Republik Österreich heißen: Legislative – Exekutive – Jurisdiktion.«

Repetatur; als Hausaufgabe, nicht in den kärglich bezahlten Amtsstunden. Ein fröhliches Freizeitvergnügen wünscht Ihnen aufrichtigst, Ihr republiktreuer Mitbürger

Gerhard Oberschlick

P.S: Da Schreiben zur Strafe entartet, wo dem Schreibenden das zu Schreibende unverstanden bleibt, überreiche ich Ihnen beiliegend die Kopie des Artikels *Herrschaft durch Gewaltentrennung* von Walter Antonioli, dem ehemaligen Präsidenten des Verfassungsgerichtshofes; erschienen im August 1964 in: FORVM, XI. Jahr, Nr.128, Seite 355 ff. – M.f.G., d.O.

Anlag: (erwähnt, 4 1/2 Seiten)

»Rassismus« im Museum

Zur Popularisierung anthropologischen Wissens im Wiener Naturhistorischen Museum¹

Im August 1993 erschien in der naturwissenschaftlichen Fachzeitschrift »Natur« unter dem Titel »Racial Science« ein längerer Leserbrief, der die anthropologische Schausammlung des Naturhistori-

schen Museums in Wien zum Gegenstand hatte. Der englische Anthropologe Adam Kuper hatte das Museum besucht und war über die »ziemlich eindeutige Bestätigung von naziähnlicher Rassenforschung (quite

¹ Der Text ist die umgearbeitete und stark erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 29. 1. 1995 auf dem Symposium »Museums- und Ausstellungspolitik in Österreich 1918–1945« im Österreichischen Museum für Volkskunde gehalten wurde.

² Adam Kuper: Racial Science, in: Nature 364, S.754

³ Thomas Hoffmann: Was von den Genen für die Rasse bleibt, in: Der Standard 6./7.3.1993, S.27

⁴ Parlamentarische Anfrage Nr. 5383/J-NR/1993 betreffend den sog. »Rassensaal« im Naturhistorischen Museum vom 5. Oktober 1993. Benantwortet vom Bundesminister am 19. November 1993, vgl. II-11654 der Beilagen zu den Stenographischen Protokollen des Nationalrates XVIII. Gesetzgebungsperiode.

⁵ Vgl. Peter Weingart, Jürgen Kroll & Kurt Bayertz (1988): Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M.: Suhrkamp; Robert Proctor (1988): From Anthropology to Rassenkunde in the German Anthropological Tradition, in: George W. Stocking (Hg.) (1988), Bones, Bodies, Behavior. Essays on Biological Anthropology. History of Anthropology, vol. 5. Madison: Wisconsin Press, S. 138–179; Benoît Massin (1993): Anthropologie raciale et national-socialisme: heurs et malheurs du paradigme de la »race«. In: Josiane Olff-Nathan (Hg.) (1993), La science sous le Troisième Reich. Victime ou alliée du nazisme? Paris: Seuil, S. 197–262.

⁶ Otto Reche (1925): Die Bedeutung der Rassenpflege für die Zukunft unseres Volkes, in: Veröffentlichungen der Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene), Heft 1, S.7

⁷ Paul Weindling (1989): Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945. Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 465

⁸ Zu dem Altgermanisten Much vgl. Sebastian Meissl (1981): Germanistik in Österreich. In: Franz Kadrnoska (Hg.), Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918–1938. Wien etc.: Europaverlag, S. 485. Andere Rassenforscher, die zum Teil später im NS-Reich eine bedeutende Rolle spielen sollten, waren zu dieser Zeit Eberhard Geyer (1899–1943), Gustav Kraitschek (1870–1927) und Robert Stigler, alle in den darauffolgenden Jahren Ausschussräte der Anthropologischen Gesellschaft. Vgl. dazu vor allem die zahlreichen positiven Rezensionen der Bücher von Lenz, Günther, Siemens etc. in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien (= MAGW).

⁹ Vgl. Lebzelters recht scharfe geführte Auseinandersetzungen mit Reche, Geyer und Kraitschek, in denen »Grundsätzliches zur Rassenhygiene« verhandelt wurde (z.B. in MAGW 55, S. 286ff; S. 361f.). Lebzelter verstarb 1936, nachdem er zwei Jahr hindurch Direktor der anthropologischen Abteilung gewesen war.

¹⁰ Josef Weninger (1933): Das Denkmal für Rudolf Pösch an der Wiener Universität, in: MAGW 63, S. 258. Vgl. dazu Eugen Fischer (1926): Aufgaben der Anthropologie, menschliche Erblichkeitslehre und Eugenik, in: Die Naturwissenschaften 14, S.749 ff

¹¹ Vgl. die Statistik in Josef Weninger (1938): 25 Jahre Anthropologisches Institut an der Universität Wien, in: MAGW 68, S.201

¹² Die Grundlage dafür hatte bereits Otto Reche gelegt. Vgl. Ders. (1926): Anthropologische Beweisführung in Vaterschaftsprozessen, in: Österreichische Richterzeitung 19, S.157 ff

¹³ Zu diesen engen institutionellen Verbindungen vgl. die Dissertation von Karl Pusman (Die Wiener Anthropologische Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien 1991), die jedoch nur die Institutionengeschichte berücksichtigt und die Popularisierung von anthropologischem Wissen beiseite läßt.

¹⁴ Otto Pesta (1939): 50 Jahre Naturhistorisches Museum Wien, in: Annalen des Naturhistorischen Museums Wien (= ANMW) 50, S.XI

¹⁵ Zum Vergleich: Heute umfaßt die anthropologische Schausammlung nur mehr zwei Säle.

¹⁶ Viktor Lebzelter (1935): Die permanente Schausammlung über Familienbiologie, Familienhygiene und Familienschutz im Naturhistorischen Museum, in: MAGW 66, S.[7]

¹⁷ Was auch an anderer Stelle immer wieder betont wurde; vgl. beispielsweise Josef Weninger (1938): 25 Jahre Anthropologisches Institut an der Universität Wien, in: MAGW 68, S. 200f., der die Anwendungsmöglichkeiten anthropologisch-erbbiologischen Wissens »im Dienste der Rechtspflege und damit im Dienste der Wahrung gesellschaftlicher Interessen betont«, um damit zugleich einen weiteren Ausbau seines Instituts zu fordern.

¹⁸ Eberhard Geyer (1935): Bericht über die Ausstellung »Erbforschung am gesunden Menschen«, in: MAGW 65, S.[23 f]

¹⁹ H. Kummerlöwe (1939): Zur Neugestaltung der Wiener wissenschaftlichen Staatsmuseen, in: ANMW 50, S.XXIV-XXXIX

²⁰ Vgl. Bernhard Purin: Jüdisches in Museen, unveröffentlichtes Manuskript eines Vortrags, gehalten am 29.1.1995 auf dem Symposium »Museums- und Ausstellungspolitik in Österreich 1918–1945« im Österreichischen Museum für Volkskunde.

unequivocal endorsement of Nazilike racial science)« erstaunt. Als man ihm versicherte, daß die Schausammlung nicht – wie von ihm angenommen – ein Relikt aus der Nazi-Zeit darstellte, sondern erst in den späten siebziger Jahren eingerichtet worden war, sah er sich dazu veranlaßt, die anthropologische *Scientific Community* dazu aufzurufen, entsprechenden Druck auf die Verantwortlichen im Museum und auf die Öffentlichkeit auszuüben, um dieser »Travestie« (Kuper) ein Ende zu bereiten.²

Rund um diesen Leserbrief gab es auch in österreichischen Tageszeitungen und Wochenzeitschriften einige Beiträge, die sich kritisch mit der Schausammlung der anthropologischen Abteilung im Naturhistorischen Museum beschäftigten. Bereits einige Monate vor Kupers Aufruf hatte der Wiener Humanbiologe Horst Seidler »die klischeebeladene Perspektive der dort vorgeführten Menschheitskategorisierung« kritisiert und angemerkt, wie sehr die Präsentation den Standards der modernen Forschung nachhinkte.³ Im Zuge dieser Auseinandersetzungen kam es sogar zu einer parlamentarischen Anfrage der Grünen an den zuständigen Minister Busek, die jedoch zu keinen grundlegenden Veränderungen führte.⁴

Diese Stellungnahmen werfen einige Fragen auf: Wie konnte es dazu kommen, daß Ende der siebziger Jahre eine anthropologische Ausstellung konzipiert wurde, die augenscheinlich rassistisch ist? Ist es überhaupt legitim hier von einer »ziemlich eindeutigen Bestätigung von naziähnlicher Rassenforschung« zu sprechen? Wir wollen uns in diesem Aufsatz nun nicht mit der Denunziation von »Rassismus« im Museum begnügen, sondern vielmehr die historische Genese dieses »veröffentlichten« Wissens rekonstruieren und seine Struktur und Wirkung analysieren. Dafür wird es nötig sein sich zunächst den wichtigsten Ausstellungen von »Rassen« seit 1935 im Naturhistorischen Museum zuzuwenden, um so – trotz der mehrmaligen Umgestaltung der anthropologischen Schausammlung – Kontinuitäten in der Popularisierung der »Rassenkunde« aufzeigen zu können.

Zur Geschichte der »Rassenkunde« in Österreich

Die Anthropologie als wissenschaftliche Disziplin stand seit dem 19. Jahrhundert in enger Verbindung mit dem Projekt der modernen Nationalstaaten und ihrer Bevölkerungspolitik. Dabei kam es in Europa und den USA zur Ausbildung von Forschungsbereichen wie Eugenik und Rassenhygiene, die die staatliche Steuerung und Kontrolle der menschlichen Erbgesundheit garantieren sollten. In Deutschland avancierten diese Disziplinen nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu zentralen Wissenschaften, da der eugenische Gedanke ein Grundelement der nationalsozialistischen Ideologie bildete.⁵ Eine tendenzielle Verengung der An-

thropologie zur deutschen Rassenkunde hatte sich bereits ab der Jahrhundertwende abgezeichnet. Und auch die österreichische Forschungslandschaft strukturierte sich dementsprechend um: So wurde der Lehrstuhl für Ethnographie und Anthropologie an der Universität Wien 1924 mit dem Hamburger Otto Reche nachbesetzt, der bereits ein Jahr darauf die »Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene)« mitbegründete. In der Eröffnungssitzung plädierte Reche für eine staatlich organisierte Kontrolle der Rassenhygiene: »Daß der Staat zu Maßnahmen verpflichtet ist, geht aus seinem innersten Wesen, aus seinem Zweck hervor: soll er doch ausschließlich für das gesunde Dauerdasein des Ganzen sorgen. Der Staat ist seiner Machtfülle wegen auch gar nicht als Kampfgenosse zu entbehren.«⁶ Reche war in dieser Zeit rege bemüht, ein Netzwerk aufzubauen, dem nicht nur die Eugeniker Baur und Fischer, der Verleger Lehmann und der Architekt Schultze-Naumburg angehörten, sondern auch der Polizeipräsident Johannes Schober und der Wiener Landesgerichtsrat Anton Rolleder.⁷ Die Allianz mit dem Staat, die Professionalisierungsstrategien nach »innen« und die zunehmende Popularisierung nach »außen« bestimmten die Politik der sich etablierenden Disziplin.

Schon zu Beginn der zwanziger Jahre kam es unter den österreichischen Anthropologen, die in der Wiener Gesellschaft für Anthropologie organisiert waren, zu einer wohlwollenden Rezeption der deutschen »Rassenhygieniker«. Diese Gesellschaft war zu dieser Zeit bereits durch ihren Präsidenten Rudolf Much und mehrere andere Funktionsträger mit illegalen Nationalsozialisten besetzt.⁸ Ihnen standen jedoch einige katholisch-konservative Forscher wie Viktor Lebzelter gegenüber, der der reichsdeutschen Rassenkunde zunächst mit Skepsis begegnete, da er die Wissenschaftlichkeit der Eugenik durch die deutschnationale Ideologie gefährdet sah.⁹

Nach dem Wechsel Otto Reches 1927 nach Leipzig wurde die Doppelkanzel geteilt, und der Wiener Anthropologe Josef Weninger erhielt den Lehrstuhl für physische Anthropologie. In den nächsten zehn Jahren wandte man sich nun mit Unterstützung des austrofaschistischen Staates verstärkt der Erbbiologie und Familienanthropologie zu. Dementsprechend programmatisch fiel etwa Weningers Rede anlässlich der Enthüllung des Denkmals für seinen Lehrer Rudolf Pöch 1933 in der Wiener Universität aus, bei der jener den Rassenhygieniker Eugen Fischer zustimmend zitierte: »Es muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß die Anthropologen alles, was später auch getan werden kann, bei Seite lassen müssen, um der menschlichen Genetik eine wirkliche Basis zu schaffen. [...] Was der Anthropologie nützt, ist Erbforschung und noch einmal Erbforschung«¹⁰. Die von Weninger und seinem Assistenten Eber-

hard Geyer abgehaltenen rassenkundlichen und erbbiologischen Veranstaltungen erlebten in dieser Zeit einen starken Hörerzuwachs¹¹. Im Zuge dieses Aufschwungs kam es auch zur Gründung einer »Erbbiologischen Arbeitsgemeinschaft«, die unter Weningers Leitung stand und zunächst vor allem Gerichtsgutachten in Vaterschaftsstreitigkeiten erstellte.¹²

Zwischen dem Institut für Anthropologie der Universität, der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und der anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums bestanden enge personelle Verflechtungen. Und damit war auch eine nahtlose Verbindung von der im akademischen Raum betriebenen Anthropologie zur öffentlichen Präsentation anthropologischen Wissens gegeben.¹³

Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch mehr ein Ort der Forschung als des Ausstellens. Zwar gab es schon am Ende des 19. Jahrhunderts eine anthropologische Ausstellung, diese wurde jedoch nur kurzer Zeit wieder geschlossen, »da sie sich als ungeeignet erwiesen haben soll.«¹⁴ Ab 1920 intensivierte die Anthropologen ihre Öffentlichkeitsarbeit: So hielten sie etwa in der Wiener Urania Vortragszyklen zum Themenkreis »Rassenkunde und Rassenhygiene« ab. Referenten waren unter anderem Josef Weninger, Rudolf Pöch, der Mediziner Robert Stigler, sowie der sozialdemokratische Arzt und Sozialhygieniker Julius Tandler. Die museale Popularisierung nahm dagegen erst zu Beginn der dreißiger Jahre ihren Anfang und erlebte zur Zeit des Nationalsozialismus einen Höhepunkt. Diese Bewegung gilt es im folgenden nachzuzeichnen.

Das erste »rassenbiologische Museum«

Nachdem die anthropologische Abteilung des Naturhistorischen Museums 1927 ihre Eigenständigkeit erlangt hatte, wurde Anfang der dreißiger Jahre auf Initiative des Direktors Hofrat Michel eine »permanente Schausammlung über Familienbiologie, Familienhygiene und Familienschutz« eingerichtet. Unter der Leitung von Viktor Lebzelter, der zu dieser Zeit die anthropologische Abteilung leitete, wurden mithilfe mehrerer Universitätsinstitute, der Bundesämter für Statistik und Volksgesundheit sowie des Mutterschutzwerts der Vaterländischen Front ganze acht (!) Schauräume gestaltet.¹⁵ Die Themen reichten von »allgemeiner Vererbungslehre und Mendelismus« über »Geschlechtskrankheiten« bis hin zu »quantitativer Biologie und Bevölkerungsstatistik« sowie »aktivem Familienschutz«. Eineinhalb Räume waren außerdem der »Erbforschung am gesunden Menschen« gewidmet. Dieses »rassenbiologische Museum«¹⁶ war eines der ersten seiner Art und bildete eine eindruckliche Präsentation von interdisziplinär konzentrierter Rassenforschung zur Zeit des Austrofaschismus. Die Breitenwirkung dieser Aus-

stellung dürfte nicht allzu groß gewesen sein, sie demonstrierte aber die praktische Nützlichkeit der Familienanthropologie im Dienste des Staates.¹⁷

Wie sehr man bereits auf die konkrete Umsetzbarkeit der erbbiologischen Forschungen bedacht war, bezeugt der von Eberhard Geyer verfaßte Bericht über den von den Anthropologen gestalteten Teil der Ausstellung: Die Aufstellung von Lichtbildern, Zeichnungen, Plastiken, Familien- und Sippentafeln, die jeweils Ergebnisse staatlich finanzierter Forschungsreisen bildeten, sollte »dem Besucher zeigen, daß beim Menschen genau so wie bei anderen Lebewesen die Mendelschen Erbgesetze gelten«:

»In einer Vitrine wird an Originalfamilienbildern gezeigt, wie man mühelos mit Hilfe von Lichtbildern eine bebilderte Ahnentafel zusammenstellen kann und wie Familienbilder beschrieben werden müssen, damit sie jederzeit für familienkundliche Erhebungen verwendbar sind.«¹⁸ –

Siehe Schautafel 1 (hinten, S. 79) – Von den in dieser Ausstellung präsentierten »Veranschaulichungen« von rassenkundlicher Theorie zu ihrer Umsetzung in die Praxis der nationalsozialistischen Rassen-gutachten war es nur noch ein Schritt.

Die Repräsentation von »Rassen« und die radikale Öffnung des Museums im Nationalsozialismus

Mit dem »Anschluß« Österreichs an das Deutsche Reich fanden in der Leitung des Naturhistorischen Museums personelle Umbesetzungen statt. Der Ornithologe Kummerlöwe wurde zum Direktor aller »Wiener wissenschaftlichen Staatsmuseen« ernannt und schon bald darauf, beim 50-Jahr-Jubiläum des Naturhistorischen Museums im Jahre 1939, plädierte er für die Auflösung desselben »als inhaltliche Einheit« und forderte im Rahmen einer radikalen Modernisierung die Neugestaltung und Erweiterung der einzelnen Abteilungen, insbesondere der Anthropologie. Diese sollte in den Rang eines »Anthropologischen Staatsmuseums« erhoben werden.¹⁹

Im Museum kam es zu entsprechenden Veränderungen in den permanenten Schausammlungen: Sie wurden auf öffentliche Repräsentationen der nationalsozialistischen Rassenlehre abgestimmt und sollten damit ihren Beitrag zur Ausbildung von entsprechenden Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen leisten. So konzipierten die Anthropologen Josef Wastl und Robert Routil in dieser Zeit die Sonderschau »Der Anteil der Ostmark an der Erforschung und Erschließung der deutschen Kolonialgebiete« (1939) sowie die Ausstellung über »Das rassische und seelische Erscheinungsbild der Juden«. Im Gegensatz zu der Wanderausstellung »Der ewige Jude«, die zeitgleich im Wiener Messepalast zu sehen war, trat die im Anthropologischen Staatsmuseum gezeigte Schau mit der Autoritätsgeste der Wissenschaft auf.²⁰ Dem entsprach auch der Text im Museumsführer:

»Eines der wichtigsten Probleme im Rahmen der Gesetzgebung zum Schutze deutschen und (artverwandten) Blutes stellt die Judenfrage dar. Die Geschichte der Juden sowie deren Wanderungen über den Erdball als heimatloses Volk, mit einer starren, Jahrtausende alten und zur Lebensrichtschnur gewordenen Gesetzgebung, die im religiösen Bereich des jüdischen Volkes fest verankert wurde, haben zu einer gewollten Selbstzüchtung geführt, die immer wieder die von H.[ella] Pösch festgestellten Grundrassen des jüdischen Volkes, trotz weitestgehender Bastardisierung mit den Wirtsvölkern, körperlich und seelisch in Erscheinung treten läßt. In alten griechischen und römischen Darstellungen jüdischer Menschen finden sich die gleichen Züge wieder, die sowohl auf den bis 2500 Jahre älteren Kunstwerken aus dem Zweistromland und aus Ägypten, die auch bei den heute lebenden Juden feststellbar sind. Bilder jüdischer Familien zeigen die Vererbung dieser Merkmale. Zahlreiche Statistiken sowie einige bemerkenswerte Aussprüche und Kultgegenstände vervollständigen das seelische Bild der Juden.«²¹

Im Rahmen des von Kummerlöwe geforderten Modernisierungsschubs sollte es auch zu einer weiteren Öffnung des Museums kommen, einer Popularisierungsoffensive, die es zuvor in dieser Weise nicht gegeben hatte: So fanden vermehrt Führungen statt, und auch eine Serie von Begleittexten in Heftformat wurde initiiert, die einen programmatischen Titel trug: »Wissenschaft ins Volk«. Deren erste Bände stammten von Wastl und Routil, den Kustoden am Naturhistorischen Museum, und beschäftigten sich unter rassenkundlichen Gesichtspunkten mit Neuguinea und Kamerun.

Neben den Führungen und populärwissenschaftlichen Publikationen kam es 1941 aber noch zu einer weiteren bemerkenswerten Aktivität von seiten der Museumsleitung: Es wurden systematisch Wanderausstellungen vorbereitet, die die Werkstätten direkt an ihrem Arbeitsplatz erreichen sollten. So berichtete das »Neue Wiener Tagblatt« von einer Pressekonferenz des Museumsdirektors Kummerlöwe wie folgt²²:

»Die Schaffenden haben wohl nur selten an Werktagen die Möglichkeit, ein Museum zu besuchen, und der Sonntag, der Feiertag gehört eben doch zumeist der Familie und der freien Natur. Wenn die Schaffenden nicht in die Museen kommen können, muß man die Museen zu den Schaffenden bringen, und eben das soll geschehen. [...] Im Betrieb kann sich der Schaffende, sogar in der kurzen Spanne der Arbeitspause oder nach der Arbeit, Anschauung und Wissen verschaffen, und zwar in der anregendsten Weise. [...] Die erste derartige Sonderschau, die aus den Wiener Museen in die Betriebe hinausgehen soll, behandelt das Thema: »Das Hakenkreuz, ein 5000 Jahre altes Sinnbild der Erneuerung und seine Verbreitung in den beiden Erdhälften.« Eine zweite Sonderschau bringt die Rassentypen Europas.«

Im Hinblick auf die Rassenkunde und ihre Popularisierung in der Zeit des Nationalsozialismus läßt sich also folgendes sa-

gen: Zum einen zeigt sich hier erneut, daß deren Status als zentrale wissenschaftliche Disziplin auch im Museum entsprechende Auswirkungen hatte – nicht zuletzt auch durch die zahlreichen erbbiologischen Gutachten, die von Anthropologen des Naturhistorischen Museums erstellt wurden.²³ Die geforderte Modernisierung und Neugestaltung blieb jedoch aus, was aber vor allem an den kriegsbedingten Einschränkungen lag.

Zum zweiten ist festzuhalten, daß es erst im Nationalsozialismus zu einer offensiveren Museumspolitik kam. Das läßt sich festmachen an der Vervielfachung der Führungen, dem Ausweiten der Öffnungszeiten bzw. der Reduktion des Eintrittspreises. Dazu kamen noch die erstmals in dieser Form aufgelegten Begleittexte und die Versuche, Sonderausstellungen in Betrieben und anderen Kontexten zu plazieren. Zwar muß hier die Frage offen bleiben, von welcher konkreten Bedeutung die anthropologischen Ausstellungen für die Formierung oder Verstärkung rassistischer Wahrnehmungsmuster und Verhaltensweisen in der Öffentlichkeit waren. Dennoch können wir festhalten, daß diese Repräsentationen der »jüdischen Rasse« – im Gegensatz zu den großen Propagandaausstellungen – zur wissenschaftlichen Legitimierung der nationalsozialistischen Ideologie beitrugen.

Ideologische Brüche und praktische Kontinuitäten

Nach dem Ende der Nazi-Herrschaft und der Befreiung Österreichs galt es auch, die rassistischen Verfehlungen des anthropologischen Staatsmuseums zu »sühnen«: zum einen wurden einige Rassenforscher in leitenden Positionen in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Zum anderen wurde bereits im November 1945 von dem nach dem Krieg wiedereingesetzten Direktor Hofrat Michel in programmatischer Form eine Ausstellung wider die nationalsozialistischen Rassenlehren geplant.²⁴ Diese Ankündigung die Zeitung »Neues Österreich« unter der Überschrift »Biologische Ausstellung gegen die Irrlehren des Faschismus« folgendermaßen wiedergegeben:

»[...] Wie Direktor Michel mitteilt, sind die Zustände, die er [im Museum] angetroffen hat, katastrophal. Die Nazi haben im Laufe ihrer Regierungszeit alles, was irgendwie mit Österreich zusammenhing, wie zum Beispiel die Sammlung österreichischer Bodenschätze, die Holzausstellung und die Ausstellung für Familienbiologie, aufgelöst, um dafür eine gänzlich unnötige »Kolonialschau« sowie die berüchtigte »Judenschau« zu zeigen. Es lag ihnen offenbar sehr daran, die Unhaltbarkeit ihrer Rassen- und sonstigen Theorien durch verdrehte Wissenschaft zu untermauern. Wir können gar nicht daran denken, erklärt Hofrat Michel, bereits jetzt mit einer definitiven Lösung aller offenkundigen Fragen zu beginnen. Wir Österreicher werden, als Meister im Improvisieren auch auf diesem Gebiet, vorläufig eine provisorische Lösung einer starren, preußischen vor-

ziehen. [...] Die streng wissenschaftliche Form wird, zumindest für die nächste Zukunft, von der Losung »Kampf den Irrlehren des Faschismus«, überschattet werden. Den wichtigsten Beitrag hiezu wird wohl die biologische Abteilung zu leisten haben, deren Aufgabe es sein wird, dem größten Geschrei der Nazi, dem Nazigeschrei von der »Herrenrasse« den Boden zu nehmen. [...] Es ist noch sehr viel zu tun, meint Hofrat Michel, bis das Gedankengut der braunen Zeit ausgerottet sein wird, aber wir werden nicht ruhen, bis es so weit ist, obwohl ein größerer Kampf vor uns liegt als der, den wir bereits beendet haben.«²⁵

Die angekündigte Gegen Ausstellung wurde jedoch erst vier Jahre später, im April 1949, eröffnet. Die wissenschaftliche Leitung der Ausstellung hatte der damalige sozialdemokratische Unterrichtsminister Hurdes dem katholisch-national gesinnten Anthropologen Robert Routil übertragen, der bereits zu Beginn der dreißiger Jahre mit den nationalsozialistischen Rassenlehren sympathisiert und diese in der Nazi-Zeit auch popularisiert hatte.²⁶ Die künstlerische Leitung dagegen lag in den Händen von Victor Slama, der auch einige Teile aus der drei Jahre zuvor eröffneten Anti-Faschismus-Ausstellung »Niemals vergessen!« übernahm.²⁷

Ein Jahr vor der Eröffnung der Ausstellung erklärte Hofrat Michel der Zeitung »Neues Österreich«, wie man die faschistischen Irrlehren zu widerlegen gedenke. Wie schon in der oben zitierten Programmatik verrät die doppelsinnige Rede auch hier die trotz ideologischer Brüche fortbestehenden Kontinuitäten:

»Das von uns ausgestellte Material erbringt den eindeutigen Beweis, daß gerade jene, die auf ihr »Edelmenschen« gepocht haben, erbärmlich am wenigsten dazu befugt gewesen sind, sich als »reinrassig« zu bezeichnen. Eine eigene Abteilung der Ausstellung wird deshalb die Persönlichkeiten, die als Bahnbrecher der Menschheitsentwicklung gewirkt haben, den sogenannten »Führern« des Dritten Reiches gegenüberstellen.

Zwei große Wandtafeln werden die von den Nazi verfälschten Begriffe »Anthropologie« und »Rasse« erläutern. Auf Spruchbändern wird wissenschaftlich definiert, was unter Rasse, Volk und Nation tatsächlich verstanden werden muß. An zahlreichen Schädelmodellen wird der Nachweis geführt, daß eine Herrenrasse phrenologisch gar nicht denkbar ist und daß diese Fabel von den Nazi einzig und allein aus machtpolitischen Gründen in die Wissenschaft hineingetragen worden ist.«²⁸

Wie die Aussagen des Museumsdirektors zeigen, spielte die Referenz auf die Wissenschaftlichkeit der Ausstellung eine ganz bedeutende Rolle: Sie allein sollte nicht nur die »Pseudo-Wissenschaft« der Nazis widerlegen, sondern auch die Indoktrination einer neuen Haltung gewährleisten. Um diese wirksam durchzusetzen, wurde auch diesmal die Autoritätsgeste der Wissenschaft bemüht. Daß dabei unter anderem auf die wissenschaftlich längst überholte Phrenologie zurückgegriffen wurde, weist auch auf die Schwierigkeit der öster-



Abb. 8. (F. 32.) Links: Mutter, 39-jährig. Mitte: Sohn, 6-jährig. Rechts: Vater, 42-jährig.



Abb. 9. Obere Reihe von links nach rechts: Mutter 2314, Vater 1315, Vaterschwester 1318. — Untere Reihe von links nach rechts: Drillingsbrüder C312, Drillingsbrüder D313, Drillingschwester F311. — Zur Erklärung siehe Fig. V.

Mitteilungen d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. LXIV, 1934.

reichischen Anthropologen hin, an andere, »politisch unverdächtigere« wissenschaftliche Traditionen wie Sozial- oder Kultur-anthropologie anzuschließen.

Die bei der Ausstellungskonzeption von den Vereinten Nationen bezogene christliche Menschheitsideologie ließ sich dabei mühelos mit der Idee verbinden, »die vielleicht an Lauterkeit und letzter Weisheit kaum ihresgleichen hat: der Gedanke nämlich, daß jeder Mensch einer Mutter Kind ist.«²⁹ Besonders deutlich kam das in Routils Selbstdarstellung als wissenschaftlicher Leiter der Ausstellung zum Ausdruck:

»Vornehmste Aufgabe jedes Museums muß es sein, die Anthropologie [...] derart zur Darstellung zu bringen, daß den Besuchern die als richtig erkannten Forschungsergebnisse dieser Wissenschaft in verständlicher Weise vorgeführt werden. Umstrittene Probleme sind höchstens anzudeuten und alle Theorien, welche der unbestrittenen biologischen Einheit des Menschheitsgeschlechtes – dem Huxleyschen »men one family« – in Form von Wertungslehren widersprechen, sind als solche zu kennzeichnen.«³⁰

Der Nationalsozialismus habe »seine Lehre unter anderem auf dem Mißbrauch einer verhältnismäßig jungen, noch in Entwicklung begriffenen Wissenschaft, der Anthropologie« aufgebaut, hieß es demgemäß im Führer durch die Ausstellung. »Eine katastrophale Maßnahme stellten die rassenhygienischen Gesetze dar. So zweckmäßig die Verhütung erbkranken Nachwuchses ist, die auch in anderen Staaten geübt wird, ging deren skrupellose Durchführung aus parteipolitischen Gründen viel zu weit und führte schließlich zur Vernichtung von Menschenleben.«³¹ Diese Rhetorik ermöglichte in einem Doppelspiel das Verwerfen der nationalsozialistischen Rassenlehre sowie ihrer politischen Umsetzungen und zugleich die Anerkennung ihrer in den zwanziger Jahren und zuvor gelegten Grundlagen, da diese zur »wissenschaftlichen Widerlegung« derselben bemüht wurden. So konnten die Grenzen von Wissenschaft und Ideologie in einer Weise gezogen werden, die ein nahtloses Anknüpfen an jene Form der Familienbiologie gewährleistete, wie sie im Austrofascismus gepflegt wurde.³²

²¹ [Robert Routil] (1942): Kurzer Führer durch die Schausammlungen des Naturhistorischen Museums, Wissenschaft ins Volk, Heft 3, S.38

²² Neues Wiener Tagblatt, 23.1.1941

²³ Dazu vgl. Horst Seidler und Andreas Rett (1982): Das Reichssippenamt entscheidet. Rassenbiologie im Nationalsozialismus. Wien: Jugend & Volk, sowie dies. (1988): Rassenhygiene. Ein Weg in den Nationalsozialismus. Wien/München: Jugend & Volk

²⁴ Michel verblieb während des Krieges in untergeordneter Position im Museum, war im Widerstand tätig und organisierte die Auslagerung der Sammlungen zum Schutz vor Kriegsschäden beteiligt.

²⁵ Neues Österreich, 24.11.1945 (Hervorhebungen im Original; auch an die Verwendung des Konjunktivs mußte man sich nach 1945 erst wieder langsam gewöhnen).

²⁶ Routil war in seiner Assistentenzeit ebenfalls tätiges Mitglied der Erbbiologischen Arbeitsgemeinschaft gewesen. Ab 1941 bekam er eine Stelle in der anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, zu deren Direktor er 1945 ernannt wurde. Er hatte in der Nazi-Zeit u.a. den »Rassensaal« in der »Kulturvergleichenden Ausstellung des Museums für Völkerkunde« (1942) gestaltet und gab daselbst eine Einführung in das Thema »Die nordische Rasse«. Vgl. den von Fritz Röck herausgegebenen Führer durch die Ausstellung, sowie Wilhelm Ehgartner (1955): Robert Routil (Nachruf), in: ANMW 60, S.1-4.

²⁷ Vgl. dazu Wolfgang Kos (1994): Die Schau mit dem Hammer. Zur Planung, Ideologie und Gestaltung der antifaschistischen Ausstellung »Niemals vergessen!«, in: Ders., Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und All-

tag nach 1945. Wien: Sonderzahl, S.7-58

²⁸ Neues Österreich, 24.6.1948

²⁹ Nofretete als Demonstrationsobjekt, in: Die Presse, 5.4.1949

³⁰ Robert Routil (1954): Museale Gestaltung anthropologischer Schausammlungen. In: Aktes du IVe Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques, Vienne 1-8 septembre 1952, Tome I, S.8

³¹ [Robert Routil] (1949): Die Menschheit – eine Familie. Menschheitsforschung widerlegt Rassenwahn, Naturhistorisches Museum Wien, S.8 und 23 f

³² So verurteilte Routil in seinem Führer auch die Unmenschlichkeit der Rassengutachten. Daß mehrere Anthropologen am Naturhistorischen Museum im Auftrag des Reichssippenamtes tätig gewesen waren, wurde dabei jedoch nicht erwähnt.

Auch in den Präsentationsformen der Ausstellung finden wir diesen für Verdrängungsprozesse charakteristischen »Doppelsinn« wieder: Die Bilder tun oft das Gegenteil von dem, was die Texte sagen. So sollte anhand der »Familie Kallikak« gezeigt werden, daß auch der Einfluß der Umwelt auf die Lage der Nachkommen bestimmend wirkt: Ein amerikanischer Soldat zeugt zunächst ein Kind mit einer Schwachsinnigen und heiratet danach ein Mädchen aus gutem Hause. Die Nachkommen der ersten Verbindung waren zu einem hohen Prozentsatz geistig zurückgeblieben oder alkoholsüchtig, während die Kinder aus der zweiten Beziehung gesund waren und der Oberschicht angehörten. In dieser, vom amerikanischen Eugeniker Henry H. Goddard 1912 konstruierten Fallgeschichte, wurden Milieufaktoren völlig außer acht gelassen³³, ebenso wie auf der Schautafel der Ausstellung.

Das appellative Pathos, das bereits in den Aussagen des Museumsdirektors präsent war, wurde in der Ausstellung durch allgegenwärtigen Spruchtafeln erzeugt. Die Autorität der Wissenschaft setzte man als Gegengift zur nationalsozialistischen Rassenlehre entsprechend pathetisch in Szene: Die Appelle von einst konnten anschei-

nend nur mit noch stärkerem appellativen Pathos bekämpft werden. Damit wurde zwar eine Ideologie durch eine andere ersetzt, ohne jedoch das autoritäre Grundmuster in der Ausstellungspraxis zu durchbrechen.

Keine »Rassen« ohne »Rassismus«

»Die Menschheit – Eine Familie« wurde trotz der anscheinend recht hohen Besucherfrequenz recht bald wieder geschlossen. 1952 wurde anlässlich des internationalen Anthropologenkongresses eine Ausstellung eingerichtet, die die Entwicklung des *Homo erectus* bis zu den Kelten zeigte und die bis ins Jahr 1959 zu sehen war. Die nächsten zwanzig Jahre hindurch blieb die anthropologische Schausammlung geschlossen, bis 1978 von dem jetzigen Abteilungsleiter Professor Johann Szilvassy jene Ausstellung gestaltet wurde, die, nachdem sie fünfzehn Jahre lang von Hunderttausenden österreichischen Schulkindern und anderen Besuchern besichtigt wurde, ins Schußfeld der Kritik kam.

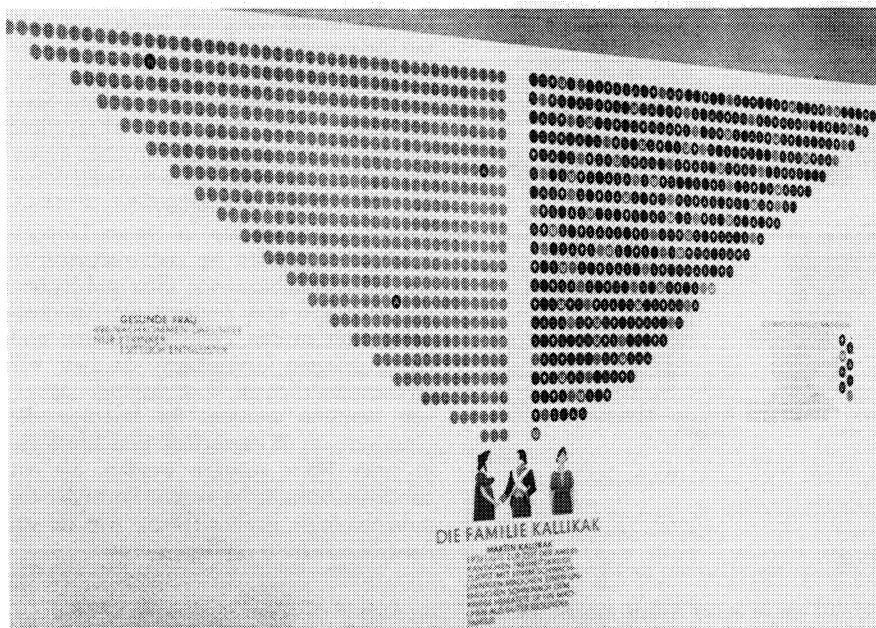
Szilvassy selbst kann diese Kritik nicht teilen, sondern ist der Meinung, daß die Schausäle der anthropologischen Sammlung ein Besucherhit seien: Als Beispiel

führte er an, daß sich angeblich 6500 von 7000 Hobbyphotographen davon inspirieren ließen, als im Rahmen eines Wettbewerbs das Museum mit der Kamera gewürdigt werden sollte.³⁴ Doch was ist es, das in den Ausstellungssälen gezeigt wird, das 1978 als »besonders geeignet für Schulen« erklärt wurde³⁵ und 1993 als »ziemlich eindeutige Bestätigung von naziähnlicher Rassenforschung« bezeichnet wurde? Im Saal 16 wird die Entwicklung des Menschen gezeigt, vom *Australopithecus* über den *Homo erectus* bis zum *Homo sapiens*. Im Saal 17, der hausintern als »Rassensaal« gilt, »wird die heute lebende Menschheit mit ihren Rassen vorgestellt«, wie Szilvassy in einem zusammenfassenden Artikel schreibt. Und weiter heißt es da unter anderem:

»Wie bei allen Lebewesen kam es auch beim Menschen im Laufe seiner Entwicklung zur Ausbildung von Rassen. Gegenwärtig leben auf unserer Erde drei Großrassen: die Europiden, die Mongoliden und die Negriden. [...] Soweit durch Schädelkunde belegt werden kann, stellen die *Europiden* die älteste Großrasse dar. [...] Im Gegensatz zu den Europiden entstanden die *Mongoliden* offenbar später als besondere Anpassungsform. [...] Die *Negriden* entwickelten sich später als die Europiden, im Vergleich zu den Mongoliden sind sie nur wenig älter.«³⁶

Bei dieser vorgeblich faktischen Präsentation einer Rassentheorie wurde vor allem auf Portraitphotographien zurückgegriffen, auf welchen die meist in ihrer Tracht abgebildeten Menschen mit eindeutigen Etiketten versehen sind: Der blonde Schwede ist »nordid«, der Schwarzafrikaner »kafirid«, und jenes Schild, auf dem abgebildete Roma und Sinti als »Zigeuner« bezeichnet wurden, wurde erst vor kurzem entfernt. Es scheint also, daß sich in den Schausälen eine Wissenschaftsauffassung konserviert hat, die sich wohl in »populärer« Rassenkunde noch finden läßt, die jedoch gegenüber der Weiterentwicklung der modernen humanbiologischen Forschung bedeutend nachhinkt. Das könnte immerhin die so große »Popularität« der Ausstellung bei den von Szilvassy erwähnten Hobbyphotographen erklären.

Doch was ist nun aber das eigentlich »Rassistische« bzw. Rassendiskriminierende dieser Ausstellung? Die Antwort scheint bereits in der Frage enthalten, denn die gegenseitige konstruierte Abgrenzung von Rassen scheint untrennbar mit einer *Hierarchisierung* verbunden: sie liegt damit schon im Doppelsinn des Wortes »Diskriminierung« selbst begründet. Alle anthropologischen Ausstellungen im Naturhistorischen Museums bedienten sich einer Form der Klassifikation des Anderen, die auf den ersten Blick alltäglich und damit auch unverächtig scheint: Diese Repräsentationsform zielt in erster Linie auf eine Reduktion ab, die eine Abgrenzung und Bewertung von Menschengruppen anhand äußerer Merkmale vornimmt. Die dadurch erzeugten Differenzierungen können also nicht als »wertfrei« ausgegeben



³³ Henry H. Goddard (1912): *The Kallikak Family: A Study in the Heredity of Feeble-mindedness*. New York; vgl. auch Hans-Walter Schmuhl (1994): *Eugenik und Rassenkunde*, in: Darwin und Darwinismus. Eine Ausstellung zur Kultur- und Naturgeschichte. Herausgegeben von Bobo-Michael Baumunk und Jürgen Rieß. Berlin: Akademie Verlag, S.144 f.

³⁴ Ingrid Greisenegger (1993): Wie zu Adolfs Zeiten, in: *Profil*, Nr. 10, 8.3.1993

³⁵ *Neue KronenZeitung*, 27.6.1978, S.15

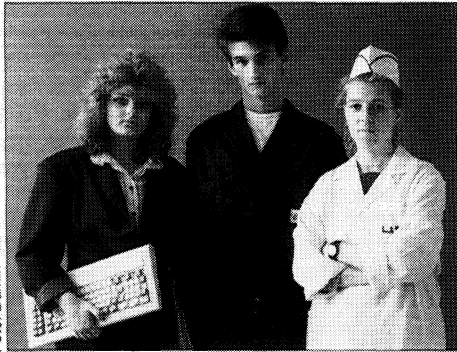
³⁶ Johann Szilvassy (1978): Die anthropologische Schausammlung des Naturhistorischen Museums in Wien, *Mitteilungsblatt der Mu-*

seen Österreichs, 27.Jg., Heft 5-10, S.48 f. Ein Vergleich mit Rautils 1952 abgegebenen Empfehlungen (vgl. Fußnote 29) zeigt, daß in dieser Ausstellung das von diesem formulierte Programm ungebrochen beibehalten wurde.

³⁷ Serge Moscovici (1984): The phenomenon of social representations. In: Robert M. Farr und Serge Moscovici (Hg.), *Social representations*. Cambridge/Paris: Cambridge University Press/Editions de la Maison des Sciences de l'Homme, S.30 (unsere Übersetzung, A.M. & K.T.)

³⁸ Zitiert nach Marianne Enigl (1993): Erbkrank, in: *Profil* 36, 6.9.1993, S.34

G wie Zukunft



Viele positive Begriffe beginnen mit dem Buchstaben G:

Geburt.
Gerechtigkeit.
Gesundheit.

Materialisten denken da anders:
Gehalt. Gewinn.

Wir sagen:
G wie Gewerkschaft.

Darin steckt ein Stück
guter Zukunft. Wir gestalten sie.

Gemeinsam. ÖGB

werden, denn *schon im Akt des Klassifizierens selbst* werden die wissenschaftlich konstruierten »Rassenmerkmale« in eine hierarchische Ordnung gestellt.

»Dinge, die unklassifiziert und namenlos sind, sind fremd, nicht-existent und zugleich erschreckend. [...] Indem das Unklassifizierbare klassifiziert wird und das Nicht-Benennbare benannt wird, können wir es uns vorstellen und repräsentieren. Tatsächlich ist Repräsentation im Grunde ein System der Klassifikation und Denotation, der Verteilung von Kategorien und Namen. Neutralität ist durch die Logik des Systems ausgeschlossen, in dem jedes Objekt und jedes Wesen einen positiven oder negativen Wert haben und einen gegebenen Platz in einer klar abgestuften Hierarchie einnehmen muß. Wenn wir eine Person als Neurotiker, Juden oder Armen klassifizieren, sprechen wir damit nicht einfach von einem Faktum, sondern wir bewerten und etikettieren sie. Und indem wir das tun, verraten wir unsere »Theorie« der Gesellschaft und der menschlichen Natur.«³⁷

Die konkret gegebenen und als wissenschaftlich autorisierten Orientierungsmarken leisten so der Rede von »minderwertigen« Rassen Vorschub, etwa wenn stets in dieser Reihenfolge von den Europiden, Mongoliden und Negriden die Rede ist und diese noch zusätzlich durch Datierungen in einen eindeutig hierarchischen Zusammenhang gestellt werden (»Im Gegensatz zu den Europiden entstanden die Mongoliden *offenbar später als besondere*

Anpassungsform...«). Um sich zu einer von allen geglaubten sozialen Realität zu verfestigen, muß die Rasse – die wie alle begrifflichen Konstruktion nicht unvermittelt sichtbar ist – entsprechend medial inszeniert werden: Die Dämonisierung des Anderen wird so durch bestimmte Präsentationsformen geleistet, die die Reduktion auf die »physische« Differenz bildhaft fixieren und kulturell verdoppeln. Das geschieht einerseits durch die Abbildung der Menschen in Trachten und andererseits verstärkt auch die Inszenierung der Gesichtszüge die Wahrnehmung des Nicht-Gemeinsamen.

Jeder Repräsentation von »Rassen« ist somit immer schon ein zumindest latenter Rassismus inhärent. Es verwundert daher nicht, daß dieser manifest wird, wenn der Gestalter dieser Schausammlung in der Tagespresse als Experte auftritt. So hat Szilvassy als wissenschaftlicher Berater einer Serie in der Tageszeitung »Kurier« im August 1993 die Österreicherinnen und Österreicher unter anderem vor »Mischchen« mit Migranten gewarnt, da dies seiner Auffassung nach zu gefährlichen »Veränderungen« in der Erbsubstanz führen könne.³⁸

Da die an den damaligen Wissenschaftsminister gerichtete Anfrage der Grünen, die vor allem auf diese Aussagen und die Gestaltung des »Rassensaals« Bezug nahm und Konsequenzen forderte, bis jetzt kaum Folgen zeitigt hat, scheinen für

die unmittelbare Zukunft keine grundlegenden Veränderungen der permanenten Schausammlung der anthropologischen Abteilung in Sicht. Dennoch ist es vielleicht angebracht, am Ende eines Artikels zur Geschichte des Ausstellens von Rassen Impulse für eine Neukonzeption der anthropologischen Schausammlung des Museums zu geben. Eine der wichtigsten Aufgaben einer solchen Ausstellung könnte es sein, die Genese und Verstärkung rassistischer Wahrnehmungsmuster durch verschiedene Popularisierungen der Rassenkunde aufzuzeigen. Diese könnte auch der fortwährenden Verdrängung der eigenen Geschichte ein Ende setzen und eine kritische Beschäftigung mit der Repräsentation des Anderen einleiten. Dabei müßte jedoch auch mit Darstellungsformen gebrochen werden, die stets mit einer Referenz auf die Autorität einer geschlossenen Wissenschaft auftreten, so als wäre diese nicht von ständigen Kontroversen gekennzeichnet und – nicht zuletzt durch ihre populäre Selbstdarstellung – »nach außen« hin offen. Sich selbst in ihrer Konflikthaftigkeit und ihrer Gebundenheit an das Konkrete zu präsentieren stellt für die Anthropologie zweifellos eine große Herausforderung dar. Manche mögen es als Bedrohung ihrer fachlichen Identität empfinden. Doch wenn es darum geht, die »Rasse« als wissenschaftliche Kategorie zu opfern, sollten sie nicht zögern: Denn ohne Rassismus sind die »Rassen« nicht zu haben.

»Europäischer Vorzug über die andern drey Theile der Welt«

Zur Wahrnehmung des Fremden
in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts



In der uns geläufigen Vorstellung von Geographie und Geschichte erscheint der Europäer zwangsläufig als Beherrscher und Eroberer. Wir sprechen etwa vom »Zeitalter der Entdeckungen«, als hätte der Rest der Welt nur auf das Erscheinen des

Entdeckers gewartet, um endlich existieren zu können. Dessen Selbstbezogenheit und daraus resultierende Inkompetenz hat T. C. Boyle in seinem Roman *Water Music*¹ dargestellt in der Figur des »Helden« Mungo Parks, der Ende des 18. Jahrhunderts

* Mitarbeiterinnen in dem vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung geförderten Forschungsprojekt »Stellung und Funktion des Exotismus in der deutschen Literatur der Frühen Neuzeit«, das unter Leitung von Wolfgang Neuber am Institut für Germanistik der Universität Wien seit 1991 durchgeführt und im August 1995 auslaufen wird.

¹ Dt. Übers.: T. Coraghessan Boyle: *Wassermusik*, Reinbek b. Hamburg 1987.

² Amerigo Vespucci: Von der new gefundenen Region die wol ein welt genannt mag werden, Nürnberg 1506. Fol. A iij^r.

³ Michael Herr: Gründtlicher vnderricht/ warhafft vnd eygentliche beschreibung [...] aller vierfüßigen thier, Straßburg 1546. Fol. xix^r.

⁴ Michael Herr: *Die New welt, der landschaften vnnnd Jnsulen*, Straßburg 1534. Fol. * iij^r.

den Niger sucht, ausgerüstet mit europäischem Sendungsbewußtsein, Enthusiasmus und den »neuesten« Erkenntnissen der Wissenschaft – the most recent and reliable information –, nämlich der Geographie des Ptolemaeus. Diese treffende Karikatur realer Vorkommnisse hat historische Parallelen und Vorgänger. Bekanntlich war 300 Jahre vorher ein anderer Enthusiast namens Christoph Columbus losgezogen, der ebenfalls nach gründlichem Studium der neuesten Forschungsliteratur – hier waren es neben Ptolemaeus noch Plinius und Marco Polo – genau wußte, was er suchte und wen er treffen würde. Ergebnis dieses Unternehmens war, daß es, zusammen mit den Erfahrungen aus etwa gleichzeitigen portugiesischen Seefahrten um den afrikanischen Kontinent nach Asien, das bisher so fest gefügte mittelalterliche europäische Weltbild endgültig ad acta legte. Jerusalem als Zentrum des christlichen Glaubens war eindeutig nicht das Zentrum der geographischen Welt. Die südliche Hälfte der Erdkugel war offenbar nicht so heiß, daß niemand dort leben konnte. Der Ozean bedeckte sichtlich mehr als ein Drittel der Erde, und wer konnte sagen, was noch alles darin herum schwamm? Und hatte man von antiken und mittelalterlichen Geographien her zwar immer die Existenz wilder, sogar monströser Völkerschaften in entlegenen Randgebieten der Welt angenommen, aber wie alles als göttliche Schöpfung akzeptiert, so war man jetzt mit Schlimmerem konfrontiert: ganzen bewohnten Kontinenten, die die Bibel nicht einmal erwähnte. Die drastisch erweiterte Welt forderte ein Überdenken der eigenen Stellung darin und eine Einordnung gegenüber deren anderen Bewohnern.

Mit welchen praktischen Mitteln und welchen Ergebnissen das Verhältnis zwischen Europa und den neu entdeckten Völkern in der Regel klargestellt wurde, ist bekannt. Hier beschäftigen wir uns dagegen mit der geistigen Auseinandersetzung des europäischen »Ichs« mit dem fremden »Anderen« bzw. der theoretischen Beweisführung des »europäischen Vorzugs über die andern drey Teile der Welt«.

Die Ergebnisse der ersten Entdeckungsfahrten wurden meist durch Reiseberichte von deren Teilnehmern verbreitet, in der Regel knapp in Flugblattform oder als Flugschriften. Da sich die Reiseberichte in der frühen Neuzeit als Geschichtsschreibung, nicht als Schilderung persönlicher Eindrücke, verstehen, berichten sie fast fragebogenartig über politisch und ökonomisch interessante Details: Verlauf der Reise, Lage und Klima des Landes, Landeserzeugnisse, Kontakt mit der dortigen Bevölkerung und ihrer Lebensgewohnheiten. Da jeder Fremde im anderen Land zunächst nur in der Lage ist, wahrzunehmen und zu beschreiben, was in irgendeiner Form mit seiner eigenen Kultur korrespondiert, erfolgt die Beschreibung fremder Menschen und ihrer Sitten zwangsläufig anhand der Kategorien, die das westeuropäisch-christli-

che Selbstverständnis ausmachen: Aussehen, Religiosität, Herrschaftsform und Gesellschaftsordnung, wozu auch Aspekte wie Wohnung, Sexualität, Ernährung oder Kindererziehung gehören.

Auch die Art der Darstellung ist bestimmt von Vorgaben aus dem eigenen Lebensbereich oder des eigenen Wissens: So will Amerigo Vespucci in Brasilien gesehen haben »in den heusern gesaltzen menschen fleysch vnd auff gehenckt zuderren/ Wie dan bey vns gewonheit ist/ speck vnd schweine fleysch auffzehnencken.«² Darstellungen fremder Gesellschaftsformen, etwa des indischen Kastensystems, basieren bevorzugt auf Begrifflichkeiten der eigenen feudalistischen Ständeordnung. Und als im 16. Jahrhundert tatsächlich portugiesische Kontakte zum Negus von Äthiopien zustandekamen und man meinte, endlich das aus der mittelalterlichen Mythologie bekannte sagenhafte Reich des christlichen Priesterkönigs Johannes gefunden zu haben, wurden äthiopische Verhältnisse fortan meist nur anhand von Übereinstimmungen mit dieser Vorstellung oder Abweichungen davon beschrieben.

Die Bewertung des Gesehenen und Berichteten schließlich erfolgt nach dem Grad der Abweichungen von der eigenen, ideal gesetzten Lebensweise und ihrer Wertvorstellungen, was für die Bewerteten nur mehr oder weniger negativ ausfallen konnte. Ein drastischer Effekt früher Afrika-Reiseberichte findet sich etwa in Michael Herrs Tierbuch, wenn er das Sexualverhalten des Kamels, das angeblich keinen Inzest betreibt, gegen das der Menschen Afrikas stellt:

»Aber die Moren [...] billich für vnuernünftige thier vnd keine menschen gerechnet werden/ wiewol sy also gebildet vnd geschaffen/ welche nit alleyn keyner sipschafft verschonen/ sunder auch öffentlich alles muotwillens pflegen/ sollich auch für ehrlich halten/ aber das vernünftig Camel sich in solchem werck [...] sich weder von vihe noch menschen sehen laßt/ wie gemeldte völker/ vnd man auch in der trefflichen gewerbstatt Lysibona in Portugal augenscheinlich sihet/ die grosse vihische art der vnschamhaftigkeit der gefangenen Moren so da für dienstknecht verkaufft werden/ als menschen gebildet vnd formiert/ aber in sitten über alles gewild vnuerschampter/ gröber vnd vnuernünftiger.«³

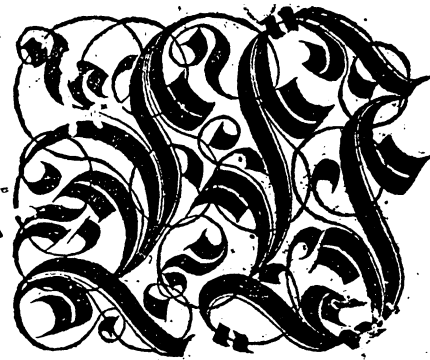
– Neuhochdeutsch:

»Aber die Mohren werden mit Recht für unvernünftige Tiere und keine Menschen gehalten, obwohl sie wie diese aussehen und geschaffen sind. Sie nehmen nicht nur auf keine Verwandtschaft Rücksicht, sondern treiben auch öffentlich Unzucht und halten das auch noch für ehrenhaft. Aber das vernünftige Kamel läßt sich bei diesem Tun weder von Tieren noch Menschen zusehen, anders als genannte Völker. Und man sieht auch in der bedeutenden Handelsstadt Lissabon in Portugal deut-

lich die überaus tierische Schamlosigkeit der gefangenen Mohren, die dort als Sklaven verkauft werden: wie Menschen gestaltet, doch in ihren Sitten schamloser, roher und unvernünftiger als jedes wilde Tier.«

Ein nicht unbekanntes Argument also: Nicht die Behandlung durch den Europäer degradiert den fremden Menschen zum Tier, sondern dieser sich selbst durch ethische Minderwertigkeit. Ob Herr zur Relativierung dieser Aussage oder weil sein Kompendium laut Titel nur »vierfüssige«

ser Sammlungen, etwa Jobst Ruchamers »Neue vnbekeante landte« (Nürnberg 1508) oder Johannes Huttichs »Novvs Orbis« (Basel 1532), zeigen, daß hier die gesamten Neuheiten im Weltbild als Ergänzung zur alten Geographie präsentiert werden. Diese behält vorerst ihre Gültigkeit. Eine Neuordnung der Welt schaffen diese Reisesammlungen, indem sie erstmals alles Fremde zueinander in Beziehung setzen und geschlossen dem Bekannten gegenüberstellen. Damit wird auch eine ge-



Weltbuch : spiegel

von bildern des ganzen erdbodens von Sebastiano Franco Wörtden in vier bücher/ nemlich in Asiam/

Aphricam/ Europam/ vnd Americam/ gestelt vnd abteilt/ Auch aller darin begriff. ier Länder/ nation/ prouintz/ vnd Inseln/ gelegenheit/ größe/ weite/ gewächß/ eygentchafft/ vnd der darinn gelegner völker vnd einwohner/ namen/ pollicey/ leben/ wesen/ religion/ glauben/ Ceremonien/ gsatz/ regimēt/ pollicey/ sitten/ biau/ krieg/ gewerb/ frucht/ thier/ kleidung vñ verenderung/ eygentlich für die augen gestelt/ Auch etwas von new gefundenen welten vnd Inseln/ nit auß Betoso/ Joanne de monte villa/ S. Brandons Histori/ vñ dergleichen fabeln/ sunß auß argenummen/ glaubwürdigen erfarnē/ weilschreibern/ müßelg zūhaufftragē/ vñ auß vilen weitleuffigen büchern in ein handtbuch eingeleibt vnd verfaßt/ vormalß dergleichen in Teütsch nie außgangen

Mit einem zū end angehenckten Register alles innhaltes.

Kumpt her/ vnd schawet die werck des Herren/ der so wunderbarlich ist/ über die menschen kinder. Psal. lvi. lxiij.

ANNO. M. D. XXXIII.

Tiere verzeichnet, immerhin davon abseht, dem »Moren« ein eigenes Kapitel zu widmen, sei dahin gestellt.

Die Verbreitung von frühen Nachrichten über bisher unbekannte Weltgegenden geschah sehr bald auch europaweit in Reisesammlungen, die gleichermaßen Reiseberichte, Briefe, Chroniken und Traktate über neue Entdeckungen in Amerika, Asien und Afrika beinhalteten. Wir sind gewohnt, unter dem Begriff »Neue Welt« Amerika zu verstehen, doch die Titel die-

nerelle moralische Abgrenzung möglich. So verspricht Michael Herr in der Vorrede zu seiner deutschen Übersetzung von Huttichs »Novvs Orbis« dem Leser, er könne aus diesem Buch nicht nur geographisches Wissen, sondern auch geistigen Nutzen ziehen, indem er von den Sitten anderer Völker lerne, »wie ein reyne bin [Biene] von vergifften blumen honig [zu] sammeln.«⁴

Die eigentliche Integration des Fremden in das europäische Weltbild leistet eine an-

dere geographische Literaturgattung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Kosmographie. Wie der Name schon sagt, will sie nicht nur die Beschaffenheit der Erde, sondern des Kosmos, der gesamten göttlichen Weltordnung beschreiben. So lautet der programmatische Titel des kosmographischen Werkes von Sebastian Franck (Tübingen 1534; siehe Abb):

Weltbuch: spiegel

vnd bildtñiß des gantzen erdbodens [...] in vier bücher/ nemlich in Asiam/ Africam/ Europam/ vnd Americam/ [...] abteilt/ auch aller darinn begriffner Länder/ nation/ prouintzen/ vnd Jnseln/ gelegenheit/ grösse/ weite/ gewächß/ eygentschafft/ vnd der darinn gelegner völker vnd einwoner/ namen/ gestalt/ leben/ wesen/ religion/ glauben/ Ceremonien/ gsatz/ regiment/ pollicey/ sitten/ brauch/ krieg/ gewerb/ frucht/ thier/ kleydung/ vnd verenderung/ eygentlich für die augen gestelt/ Auch etwas von new gefundenen welten vnd Jnseln [...]

Quellen der Kosmographie als typisch humanistischer Wissenschaftszweig sind weiterhin antike Geographien und Historiographien, aber auch Reiseberichte und vor allem die genannten Reisesammlungen, aus denen aktuelle Informationen in das bestehende Konzept zu Kontinenten, Ländern, ihren geographischen Besonderheiten, Geschichte und vor allem Bewohnern eingearbeitet werden. Als umfassende Nachschlagewerke fungierten Kosmographien als wissenschaftliche Autoritäten für ein ausgedehntes Publikum und kreierte somit quasi ein Standardwissen. In bezug auf fremde Völker interessierte auch hier vor allem das Spektakuläre und Besondere gegenüber den eigenen Sitten. Beispielsweise enthält Francks »Weltbuch« eine Darstellung brahmanischer Gebetsgewohnheiten der »Edelleute« in Calicut/Indien, die unbekannte Aspekte, wie rituelle Reinigung, Berührungsverbot oder unverständliche Gestik betont. Bemerkenswerterweise findet sich diese Beschreibung detailliert und mit wörtlichen Übernahmen wieder als grotesk-holpriges Gedicht in einer handschriftlichen Nürnberger Familienchronik. Neben biographischen und genealogischen Aufzeichnungen zum Privatgebrauch steht folgender Versuch poetischer Betätigung des Hausvaters Hieronymus Köhler:

Von der Art, Gestalt, dem Leben und den Bräuchen der Edelleute aus dem Königreich Calicut etc.

[...] früh wenn diese Edelleut aufstehn zu einem Wasserteich sie gehn waschen ihren Leib sehr schön ganz rein, rühren niemand an sondern heim zum Beten gehn dabei sie frei aufgerichtet stehn und beten an den Teufel schlecht als sei er auf Erden Gottes Knecht stillschweigend beten sie am Platze machen närrische und lächerliche Fratze mit verdrehten Augen, krümmen den Mund das machen's eine viertel Stund Dann setzen sie sich auf die Erden zum Essen mit solchen Gebärden Da bringt man ihnen Speiß zum Ende gekocht von dieser Edelleut Hände [...] das ist ihre Art zu sterben und leben Gott möcht' ihnen seine Erkenntnis geben, Amen etc.

[...] die artt, gestaltt, leben, vnnnd gebräuch der Edeleütt auß dem Königreich Calicütt etc.

[...] früe so disse Edeleütt auffgestenn Zü einem Wasser teig sy genndt Waschen all Iren leib gar schonn also Rein, Rürrens Nyemandtzs an sonnder hin heym anZübetten genn darZü sy frey auffgerichtet stenn vnnnd betten an den teüffell schlecht Alß sey er auff erd gottes Knecht stillschweigendtt bettens an der statt machen nerische vnd Lecherliche Apparat mitt verkertten äugen, krýmeen den mündtt das treibens auff ein virtuell stündtt dan sitzens nider auff die erden Zü Essen mitt solchen geperden da bringtt man In speiß an die endtt gekochett mitt disser Edeleütt henndtt [...] diß ist ir artt, sterben vnnnd lebenn gott woll In sein erkenntnñuß geben, Amen etc.⁵

Den Rahmen für dieses unbekannte Kleinod Nürnberger Meistersangs bilden Notizen des Kaufmanns Köhler zu Erlebnissen in seiner Jugendzeit. Einen Bericht über seine gescheiterte Reise nach Venezuela nimmt er zum Anlaß, den Aufzeichnungen für seine Nachkommen verschiedene Abschriften über die Lebensgewohn-

heiten der Neuen Welt(en) aus Francks »Weltbuoch« und anderen Quellen hinzuzufügen. Das interessante Moment für den Nürnberger Patrizier ist hier eindeutig religiöse Verirrung, Abgötterei, die sich in einem der Religionsausübung des protestantischen Bürgertums diametral entgegengesetzten Gebetsverfahren äußert. Der ursprüngliche geographische Bezug Amerika tritt zurück hinter dem allgemeineren, alles Fremde verbindenden, des Heidnischen bzw. Exotischen.

Die Kosmographie versorgt ihr Publikum nicht allein mit unterhaltenden Sittenschilderungen, sie liefert auch eine Anleitung für die Einordnung und Bewertung dieser spektakulären Andersartigkeiten. Hervorzuheben bleibt, daß die Kosmographie eine betont protestantische Gattung ist. Während der Katholizismus die neuen Entdeckungen als Heil für die Entdeckten betrachtete, die jetzt endlich in den Genuß des wahren Glaubens zu bringen waren, ging der Protestantismus davon aus, daß in biblischer Zeit die Apostel schon überall missioniert hätten und alle Heiden daher wieder abgefallene Christen seien, die man nicht mehr zu missionieren brauche. Die Erweiterung der Welt war somit eine göttliche Offenbarung, ein Geschenk für die Europäer selbst. Oder, wie Sebastian Münster als berühmtester Kosmograph es in der Vorrede zu seiner »Cosmographia« (zuerst Basel 1544) ausdrückt: »Also wollen wir kein Land vnersucht lassen: damit wir erkennen/ was Gott für seltsame vnd wunderbarliche ding auff dem weiten Erdrich erschaffen habe«.⁶

Was aus den ausgiebig folgenden Schilderungen der wunderbarlichen Dinge und vor allem seltsamen Sitten anderer zu lernen sei, erklärt Münster am Ende seines Werks:

[...] wir sollen auß diesen dingen allen so man erfaren hatt/ erkennen den wunderbarlichen Gott/ der alle ding nach seinem gefallen also wunderbarlich gemacht hat. Er hat der ganzen welt erst fundament gelegt/ er hat dem menschen geoffenbart die straß des grossen vnd weyten mörs/ er hat die menschen zertheilt auff dem boden des gantzen ertrichs vnd ein jetlichen geartet nach der art des lands darin er wonet/ also das der Mor in seinem land tragen mag die hitz seines himmels/ vnd der Jßlender oder Norwegier erliden mag die kelte seines lands/ also mag ein jeder leben von der speiß seines ertrichs/ die einem andern nit allein on geschmack sunder auch schädlich am leib were. Welcher möcht hie zu land ross blut trincken wie die Tarter thun/ oder hund fleisch essen wie etlich leut inn Africa thun/ oder von menschen fleisch leben wie die Can[ij]balen vnd andere grimmige völker: wie vil seind völker die nit wissen was wein ist/ [...] die sich behelffen mit dem wasser so sie auffheben von dem taw des himmels [...] Aber das kompt alles von Gott [...] jm sey lob vnnnd eere in ewigkeit/ Amen.⁷

Auch ohne abschließende Danksagung

⁵ Erscheint demnächst vollständig in: Für die Welser in der Neuen Welt. Die frühesten deutschen Reiseberichte über Amerika. Hg. v. Wolfgang Neuber unter Mitarbeit von Francesca Ferraris und Sabine Wagner, Tübingen [in Vorbereitung].

⁶ Sebastian Münster: *Cosmographia*. Zit. nach der letzten Ausg. Basel 1628. Vorrede an den Leser.

⁷ Ebd. Zit. n. der Ausg. Basel 1548. S. dcccxviij.

⁸ Zit. n. *Bibliotheca de Autores Españoles. Obras del P. José de Acosta*, Madrid 1954. S.

393. Übers. d. Verf.

⁹ Erasmus Francisci: *Neu= polirter Geschicht= Kunst= und Sitten= Spiegel ausländischer Völcker*, Nürnberg 1670. Fol. j: (ij).

¹⁰ Eberhard Werner Happel: *Grösste Denkwürdigkeiten der Welt oder so genandte RELATIONES CURIOSAE*, Hamburg 1687. Fol. j(2).

¹¹ Eberhard Werner Happel: *THESAURUS EXOTICORUM Oder eine mit Außländischer Raritäten und Geschichten Wohlversehene Schatz=Kammer*, Hamburg 1688. Fol. *.

¹² Vgl. Ebd. S. 101 u. 104.

Münsters wird es der europäische Leser spätestens nach dieser – nach wie vor als Kinderschreck und in Schlagertexten prominenten – Gegenüberstellung zu schätzen wissen, daß er weder Tartar noch Afrikaner oder gar Kannibale ist, und seine Privilegiertheit im göttlichen Weltplan aufs neue bestätigt sehen.

Wie gesagt, war es maßgeblich die protestantische Kosmographie, die Vorstellung und Einschätzung von exotischen Völkern im 16. Jahrhundert prägte. Katholische Geo- und Historiographie der neuen Entdeckungen bleibt bis ins 17. Jahrhundert Missionsgeschichte. Aber auch diese entwickelte natürlich Kriterien für die Bewertung und Behandlung potentieller, zukünftiger Christen.

Sehr einflußreich über den direkten Missionsbereich hinaus war seit Ende des 16. Jahrhunderts die theoretische Schrift des spanischen Jesuiten und Amerika-Chronisten José de Acosta »De procuranda indorum salute« (»Von der Verkündigung des Heils bei den Indern«, wobei Acosta hierunter ausdrücklich Ost- und West-Indien versteht). Acosta entwickelt in der Vorrede ein dreistufiges Modell des Barbarentums, in das die jeweils zu missionierende Völkerschaft einzuordnen und entsprechend zu behandeln war. Grundgedanke ist auch hier die unbestreitbare Vorherrschaft von christlich-westlicher Religion und Kultur und der Grad an Abweichung davon.

Die erste Kategorie von Barbaren besaß eine feste staatliche Ordnung, allgemein gültige Gesetze, befestigte Städte und als wichtigstes Merkmal eine Schrift und Bücher, somit die Möglichkeit historischer und religiöser Überlieferung und Philosophie. Hierunter rechnet Acosta die Chinesen und Japaner. Diese mußte man nur noch vom einzig wahren Glauben überzeugen. Die zweite Kategorie verfügte über die gleichen zivilisatorischen Errungenschaften, mit Ausnahme einer abstrakten Schrift, wie etwa die Peruaner oder Mexikaner. Auch diese hält Acosta der Bekehrung für fähig, nur wird sie durch das Fehlen von Büchern und Schrift erschwert. Die dritte und größte Kategorie lebt ohne Herrscher, Gesetz und jegliche gesellschaftliche Ordnung wie Tiere in Höhlen oder primitiven Hütten und zeichnet sich durch besondere Grausamkeit, bishin zur Neigung zum Kannibalismus, aus. Hierzu zählen u.a. die Brasilianer, Cariben oder die Bewohner der Molukken und Salomonen. Über diese urteilt Acosta: »Von dieser Art von Barbaren handelt Aristoteles, wenn er sagt, sie müssen gefangen werden wie wilde Tiere und mit Gewalt gezähmt« – spricht: versklavt.

Mit der Wende zum 17. Jahrhundert hatten die »Neuen Welten« ihre Bedrohlichkeit größtenteils verloren. Die Welt war weitgehend erkundet und zwischen den europäischen Großmächten aufgeteilt, die Vorherrschaft Europas auch in moralisch-theoretischer Hinsicht untermauert. Gleichzeitig wuchs die Detailkenntnis

über fremde Kulturen zunehmend. Nachdem das Fremde als solches gegenüber dem Eigenen abgegrenzt war, konnte es nun katalogisiert und kategorisiert werden. Ein Beispiel hierfür sind die umfangreichen Sammlungen von Amerika- bzw. Afrika- und Asien-Reiseberichten des Frankfurter Verlegers Theodor de Bry und seiner Nachfolger, die sogenannten »Navigationes in Indiam Occidentalem« (1590 – 1634) bzw. »Navigationes in Indiam Orientalem« (1598 – 1628). Gleichzeitig in Deutsch und Latein gedruckt, in aufwendiger Ausstattung und mit Kupferstichillustrationen bester Qualität versehen, immer wieder fortgesetzt, neu aufgelegt und als Zusammenfassungen überarbeitet, bilden sie einen der größten buchhändlerischen Erfolge bis selbst in die publizistische Krisenzeit des Dreißigjährigen Krieges. Anhand von Berichten des gesamten vorhergehenden Jahrhunderts wird dem Europäer eine Dokumentation der Begegnung mit dem Fremden geboten, die bereits weitgehend historische Realität ist. Wo nun politische und militärische Auseinandersetzungen europäischer Seemächte die Kolonisierung prägen, spielt der unterworfenen, wenn nicht ausgerotteten Ureinwohner keine aktive Rolle mehr in der Darstellung seines Landes und gerät vollends zum exotischen Kuriosum, zum literarischen Typus, der zur Unterhaltung, moralischen Erbauung und Selbstreflektion des europäischen Daheimgebliebenen instrumentalisiert wird.

☆

Besonders ab Mitte des 17. Jahrhunderts wird Exotismus in erbaulich-moralischer Literatur unter der Prämisse des »prodesse und delectare« funktionalisiert und in einen disziplinierenden und belehrenden Kontext gestellt. Unter dem Gesichtspunkt, daß Wissen über das Andere der Selbsterkenntnis dient, erscheinen Informationen aus der bisher genannten geographisch-historischen Literatur zu außereuropäischen Ländern, Landschaften, Flora, Fauna und Völkern in populären literarischen Gattungen, denn »nichts Barbarisches aber wissen/ ist kein geringes Stück/ von der Barbarey.«

Im Unterschied zum ausgehenden 15. Jahrhundert ist es mittlerweile klar, daß »in Summa/ menschliches Thun [...] dies- und jenseit des Meeres/ dies- und jenseit des Flusses/ in- und ausserhalb den Ringmauern/ inn- und ausserhalb des Hauses« ist.¹⁰ Diese Erkenntnis bildet auch die Voraussetzung für eine Argumentation, die in der Auseinandersetzung mit dem Exotischen und Fremden einen über geographische Wissenserweiterung und Gotteserkenntnis hinausgehenden Nutzen für den Europäer sehen will.

Anhand des »Thesaurus exoticorum oder eine mit Außländischer Raritäten und Geschichten Wohlversehene Schatzkammer«, der 1688 in Hamburg erscheint, lassen sich einige Muster für das Funktionalisieren des Exotischen in der unterhaltenden und belehrenden Literatur aufzei-

gen. Das Werk stammt von einem der auf diesem Gebiet produktivsten Schriftsteller der Zeit, Eberhard Werner Happel, Verfasser von Romanen, wöchentlich erscheinenden Zeitschriften und umfangreichen Kompilationen. Im »Thesaurus« werden asiatische, afrikanische und amerikanische »Nationes« nach ihren Königreichen, »Policeyen« (Gesetzen), Kleidungen, Sitten und Gottesdiensten beschrieben, eine typologische Abbildung des jeweils erläuterten Volkes ist jedem Kapitel vorangestellt. Außerdem enthält die »Schatzkammer« auch eine ausführliche Beschreibung der Türkei, wie auch Ausführungen über das Leben Mohameds, und die erste deutsche Übersetzung des Koran, es folgt dann noch eine Beschreibung Ungarns.

In der Vorrede wird die Position des europäischen Lesers als die des bevorzugten Weltbewohners wieder einmal festgelegt:

»In den Barbarischen Ländern gehen zwar viel Sitten und Gebräuche im schwange/ daraus der Leser oder Beschauer wenig Nutzen ziehen kann/ wann es nicht etwa dieser ist/ daß er daher Anlaß nehmen möchte/ dem Allerhöchsten mit dem weisen Plato zu danken: Daß er ihn nicht unter einem wilden sondern sittlichen und politen Volck hat zur Welt kommen lassen/ und noch viel mehr ihm die seligmachende Erkenntnis mitgeteilt.«¹¹

Den »Ungläubigen« werden zwar vereinzelt auch lobenswerte Eigenschaften zugeschrieben, letztendlich geht es aber immer nur um die eigene Positionierung in der Welt. So dient die Übersetzung des Koran dem Aufzeigen des – nach dem Verständnis des europäischen Autors – Irrglaubens, dem ein nicht unerheblicher Anteil der Weltbevölkerung im 17. Jahrhundert folgt. Den Maßstab für die Definition des Irrglaubens bildet natürlich der eigene Glaube.

Wie die geistige Vereinnahmung der fremden Kontinente durch den Europäer vor sich geht, kann teilweise anhand der Illustrationen in dem »Thesaurus« nachvollzogen werden.

Der europäischen Tradition von Königsdarstellungen folgend, werden berühmte mexikanische und peruanische Herrscher wie »Montezuma« und »Athabalipa« in Vignetten abgebildet, lediglich der Feder schmuck unterscheidet hier den Amerikaner vom Europäer. Die Vereinnahmung äußert sich durch Handhabbarkeit ursprünglich fremder Phänomene. So ist in dem der Abbildung folgenden Text zu lesen, daß der mexikanische »König« durch die »Chur-Fürstliche Versammlung« gewählt wurde und der oberste Priester mit »Päpstlicher Würde« ausgestattet war.¹² Gerade bei Völkern wie den Peruanern oder Mexikanern wird aufgrund des erwiesenermaßen bestehenden hierarchischen Aufbaus des Gemeinwesens, der durch prunkvolle Tempelbauten belegten Religiosität und eines funktionierenden Mitteilungssystems Alterität abgebaut. Diese Völker haben nach dem bereits erwähnten zivilisatorischen Entwicklungsmodell Acostas eine

hohe Stufe erreicht, die eine Übertragung auf europäische Muster zulässt. Erleichtert wird diese Handhabbarkeit durch die Tatsache, daß die Träger der Hochkulturen Mexikos und Perus im 17. Jahrhundert bereits ausgestorben waren, so sind auch die Kapitel über diese Völker grammatikalisch im Perfekt gehalten. Daß der Europäer für die Ausrottung dieser Völker verantwortlich ist, wird ausgesprochen, aber es wird betont, daß der Eroberung Mexikos und Perus immer ein Fehlverhalten des jeweiligen Königs vorausging. Indem sich die Herrscher außerhalb der eigenen gesellschaftlichen und religiösen Normen und der göttlichen Vorsehung stellen, ist ihr Sturz vorhersehbar. Hier wird anhand exotischer Beispiele vorgeführt, welche Folgen die Hybris des Herrschers beinhaltet und somit implizit europäischen Fürsten ein Spiegel vorgehalten.

Auf einer anderen zivilisatorischen Stufe, die eine klarere Abgrenzung zu der europäischen erfordert, befinden sich auf dem amerikanischen Kontinent die Brasilianer und Paraguayaner: »wo man sich nur hinwante/ bevor das Christenthum alda einen festen Fuß gesetzt/ ware in alweg nichts/ als eine Viehische Grausamkeit/ und folgbahr ausser der Gestalt nichts menschliches anzutreffen«.¹³

Die Abbildungen dieser Völker unterscheiden sich daher auch von den oben genannten stilisierten Vignetten, hier werden Menschen vorgeführt, die durch demonstratives Herzeigen ihrer Waffen, gebeugte Körperhaltung, geringe Bekleidung und grimmige Gesichtsmimik Aggressivität, Hinterhältigkeit und Gefährlichkeit signalisieren. Die unbewirtschaftete Landschaft, in die diese Völker gestellt werden, unterstreicht durch ihre Kargheit die Attribute, die im darauffolgenden Text den Menschen zugeschrieben werden: Grausamkeit, Bestialität, Nacktheit, Kannibalismus, kein Glaube, kein König, kein Gesetz, sexuelle Zügellosigkeit, kein fester Wohnsitz, zügelloses Schlemmen, seltsamer Umgang mit

dem eigenen Körper (sie reißen sich etwa bis auf das Haupthaar alle Haare aus). Abschließend wird dem Leser mitgeteilt, daß diese Wilden den Europäern nach wie vor die Niederlassung in diesen Gegenden erschweren, im Gegensatz zu den Mexikanern kann daher auch nicht von Handhabbarkeit die Rede sein.

Das, woran es diesen Völkern mangelt, ist im europäischen Sinn Affektkontrolle. Mäßigung der Affekte ist im Europa des 17. Jahrhunderts in jedem Bereich oberste Priorität, und so konnte jeder europäische Leser sich seinen Reim auf die folgende Schilderung der paraguayenischen Festmahlsitten machen:

»Es beschloß sich aber gemeiniglich dieses Ehren=Mahl sehr grausam. Dann die schönste unter den anwesenden Töchtern muste sich nach vollendter Mahl=Zeit freywillig unter das Beil legen/ und ward das blutige/ und annoch warme Haupt denen unmenschlichen Gästen zu einem ihnen beliebigen Schauspiel vorgeetzt. Nach dreytagigem Schlemmen/ begunte das Leidwesen über die verstorbene/ bey welchen das Heulen und Weinen so übermäßig war/ als vorher das Prassen gewesen, jedoch kehrte man bald wiederum zu vorigem Luder/ welches endlich in ein allgemeines gefecht ausbrach/ also/ daß manche mit blutigen Köpfen das Gelag bezahlen musten.«¹⁴

Austro-Hot-

Ein Volk, dessen Darstellung einem ähnlichen Muster folgt, sind die Hottentotten in Afrika. Das Bild des Hottentotten, der keine Ordnung kennt, weil er weder in Städten noch in Dörfern wohnt, keinerlei Glauben und auch keine dem Europäer angemessene Esskultur besitzt (sie wissen ihre Speisen nicht zu kochen, essen daher Fleisch roh und auch die Gedärme), ist unverändert in unsere heutige Sprache (»wir sind ja nicht bei den Hottentotten«) eingegangen.

Im Zusammenhang mit der Beschreibung der asiatischen Völker muß bei den Chinesen die Differenzierung zur europäischen Position etwas expliziter erfolgen als bei den vorher halbnackt abgebildeten Völkern. Die Illustrationen zu dem Chinesen und der Chinesin bauen durch stilisierte Darstellung ohne Landschaft im Hintergrund Alterität ab. Der Text führt das weiter, indem er z. B. die chinesische innerstaatliche Struktur als vorbildlich schildert und auf die Schrift und das Vorhandensein des Buchdrucks eingeht. Die Abgrenzung geschieht hier auf religiöser Ebene. In die Schilderung, daß Chinesen ihre langen Haare für so wichtig halten, daß sie sich teilweise lieber umbringen lassen als sich die Haare schneiden, fügt Happel den entscheidenden Kommentar ein: »Ich will von ihren thörichten Aberglauben itzo nichts sagen/ krafft dessen sie ihnen einbilden/ bey ihren langen Haaren dermahleins im Himmel gezogen zu werden. Im Ubrigen sind die Sinesen sehr klug/ und die verschlagensten Kauffleuthe/ dabey aber

durchgehends Götzen=Diener.«¹⁵ Es ist auch diese »falsche« Religion, die der Chinesin lediglich den Platz der schönsten Frau unter den »Heydnischen Weibern auff Erden« einräumt.

Werke wie der »Thesaurus« dienen als Reservoir für eine weitere literarische Verarbeitung des Exoten in sämtlichen Literaturgattungen. Im ausgehenden 17. Jahrhundert wird hier ein zwar differenziertes, aber dennoch stereotypes Bild des Exoten vorgeführt, die damit in den Köpfen der europäischen Leser entstehenden Vorstellungen des Anderen werden nicht weiter befragt, sondern fixiert. Dieser Entwicklung geht das Einbauen der über Reiseberichte, Kosmographien und Regionaldarstellungen transportierten geo- und ethnographischen Informationen in eine spezielle literarische Gattung, die dem Leser gebildetes Konversieren über die Welt vorführen will und ihn darin schulen möchte, voraus.

In ihrem bildungsprogrammatischen Anspruch bedient sich diese Literaturgattung des Exotismus, weil »Geschichten Welche ob sie zwar/ in der gantzen Welt/ einerley Art sind/ [...] dennoch einen annehmlichern Einfluß zu unsern Ohren gewinnen/ wenn sie aus weit= entländler Gegend geholt/ und unserer Betrachtung zum Spiegel gereicht werden«.¹⁶ Die Auseinandersetzung mit dem Fremden soll dem besseren Umgang mit der eigenen Realität dienen: »Indem wir hören/ oder lesen/ was den fremden mangelt/ werden wir gemundet/ die Zeit unserer Heimsuchung desto fleissiger zuerkennen/ und unser Bestes destoweniger auß der Betrachtung zulassen.«¹⁷

Die vorangegangenen Zitate stammen aus Vorreden zu Werken des Nürnberger Schriftstellers Erasmus Francisci. Franciscis zahlreiche Kompilationen sind das herausragende Beispiel für die auf die Gesprächsform und exotische Motive rekurrierende Literarische Kuriositätensammlung. Dieser Literaturgattung liegt methodologisch das Sammlerinteresse, das im 17. Jahrhundert in den Kunst- und Wunderkammern kulminiert und den Wunsch nach Repräsentation und Erkenntnis des Kosmos im Kleinen widerspiegelt, zugrunde.

Exemplarisch für das Verwerten exotischer Thematiken in dieser Gattung kann Franciscis »Lustige Schau= Bühne Vielerhand Curiositeten« herangezogen werden. Die »Schau= Bühne« ist 1663 in Nürnberg das erste Mal erschienen, wurde aufgrund der großen Verbreitung und der Nachfrage wiederholt aufgelegt und weist sowohl strukturelle als auch inhaltliche Grundmuster auf, die in den späteren, viel umfangreicheren Werken Franciscis immer wieder zu finden sind.

In der »Schau= Bühne« werden sechs Gespräche, die sechs Freunde im Laufe eines Sommers führen, wiedergegeben. Anhand der Gesprächsführung und der Assoziationen der miteinander konversierenden Personen läßt sich die Funktion,

¹³ Ebd. S. 114.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd. S. 18.

¹⁶ Erasmus Francisci: Neu=polirter Geschicht= Kunst= und Sitten=Spiegel ausländischer Völker, Nürnberg 1670. Fol. 2^r.

¹⁷ Erasmus Francisci: ACERRÆ EXOTICORUM: Oder deß Historischen Rauchfasses Andrer Theil, Frankfurt 1673. Fol. +5^r. Mit »Heimsuchung« ist hier konkret der »Holländische Krieg« (1672–1678) gemeint.

¹⁸ Erasmus Francisci: Lustige Schau= Bühne Vielerhand Curiositeten, Nürnberg 1663. S. 1043.

¹⁹ Ebd. S. 582.

²⁰ Ebd. S. 1007.

²¹ Ebd. S. 1008.

²² Vgl. Christian Franz Paullini: Zeit= kürztende Erbauliche Lust/ oder Allerhand ausserlesene/ rar= und curiose/ so nütz= als ergetzliche/ Geist= und Weltliche/ Merckwürdigkeiten, Frankfurt 1693. S. 532 f.

²³ Vgl. Eberhard Werner Happel: Grössester Denkwürdigkeiten der Welt Oder so genannte RELATIONES CURIOSÆ, Hamburg 1685. S. 212.

die dem Exotismus zukommt, untersuchen.

Wenn im Laufe eines Gesprächs über Bäume und Blumen auch exotische Pflanzen besprochen werden, so unterstreicht das die Belesenheit und Bildung der Gesprächspartner und erfüllt den Anspruch, in einem durch die Konversation ausgewählten Bereich möglichst viele Aspekte abzudecken, um der Vielfalt der Welt gerecht zu werden. Der Titel des Werks ist daher nicht zufällig gewählt, geht es doch um die Weltbühne. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu sehen, wie Exotismus eingesetzt wird, um dem Leser vorzuführen, wie er sich im eigenen Lebensbereich richtig zu verhalten hat.

So ist es kein Zufall, daß, als ein Gespräch der versammelten Freunde durch das eigenartige, einem Tanz ähnliche Torkeln einer betrunkenen Gärtnersfrau unterbrochen wird, die Rede auf Lieder und Tänze der »Menschenfresser« kommt: »die Art zu tanzen sey vielen/ sonderlich barbarischen Nationen/ gemein«. ¹⁸ Die Freunde überlegen, wohin sie den Tanz der Betrunkenen – d.h. der ihrer Kontrolle Beraubten – einordnen sollen und greifen bei ihrem Vergleich mit den Tänzen der »Menschenfresser« auf den Reisebericht des Franzosen Jean de Léry zurück, der natürlich nicht in Verbindung mit übermäßigem Alkoholkonsum die Tänze der Brasilianer beschreibt. Als die Gesprächspartner ihre Ausführungen über die Tänze abschließen, blendet der Erzähler wiederum die betrunkene Gärtnersfrau, von der an anderer Stelle bereits gesagt wurde, daß sie sich des Alkohols nicht enthalten könne, ein. Die Gleichsetzung des Tanzes einer Betrunkenen mit dem der »Menschenfresser« entspricht den bereits ausgeführten Attributen, wie melancholisch, unmäßig, grausam und unberechenbar. Den Kannibalen wird die Kontrolle über ihre Gefühlswelt (Affekte) abgesprochen. Das Interesse an Exotischem wird somit dazu benützt, dem Leser in unterhaltsamer Art die schädliche Wirkung unmäßigen Alkoholkonsums vorzuführen.

Ähnlich die Funktion der Erzählung über eine unglückliche Ehestiftung in Japan. Anlaß ist diesmal das Erscheinen der Tochter eines Gesprächspartners. In diesem Zusammenhang wird über die richtige Erziehung der Kinder nachgedacht und ein Vorfall aus dem entlegensten Teil Asiens wiedergegeben: In Japan bricht aufgrund der Weigerung einer Prinzessin, den ihr zugeordneten Bräutigam zu ehelichen (sie liebt einen Ärmeren und weniger Mächtigen), ein Krieg aus, der die Ausrottung der Königsfamilie, den Tod vieler Menschen und die Verwüstung des Landes zur Folge hat. Fernão Mendes Pinto hatte in seinem Reisebericht über diese Ereignisse als Erklärung für die Änderung seiner Reiseroute berichtet, da er und seine Reisebegleiter unter derartigen Umständen ihre Waren nicht verkaufen konnten. Von kaufmännischen Interessen ist in der »Schau= Bühne« nicht mehr die Rede, die Erzäh-

lung dient vielmehr dazu, dem europäischen Leser vor Augen zu führen, wohin der Ungehorsam der Kinder gegenüber Eltern führen kann bzw. was Eltern, die ihre elterlichen Befehle »blosser Ehrsucht/ oder Trieb des leidigen Geitzes« ¹⁹ unterordnen, anrichten können. Ein Beispiel aus dem exotischen Bereich ermöglicht eine radikale Ausführung.

Ein Versuch, die negative Alterität eines »Menschenfressers« umzukehren, wird in einer anderen Versammlung unternommen. In einem Gespräch zwischen einem Europäer und einem »Menschenfresser« zu dem Brasilienholzhandel wird die Anhäufung von Familienkapital problematisiert. Der Brasilianer kann für die Gewinnsucht des Europäers kein Verständnis aufbringen:

»Hieraus kan ich leichtlich abnehmen/ daß ihr Frantzosen sehr große Thoren seyn müßt. Denn was ist es nötig, daß ihr so große Mühe auf euch nehmet, über das Meer schiffet, soviel Gefahr und Unge- mach erleidet, damit ihr euren Kindern und nächsten Erben Güter erwerbet? Ist die Erde, welche uns bißher hat ernährt, auch nicht gnug, auch sie zu ernähren?« ²⁰

Dieser Gesprächswiedergabe, die wiederum dem Reisebericht Lérys entspricht, geht in der »Schau= Bühne« eine Diskussion über die Bekehrung der Indianer voraus, die aufgrund des Benehmens der Europäer in Amerika, das im Widerspruch zu den gleichzeitig verbreiteten Lehren Gottes stand, irritiert sein mußten. »Aber unsre eigene Unart/ Geitz/ Uneinigkeit und Spaltungen stehen vielmehr zu be- seufzen«, die Worte des »Menschenfressers« sollten einem »tugendhaften Heyden, will geschweigen einem Christen ein Färbchen [Schamröte] abjagen«. ²¹

-ten-Totteile

Der Blick bleibt auf Europa konzentriert, letztendlich gilt es nicht, das Bild der »Wilden« zu relativieren, sondern das Verhalten des Europäers (vor allem in Europa selbst) zu reflektieren und zu korrigieren.

Wirklich tugendhaftes Verhalten wird den außereuropäischen Völkern abgesprochen, denn »die wahre und einige Form aller Tugenden ist der Glaube«. Die Heiden können daher nicht tugendhaft handeln, auch wenn sie das Richtige tun, »doch sündigen sie darin, weil sie ohne Glauben sind, auch nicht auf den Zweck ihr Tun richten, wohin sie billich sollten.« So der Arzt und Schriftsteller Christian Franz Paullini Ende des 17. Jahrhunderts. ²²

Im Gefolge Franciscis geben verschiedene Schriftsteller wöchentlich erscheinende Gespräche und sogenannte Relationes Curiosae heraus, die Exotisches thematisieren. Es handelt sich um Vorgänger unserer Zeitschriften. Diese werden dann in jährlichen Abständen in gebundener Form nochmals verlegt und erfahren, wie sich an den wiederholten Auflagen und der Rezeption im deutschsprachigen Raum nachvollziehen läßt, große Verbreitung. Exotisches

dient auch als Argumentationsbasis in den vornehmlich von Predigern verfaßten Exempelsammlungen. Der Rezipientenkreis für Exotisches wird dadurch immer größer. Da die voluminösen und reich ausgestatteten Kompendien nur einem bestimmten Lesepublikum zugänglich sind, entsteht der Bedarf an Knapperem und Er-schwinglicherem. Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts erscheinen daher Zusammenfassungen der Werke Franciscis und Happels, der moralisierende und disziplinierende Aspekt geht in diesen Ausgaben verloren, Exotisches bleibt als reines Kuriosum bestehen. An der Art und Weise, wie exotische Thematiken in die wohl populärste Literaturgattung der Zeit, nämlich den Schreibkalender, eingehen, lassen sich die Konsequenzen dieser Entwicklung ablesen. Ausführungen über fremde Völker und ihre Lebensgewohnheiten dienen hier als unterhaltsame Abwechslung zu Wettervorhersagen für das kommende Jahr, die dann natürlich nur den Lebensraum des Lesers berücksichtigen. Das ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts verstärkte Aufkommen von Schreibkalendern mit Titeln wie »Alter und Neuer Cosmographischer Kalender/ Das ist: Asiatisch= Africanisch= Americanisch= Europäischer Königreich/ Länder/ Städte/ Schösser/ Vestungen/ Sitten/ Trachten und Geschichten Beschreibungen« dokumentiert die Anziehungskraft des Exotismus für den deutschen Buchmarkt. Besonders aufschlußreich sind die werbeträchtigen Titelpuffer dieser Schreibkalender: Es ist Europa, der in allegorischer Gestalt, vollkommen bekleidet und mit Krone, sämtliche Attribute der »zivilisierten« Welt attestiert werden. Für die restlichen Kontinente bleibt ein untergeordneter Platz mit dementsprechender Landschaft und wilden Tieren übrig.

Letztlich spiegelt sich in diesem Umgang mit allem Außereuropäischen die Unfähigkeit des Europäers, seinen europazentrierten Weltblick abzulegen, wider. Sei es aus diskriminierender Absicht oder auch nicht, der Europäer und sein Verhalten bleiben der Maßstab, an dem alles bemessen wird. In diesem Zusammenhang ist es entlarvend, wenn die Meinung der Virginier, ihr Land sei in der Mitte der Welt gelegen, als »Narrenwerck« bezeichnet wird. ²³

Der Platz Afrikas, Amerikas und Asiens gegenüber Europa wird im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts literarisch und ästhetisch fixiert; Leitgedanken dafür bildete der religiös begründete Vorwurf ethisch-moralischer Inferiorität des Rests der Welt im Vergleich zu Europa. So überwinden diese Argumentation angesichts der Popularität zivilisationskritischer Entwürfe scheinen mag, bleibt die Frage, inwieweit sie während der folgenden Jahrhunderte lediglich eine zunehmende Säkularisierung, bis hin zum technologisch-ökonomischen Dominanzgedanken, erfuhr – oder sind wir in Österreich mittlerweile »bei den Hottentotten«?

Wie geht es weiter mit Europa in Europa?

Über die EU nach der Erweiterung

Da waren es endlich fünfzehn, nämlich Mitgliedsländer in der Europäischen Union (EU). Nicht sechzehn, wie es vorher in Brüssel nach endlosen und strapazierenden Verhandlungen der Ministerräte über Fischereiquoten, Beitragszahlungen in die Gemeinschaftskasse oder über leidige Agrarfragen verabredet worden war. Finnland, Österreich und Schweden traten im Rahmen dieser ›Norderweiterung‹ zum 1. Januar 1995 dem westeuropäischen Wirtschaftsverbund bei. Sie taten das aus sehr unterschiedlichen Gründen und mit nicht immer überzeugender Zustimmungssquote durch die Bevölkerung. Die norwegischen Bürger jedoch machten, zum zweiten Mal, der Regierung in Oslo mit über 52 Prozent Neinstimmen einen Strich durch ihre europäische Rechnung. Man wollte lieber unter sich bleiben und seine Angelegenheiten nicht zentral aus dem fernen Belgien verwalten lassen. Noch dazu durch eine offenbar kaum zu kontrollierende, da demokratisch nicht oder allenfalls höchst indirekt legitimierte Eurokratie.

EG-Kommissionspräsident Jacques Delors zeigte sich enttäuscht¹, was nach besagten Abstimmungsmühen nicht verwundert. Immerhin ist die Union mit dem Beitritt von Helsinki, Stockholm und Wien um 872 tausend Quadratkilometer gewachsen und reicht nun bis an die russische Grenze. Sie umfaßt 21 Millionen Einwohnern mehr, vor allem liegt ihr Bruttoinlandprodukt um 10 Prozent über dem der USA.² Der Staatenverbund ist durch die neue Wachstumsrunde, die ihr Gravitationszentrum zugleich in die Mitte des Kontinentes verlagert hat, nicht nur größer, sondern zudem reicher und damit finanziell leistungsfähiger geworden. Und das ist bitter nötig. Denn mit dem in naher Zukunft möglichen Beitritt von Zypern und Malta

steht Brüssel nicht nur eine neuerliche Ausweitung nach Süden ins Haus. Durch die Assoziierung von Ländern aus dem ehemaligen Sowjetblock wie Polen, Tschechien, Ungarn und der Slowakei muß die Gemeinschaft sich zudem erstmals auf eine ›Osterweiterung‹ einstellen. Diese liegt aus sicherheitspolitischen Gründen im deutschen Interesse.³ Der geplante Schritt jedoch dürfte der EU einen unkalkulierbaren Mehrbedarf an Geldmitteln abverlangen, um integrationspolitisch erfolgreich zu sein. Im Hintergrund warten überdies andere Länder auf eine irgendwann einmal gefällige Öffnung der Brüsseler Tore zum Wohlstand. Man denke einzig an das Baltikum, Rumänien und Bulgarien. Nicht zu vergessen die Nachfolgestaaten des früheren Jugoslawien wie Kroatien oder Slowenien, um nur diese balkanischen Länder in der Warteschleife anzuführen.

Lasten

Auch deswegen hatte die Gemeinschaftskasse dem norwegischen Beitrag freudig entgegengesehen. Denn Nettozahler sind rar in Brüssel. Nur fünf von zwölf Staaten haben 1993 mehr gegeben als genommen. Wobei Griechenland die Hand am weitesten aufhält. Aber selbst das reichste Land in der EU, Luxemburg, weiß das Seine einzustreichen. Hingegen zahlt das unter den Kosten der Wiedervereinigung stöhnende Deutschland den Löwenanteil. Bonn überweist mehr als doppelt soviel nach Brüssel als die anderen vier Nettozahler England, Frankreich, Holland und Italien zusammen aufbringen müssen. So fließt aus unseren Taschen exakt jener Betrag, der durch den Solidaritätszuschlag hereinkommen soll, jährlich nach Brüssel ab. Noch dazu wächst dieser Kostenfaktor

rasch. Solche Überbeanspruchung bereitet selbst den ansonsten eher euroenthusiastisch gestimmten Mitgliedern unserer politischen Klasse zunehmend Sorgen. So hat der Koordinator für die deutsch-französische Zusammenarbeit die Notwendigkeit der Ausgabenbegrenzung unterstrichen.⁴ Der Bundesrat⁵ forderte am 20. Januar 95 die amtierende Koalition mit Nachdruck auf, dem Groschengrab in Brüssel den Geldhahn wenigstens etwas zuzudrehen.

Doch das ist leichter gesagt als getan. Wahrscheinlich wird es der Bundesregierung in diesem Bemühen ebenso ergehen wie in ihrem allerdings eher halbherzigen Versuch, das Sprachenregime der EU zu modifizieren. Etwa indem das Deutsche als das nicht nur in der Gemeinschaft, sondern überhaupt westlich von Rußland auf dem Alten Erdteil verbreitetste Idiom zu einer der Brüsseler ›Arbeitssprachen‹ neben englisch und französisch aufgewertet würde. Dieser »an sich selbstverständliche Wunsch«, hat Wernhard Möschel⁶ dargelegt, scheitert nicht nur an Vorbehalten unserer vielen »guten Freunde« (Kohl) in Paris, London und anderswo. Bonn tritt in dieser Frage aus lauter Furcht, darob vor allem zuhause der Großmannssucht bezichtigt zu werden, eher mutlos auf. Und so wird auch der Sparwunsch wohl nicht deutlich genug vorgetragen. Allein schon der im Fall von Kürzungen voraussehbare Schmerzensschrei derjenigen, mithin aller anderen Partner, die daraufhin mehr zahlen müßten oder aber weniger zugebuttert bekämen, wird vermutlich genügen, um bei uns die Verantwortlichen zurückzucken zu lassen. Nationale Interessen zu verfolgen wird, jedenfalls mit Blick über den Rhein, von unseren Mitspielern in Brüssel allemal als uneuropäisch eingestuft. Hat man sich in langen Jahrzehnten daran gewöhnt, daß wir spüren, wenn nur laut genug vom Eigensinn der Germanen und damit von ihrer Vergangenheit die Rede ist. Das selbstverständliche Auftreten Bonns unter Gleichen wird offenbar noch immer nicht als etwas Gegebenes verbucht, sondern als Störung und damit wiederum als *problème allemande*, wie gehabt...

»Die Waagschalen der Europapolitik sind so fein austariert, daß schon das geringste Antippen der Institutionen, die Europa zusammenhalten, genügt, um die Balance in den Augen argwöhnischer Regierungen gestört erscheinen zu lassen«. So hat Sir Leon Brittan⁷, seit 1989 Mitglied in der EG-Kommission, in seinen »Strategien für den Aufbruch ins nächste Jahrtausend« die Schwierigkeiten der EU beschrieben, mit Krisen aller Art fertig zu werden. Das Gemeinschaftshandeln an die tiefgehenden politischen und wirtschaftlichen Umweltveränderungen anzupassen, die sich seit dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums rings um die EU herum abspielen, ist keineswegs gelungen. Und was für den institutionellen Rahmen gilt, hat für die Finanzen noch mehr Gewicht, löste inzwischen das Portemonnaie doch die Seele als edelstes Körperteil des Menschen ab.

¹ Bedauern in Brüssel, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30.11.1994, S. 3. Vgl. Fortschritt aus der Krise, Spiegel-Gespräch mit Jacques Delors, Nr.48 (1994), 147 ff

² Zu den Daten vgl. focus Nr.5 (1995), 189

³ Vgl. Leitlinie der Europapolitik der neuen Bundesregierung, Europäische Zeitung Nr. 12 (1994), 4

⁴ Gerhard Stoltenberg, Bonn kann nicht mehr soviel zahlen, Welt am Sonntag vom 30. 12. 1994, 37

⁵ Vgl. Das Parlament vom 27.1.95, 12

⁶ Europapolitik zwischen deutscher Romantik und gallischer Klarheit, Aus Politik und Zeitgeschichte Nr. 3/4 (1995), S. 10 ff, hier 16

⁷ Die Europäische Herausforderung, Bergisch

Gladbach 1995, 355

⁸ Die Zukunft des Nationalstaates, Merkur Nr. 546/547 (1994), 751 ff

⁹ Vgl. David Marquard, Reinventing Federalism: Europe and the Left, New Left Review 203 (1994), 17 ff

¹⁰ Verträge zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft, Luxemburg 1987, 25

¹¹ Die philosophischen Schriften, Hrsg. C. J. Gerhardt, 1. Band (Berlin 1875), S. 73

¹² Nationale und zivilisatorische Identität, Gewerkschaftliche Monatshefte (H 2/ 1995) 110 ff

¹³ Jürgen Schwarz (Hrsg.) Der Aufbau Europas. Pläne und Dokumente 1945–1980, Bonn 1980, 499 ff

Rückblick

Die EU ist als Wirtschaftsgemeinschaft gegründet worden.

Zwar mit der politischen Absicht, durch die Verflechtung wichtiger Branchen das bisherige Gegeneinander auf dem Erdteil zugunsten des Miteinanders zu mindern. Diese Strategie hat sich als erfolgreich erwiesen. Gleichwohl, die Gemeinschaft bleibt in erster Linie ein Zuwachsförderungsverein, bis heute, trotz der Hinzufügung weiterer Handlungsfelder, wie sie etwa durch den Vertrag von Maastricht 1992 verabredet wurden. Zentrales Motiv für den Zusammenhalt der EU ist deren *Nützlichkeit*, betrachtet jeweils aus der Perspektive der in Brüssel beteiligten Länder, wie Ralf Dahrendorf⁸ noch einmal herausgestrichen hat.

Die zumindest supranational angehauchten Vorstellungen der EU-Gründungsväter haben am Ende dazu geführt, die Partnerländer gemeinschaftlich zu stärken, sie solchermassen aber keineswegs zu »vergemeinschaften«, bei allem Souveränitätsabfluß nach Brüssel. In seiner brillanten Studie »The European Rescue of the Nation State« (London 1992) hat Alan Milwards daher von einer europäischen Rettung der Nationalstaaten gesprochen. Das war ein ganz anderes Ergebnis, als es die Föderalisten der frühen Nachkriegsjahre erwartet hatten.⁹

Diese Entwicklung entspricht jedoch der Sicht von Charles de Gaulle, der mit Blick auf die kontinentale Staatentradition meinte, aus gekochten Eiern kann man kein Omelette machen.

Wer in den Basisdokumenten der 50er Jahre von der Montanunion bis zum EWG-Vertrag nachblättert, dem fällt die unablässige Verwendung des Adverbs »gemeinsam« in den Texten ins Auge.

Die Beschwörung der Kooperation hängt *einerseits* zusammen mit der Erkenntnis, im Kalten Krieg tatsächlich »einem nunmehr allen gemeinsamen Schicksal« ausgesetzt zu sein, wie es die Präambel des Vertrages zur Gründung einer »Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl« formulierte¹⁰, die im April 1951 jener ökonomisch versierten Erfolgsgeschichte der westeuropäischen Interessenannäherung auf den Weg half. Konkurrierende Gründungsversuche, die über politische, völkerrechtliche beziehungsweise militärische Schnellstraßen nach Europa führen sollten, hatten alle entweder nichts gefruchtet oder sollten später am Unwillen Frankreichs scheitern, auf dem Altar der Zwischenstaatlichkeit mehr zu opfern als die Teilvergemeinschaftung streng umgrenzter Marktsegmente.

Das war nur die eine Seite der Medaille. Robert Schuman hatte mit seinem Ausruf »Grenzen beseitigen, keine Staaten!« die seinerzeit offenbar einzig europastrategische Lösung mit politischen Zukunftschancen gefunden. So kam *zum anderen* gerade in der Gemeinsamkeitsformel eine Abgrenzung gegen allzu föderalistische

Vorstellungen zum Ausdruck, wie sie etwa auf dem berühmten Europa-Kongreß von Den Haag im Frühjahr 1948 den Saal beherrschten. Dieser Überschwang bundesstaatlicher Hoffnungen war eine Antwort auf die antieuropäische Vergangenheit des Kontinentes, die in den 40er Jahren mit Trümmerlandschaften, Fremdherrschaft oder Hunger noch den Alltag prägte. Der Nachkriegsepoche ging es darum, jene »tolle Freiheit« (Kant) des bisherigen Staatenverkehrs durch gemeinsame Interessenabstimmungen zu bändigen, wenigstens auf dem Alten Erdteil.

Das lief vorerst darauf hinaus, durch die Konzertierung gemeinsamer Wirtschaftsaktivitäten die Souveränität aller Euro-Akteure zu begrenzen. Etwas anderes wäre es gewesen, dabei langfristig die Entwicklung der USA kopieren zu wollen. Dort war unter dem Motto *ex pluribus unum* oder »aus vielen werde ein Einziges« die Bundesstaatlichkeit von vornherein angestrebt worden. Solche Vorstellungen sahen sich in den späten 40er Jahren auch in Europa vertreten. Es war die Stunde eines militanten Föderalismus, der das Erzübel der kontinentalen Verfeindung mit einem Streich politisch lösen wollte. Frei nach Gottfried Wilhelm Leibniz¹¹, Jahrgang 1646, der in Kenntnis der europäischen Mißverhältnisse schon seiner Zeit mithilfe der Formel *harmonia est diversitas identitate compensata* die kontinentale Zerrissenheit unter Rückgriff auf eine vorgebliche Euro-Identität mäßigen zu können glaubte. Das kulturell Identitätsmodell spielt daher bis heute in den Debatten über Herkunft und

Zukunft des Erdteils eine nicht unerhebliche Rolle, vor allem unter Intellektuellen.

Helga Grebing¹² hat diesen Ideenüberhang jüngst bestätigt. Durchaus nachdenklich gegenüber allzu schlichten Identitätsvorstellungen, aber eben auch fasziniert von einem transnationalen Europa, bescheinigt sie der Kritik am realexistierenden Brüssel »den Grad einer manifesten Vorurteilsbildung« (S. 110). Auf die Details solcher Vorbehalte geht die Autorin nicht ein. Weil diese zu kompliziert und spezialistisch wirken? Oder weil sie angeblich »antieuropäisch« sind und damit der *political correctness* widersprechen? Durchaus möglich, vor allem geht es der Autorin jedoch um einen Intellektuellendiskurs, der sich offenbar auf einer Ebene abzuspielen hat, auf der anders als in der schnöden Alltagswelt wirklicher Politik der Wunschhorizont ausschlaggebend ist, nicht aber die tatsächlichen Bedürfnisse und Verhaltensweisen der beteiligten Menschen und ihrer Gruppierungen.

Wohingegen die Euro-Identität, als kontinentale Verbundenheit oder gar als zugehöriger Kulturtypus einer Zivilgesellschaft, wann immer es um handfeste Interesse ging, historisch nie von Bedeutung war.

Darum hat die Gemeinschaft sich bisher nur ein einziges Mal, auf einer Tagung ihrer Außenminister im Dezember 1973 in Kopenhagen¹³, *ex officio* mit dem anspruchsvollen Konzept einer transnationalen Kontinentalgestalt beschäftigt und ein entsprechendes Dokument vorgelegt. Über Gemeinplätze ist es allerdings nicht hinausgelangt.



Emoform — Tandpasta bij gevoelige Drachten
Emoform — Zahnpasta für empfindliche Drachten

Pläne

Wenn man man die ausgesprochen spannenden Memoiren von Hendrik Brugmans¹⁴ liest, so läßt sich das praktisch-politische Beharren auf der Formel »gemeinsam« in den frühen Europaverträgen als Folge der damaligen Föderalisierungseuphorie entziffern. Der Belgier Brugmans, ein Hauptredner 1948 auf dem Kongreß in Den Haag und später, zusammen mit Salvador de Madariaga, Gründer und dann erster Rektor des Europa-Kollegs in Brügge, macht noch im Rückblick seinen Lesern die Motive und Hoffnungen, aber auch den seinerzeitigen Einfluß deutlich, den die weitgehenden und eher antinational-staatlich gestimmten Verschmelzungsvorstellungen des zeitgenössischen Föderalismus vertraten.

Jene stattdessen politikwirksame Gemeinsamkeitskategorie, bis hin zur Eingangsformulierung im Vertrag von Maastricht¹⁵, wonach man entschlossen sei, »den Prozeß der Schaffung einer immer engeren Union der Völker Europas weiterzuführen«, zielte und zielt immer noch auf Verflechtung. Das jedoch bedingt gerade

ein Fortwähren *unterschiedlicher* Mitspieler. Als supranationaler Brei war das avisierte »Euroland« nie gedacht. Vielmehr sollte die enge, aber intergouvernementale Zusammenarbeit als Handlungsmodell jeder möglichen Europäischen Union dienen. Schon deswegen, weil kein europäisches Volk als möglicher Träger eines Brüsseler Quasi-Staates existiert. Darauf hat Hans Hugo Klein¹⁶, Richter am Bundesverfassungsgericht, die Öffentlichkeit hingewiesen. Zonen verdichteter Interaktion in der EU werden hierdurch nicht ausgeschlossen. Dabei mag man von Handlungsfeldern reden, in denen eine Art von Trans- oder Supranationalität gepflegt wird, allerdings vorbehaltlich der wie immer regulierten Zustimmungspflichtigkeit der beteiligten Staatenvertreter.

Seit Montag, dem 16. Januar 1995, ist hierzulande das neue Europa-Autokennzeichen, nein nicht obligatorisch, wohl aber erhältlich. Die vielen Schwierigkeiten, mit denen sich die EU zugleich konfrontiert sieht, von Finanzierungsfragen angefangen über die institutionelle Modernisierung bis hin zum vielbeklagten Demokratiedefizit, haben ihren Grund jedoch in einer Überdehnung, weniger der Eurosymbolik, wohl aber von Zuständigkeiten der Brüsseler Zentrale. Die Ausweitung der Kompetenzen ergab und ergibt sich freilich nicht zuletzt aus jenen schwammigen Ermächtigungsermächtigungen, wie sie mit unterschiedlicher Stoßrichtung beispielsweise die Artikel 5, 224 oder vor allem 235 EWG-Vertrag enthalten. Denn obschon es bislang weder europäische Bürger gibt, noch europäische Parteien oder eine europäische Politikerklasse, scheinen all diese Paragraphen einem undefinierbaren EU-Gemeinnutz verpflichtet. Die Akzeptanz durch ihre Mitglieder, welche die Gemeinschaft letztlich tragen müßte, wird indes zu einer knappen Ressource.

Nicht zuletzt deswegen sieht sich eine Streichung der Generalbevollmächtigung im Sinne von Artikel 235 EWG-Vertrag angemahnt. Mehr Autonomie für die Unionsstaaten wird von einer Expertengruppe gefordert¹⁷, die sich mit einer möglichen Tagesordnung der als »Maastricht II« für 1996 von den Regierungen verabredeten Revisionskonferenz beschäftigt. Dieser zentralisierende Passus im Vertragswerk, so der Vorschlag zu Güte, könnte durch den Artikel 3 b in der Fassung des Maastrichter Vertrages ersetzt werden.¹⁸ Dort nämlich kehrt die Staatenvereinigung mit der Einführung des »Subsidiaritätsprinzips« zu ihren »gemeinschaftlichen« Ursprüngen zurück. Tätig werden die EU-Organe einzig »innerhalb der Grenzen« der ihnen »zugewiesenen Befugnisse und gesetzten Ziele«. Ansonsten wird Brüssel nur initiativ, falls »die Ziele der in Betracht gezogenen Maßnahmen auf der Ebene der Mitgliedsstaaten nicht ausreichend erreicht werden können«. Auf Drängen Englands ist in Maastricht desweiteren ein *failsafe* eingefügt worden, wonach selbst besagte *Maßnahmen* keinesfalls »über das für die

Erreichung der Ziele dieses Vertrages erforderliche Maß« hinausgehen dürften.

Dollpunkte

Werner Weidenfeld ist seit Januar 1995 für die neu aufgemachte Zeitschrift *Internationale Politik* zuständig, die bislang unter dem Namen »Europa Archiv« eine sehr verlässliche, seit geraumer Zeit jedoch kontinental begrenzte Sicht der Dinge pflegte. Seine Forschergruppe schlägt mit einer Vereinfachung der Entscheidungsverfahren, einem Zwei-Kammer-System und klareren Kompetenzenverteilungen noch ganz andere als die erwähnten Korrekturen vor, die am Maastricht-Komplex anzubringen wären, um den »Staatenverbund« (BVG/Karlsruhe) in schweren Zeiten heil über die Runden zu bringen. Hauptprobleme wie etwa die Ursachen für jene rapide abnehmende Akzeptanz der EU unter den beteiligten Völkern sehen sich hingegen weitgehend ausgeklammert.

Jede nüchterne Analyse müßte aber auch an politische Tabus rühren. Denn die realexistierende Eurokratie widerspricht nicht nur den demokratischen Gepflogenheiten, wie sie in den Mitgliedsstaaten üblich sind. Zudem gab es zum Beispiel in Deutschland nie eine Abstimmung darüber, ob die Bevölkerung mit dem unablässigen Souveränitätsabfluß nach Europa einverstanden ist¹⁹, um vom drohenden Verlust der Währung gar nicht zu reden. Man wagt offenbar nicht nachzufragen. Seit langem sehen sich hoheitliche Zuständigkeiten Bonns geschmälert, obschon über ihre Verwaltung im Sinne des Grundgesetzes in Wahlen angeblich noch immer entschieden wird. Ein Dilemma, das unsere Parteieliten wenig zu kümmern scheint. Mit dem SPD-Politiker Hans-Ulrich Klose²⁰ gesprochen will man »den Traum von den Vereinigten Staaten von Europa« auf keinen Fall »zu träumen aufhören«. Demnach gelten all jene für »Illusionisten und Hasadeure«, mithin die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger in EU-Europa, die ihre politischen Rechte keineswegs um das Linsengericht einer kaum überwachbaren Eurokratie aufgeben möchten. Darauf läuft die ungehemmte Entwicklung eines Markteuropas ohne Grenzen letzten Endes hinaus.

Bei allen Reformdebatten, nicht nur im Weidenfeld-Kreis, sehen sich noch andere Heikelzonen ausgeklammert. Man denke einzig an die indirekte Befugnisanmaßung zugunsten der Gemeinschaft, wie sie über die richterliche Rechtsschöpfung nach Artikel 164 ff. des EWG-Vertrages üblich geworden ist. Deren Überdehnung entspricht keineswegs der *ratio legislatoris* einer Teilvergemeinschaftung nationaler Interessen, die den Schöpfern des europäischen Annäherungsweges am Herzen gelegen hatte. Auch das ist vielleicht ein Grund für die heutige Euro-Verwirrung.

Mit Blick auf Herkunft und Zukunft der Union werden von Seiten interessierter Funktionsträger zudem nach wie vor weit-

¹⁴ A travers le siècle, Brüssel 1994

¹⁵ Vertrag von Maastricht, Europa Archiv 6 (1992), S. D 177 ff, hier S. 178

¹⁶ Europa – Verschiedenes gemeinsam erlebt, Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 17. 10. 1994, 12 f

¹⁷ Werner Weidenfeld (Hrsg.), Europa '96 – Reformprogramm für die Europäische Wirtschafts- und Währungsunion, Gütersloh 94; Auch ders. (Hrsg.), Reform der Europäischen Union. Materialien zur Revision des Maastrichter Vertrages 1996, Gütersloh 1995

¹⁸ Vgl. Anm.15, D 181

¹⁹ Ohne Zustimmung der Bürger hätten diese Rechtsgüter im Kern eigentlich ohnedies nicht beschnitten werden dürfen, zum Teil noch nicht einmal mit deren Billigung.

²⁰ Zit. Eintracht im Superwahljahr, Europäische Zeitung Nr.2 (1994), 2

²¹ Grundlegende Reform der EU notwendig, Europäische Zeitung Nr.2 (1995), 7

²² Vgl. Jürgen Nowak, Europas Krisenherde, Reinbek 1994

²³ Zentraleuropa im Brennpunkt, Graz 1994

²⁴ Peter Graf Kielmannsegg, Läßt sich die Europäische Gemeinschaft demokratisch verfassten?, Europäische Rundschau (Wien) 1994, 23 ff, hier 23

²⁵ Rede vor der Vertretung der Europäischen Kommission am 12.9.1994 in Bonn, Europa Archiv 22 (1994), D 665 ff, hier D. 667

²⁶ 4. Leutherheider Forum, Europa als Problem der Weltgesellschaft, Protokoll, Krefeld 1993, 40 ff, hier 43

²⁷ Das belegt ein spannender Sammelband über »Maastricht: Königsweg oder Irrweg zur Wirtschafts- und Währungsunion?«, den Rolf Caesar und Hans-Eckart Schwarz im Europa Union Verlag in Bonn herausgegeben haben.

²⁸ Wilhelm Hankel, Maastricht kommt viel zu früh, Welt am Sonntag vom 12.3.1995, 50

²⁹ The End of Europe's common-currency dream?, Newsweek vom 20.3.1995, 16

³⁰ Außenminister Douglas Hurd fordert, die enge Partnerschaft zwischen Bonn und Paris dürfe nicht exklusiv sein, Westfälische Nachrichten vom 17.3.95, 2

³¹ Why we must preserve, The European vom 17./23.2.1995, 9

ausgreifende Verstaatlichungsmodelle vertreten. Man denke einzig an die vollmundigen, gleichwohl durchaus typischen Forderungen nach einer Rechtsfähigkeit der EU, nach der Einführung des Mehrheitsprinzips bei Abstimmungen im Ministerrat, dem Ruf nach einem Steuererhebungsrecht für Brüssel und so weiter und so fort, die etwa von dem konservativen Europarlamentarier Hans-Gert Pöttering²¹ erhoben worden sind. Solchem Wunschdenken stehen spiegelbildliche Zentralisierungängste der Bevölkerung entgegen. Diese Nichtübereinstimmung zwischen öffentlichem Bewußtsein und hochgemuten Plänen der Eurokaste kann der gedeihlichen Weiterentwicklung einer EU mit Augenmaß durchaus gefährlich werden. Trotz aller Eurosymbole, Weltreisen der Brüsseler beziehungsweise Straßburger EU-Repräsentanten oder auch trotz paragrafenfester Beschwörungen einer »Finalität« der Zusammenarbeit: Wenn das bisher so erfolgreiche Experiment der Staatenkooperation nicht länger von der Zustimmung der beteiligten Wähler getragen wird, hat die EU ebensowenig Aussicht auf Dauerhaftigkeit, wie weiland jene wenigstens in der Außenwirkung gleichfalls eindrucksvoll stabile KuK-Monarchie. Gegen den Zusammenhalt des mittelsüdosteuropäischen Unionsgebildes à la Wien blühten die Emotionen, lange ehe die politischen Auguren es bemerkten...

Verdüsterungen

Der Klimasturz in der EU wurde paradoxerweise durch den Vertrag von Maastricht erst richtig augenfällig, der zu Anfang der 90er Jahre die bisherigen Euro-Erungenschaften rechtlich zu fixieren versucht hatte. Mit Blick auf die Außen-, Innen- sowie Wirtschafts- und Währungspolitik sollten freilich zugleich neue Handlungsfelder vergemeinschaftet werden. Derart glaubte man, von Brüssel aus in Zukunft einen Stabilitätskurs für den Kontinent halten zu können. Selbst in Zeitläufen, die seit dem Ende des Kalten Krieges allein schon dadurch komplizierter geworden sind²², daß sich neuerdings die Nationalitätenkonflikte häufen, auch zwischen Atlantik und Ural.

Es kam dann bekanntlich alles ganz anders. Mit dem Golfkrieg, dem Konflikt um das ehemalige Jugoslawien, der Auflösung der Sowjetunion mitsamt ihren heiklen Folgen standen der EU von heute auf morgen lauter unangenehme Herausforderungen ins Haus, denen sich Brüssel militärisch, politisch und finanziell nicht besser gewachsen sah als jedes der einzelnen Mitgliedsländer. Augenfällig waren und sind nicht nur auf dem Balkan die seit jeher Uneinigungen Staaten von Europa! Das ist übrigens ein Befund, der unbedingt für eine, noch dazu möglichst gesamteuropäische Staatenkooperation spricht.

Zugespitzter ausgedrückt, was hätte es aus Anlaß der Umwälzungen nach 1989 wohl für, sagen wir, Spannungen gegeben, wenn dieser westeuropäische Staatenver-

band nicht vorhanden gewesen wäre?

Dessen Perspektiven hat Pierre Béhar²³ aus osteuropäischer Sicht daher geradezu als »kontinentale Geopolitik« beschworen. Auch solche Globalarchitektur Europas *in spe* könnte übrigens noch immer mit Gewinn auf das *ursprüngliche* Gemeinschaftlichkeitsmotto der EU zurückgreifen, das da lautet: Soviel Kooperation wie nötig, soviel Eigenständigkeit wie möglich.

Jener »permissive Konsens« immerhin scheint inzwischen erschöpft, auch hierzulande, »der den Eliten« in Brüssel bislang »weitgehend freie Hand ließ«.²⁴ Viele Euro-Akteure machen allerdings so weiter wie vorher, als der quasi-moralische Imperativ, die Einigung à la Brüssel voranzutreiben, keine politisch Mangelware war. Oder ist das eine Fehlwahrnehmung der Öffentlichkeit? Breitet sich trotz weiterlaufender Forderungsrhetorik auf der Euro-Ebene vielleicht Abnüchterung aus? Etwa wenn Klaus Hänsch²⁵, seit verganginem Jahr neuer Präsident des Straßburger Parlamentes, sich ebenso überraschend wie dezidiert von einem »europäischen Superstaat« verabschiedet und stattdessen lieber von einer »Union der Mitgliedsstaaten« redet. Was eher nach Charles de Gaulle klingt und nicht mehr im Sinne von Jacques Delors zu sein scheint.

Aber die Gründe für das Fallen des Eurobarometers sind ohnedies nicht auszuschöpfen. »Man braucht Mut, um den Frosch zu küssen«, so hat Niklas Luhmann²⁶ mokant festgestellt, »wenn man nicht weiß, ob tatsächlich ein Prinz aus ihm wird«. Das trifft grundsätzlich auf politischen Großexperimente zu, und die friedliche Vernetzung eines Kontinentes ist allemal eines. Immerhin scheint die Mitwelt mehr und mehr an einer wundersamen Verwandlung des EU-Frosches zu zweifeln. Das tut der Attraktivität der Gemeinschaft in der Außenwirkung frei nach *ubi bene, ibi patria* bislang keinen Abbruch. Mittlerweile suchen zwölf weitere Staaten den Zutritt zum Euro-Club. Intern aber häufen sich die Mängelrügen. Seit Maastricht und den sich anschließenden Zitterpartien bei den Volksabstimmungen etwa in Dänemark und Frankreich ist alles anders, vor allem schwieriger geworden in der EU bei der Umsetzung der Gemeinschaftspolitik.

Dabei hatte man sich in Maastricht viel vorgenommen für die nächsten Jahre. Die Einführung eines einheitlichen Europageldes plante womöglich zuviel des Guten. Nicht nur hierzulande wirkt der Kunst-Ecu als Ersatz für die nationalen Zahlungsmittel furchterregend auf die Bevölkerung. Wie kann man zudem eine Einheitswährung verabreden, ohne vorher die Wirtschaftsunion erreicht zu haben? Und eine Art von Quasi-Staatlichkeit, die doch keiner will? Das Bruttoinlandprodukt je Einwohner variiert von Land zu Land in der Gemeinschaft erheblich. Setzt man die durchschnittliche Leistungskraft der EU gleich 100, dann produzieren Griechen-land und Portugal, die ärmsten Mitglieder,

gerade 46, Holland 108, Luxemburg hingegen 168. Von volkswirtschaftlicher Konvergenz kann also keine Rede sein. Entsprechend hört man von der beschlossenen »Wirtschaftsunion« kaum mehr etwas. Jedenfalls nicht auf der Bühne der Politik, hingegen wird unter Ökonomen heftig über Sinn und Unsinn dieser Vorgaben gestritten.²⁷ Bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen läßt sich mit der Formel »Was ökonomisch falsch ist, kann politisch nicht richtig sein!« eine gedankliche Quersumme aus vielen Beiträgen ziehen. Denn daß es sich bei der Galopp-Einführung einer Einheitswährung um »Geldillusionen« handelt²⁸, das haben nicht zuletzt die heftigen Turbulenzen auf den Devisenmärkten gezeigt, die im März 1995 die Reste jener Ende der 70er Jahre als »Europäisches Währungssystem« gegründeten Kursschlangen durcheinandergewirbelt haben.²⁹

Wie weiter?

Einmal wurde ein besonders unanständiger und recht kniffliger Witz erzählt. Der Tscheche verstand ihn sofort, der Italiener gleich, der Holländer nach einer halben Stunde und die Dame aus Hamburg nie. Der Grieche kannte ihn schon. Mit Kurt Tucholsky bleibt jedenfalls der Humor in Europa auch hinfort eine strikt nationale Angelegenheit. Ob demgegenüber wenigstens das Europa kooperierender Nationalstaaten mit Namen EU heil durch die Untiefen von Erweiterungen, Außenbedrohung, Kriminalität, Arbeitslosigkeit, Zuwanderung und anderen Risiken mehr zu steuern sein wird, das muß sich erst herausstellen.

Der Erfolg dieses Unterfangens hängt nicht zum wenigsten davon ab, ob wie bisher Tuchfühlung zwischen Bonn und Paris gehalten werden kann. Dabei dürfen die anderen Mitglieder keinesfalls vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Ansonsten könnte solche Blockbildung³⁰, zusätzlich zu einer in Brüssel ohnehin zu beobachtenden Reintergouvernementalisierung, zu Gegenreaktionen führen. Das war etwa der Fall, als im September 1994 das von dem außenpolitischen Sprecher der CDU Karl Lamers verfaßte sogenannte »Schäuble-Papier« in allen Hauptstädten der EU heiße Diskussionen auslöste. Beispielsweise Bill Cash³¹, konservatives Mitglied des Unterhauses in London, hielt jederlei Vorstellung von einem die Entwicklung forciierenden »Kerneuropa« statt der bisher angestrebten »union of the nation states« für hegemonial. Und weniggleich dem Bonner Verfasser nichts ferner gelegen hat, als Vormachtsträume zu pflegen, läßt sich der unionsweiten Empörung entnehmen, daß alle Vorschläge über die Zukunft Europas, die nicht in Mißverständnisse münden sollen, wirklich europäisch sein müssen: Sie haben mithin auszugehen von den nationalstaatlichen Beständen. Allein teutonische oder gallische Vorstellungen zu pflegen, um die Fassung des Kontinentes zu verbessern, verbietet sich im Interesse der Gemeinschaftlichkeit hingegen von selbst.

»Das Prinzip Auschwitz«

Reflexionen zur Leichenproduktion im 20. Jahrhunderts

Fünfzig Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges nimmt die Beschäftigung mit diesem und seiner Vorgeschichte immer seltsamere Formen an. Angesichts der auf die Erinnerungstage hin terminierten Appelle, nicht zu vergessen, angesichts des damit verbundenen Erinnerungs- und Gedenkstättenfurors kann man sich des Verdachts nur schwer erwehren, daß dies genau jene Strategien des Vergessens sind, die zu verhindern sie vorgeben: Pflichtübungen in Erinnerung und Bewältigung, die in geballter Wucht die Medienlandschaften durchpflügen, um die Rückkehr zum kulturellen und politischen Alltag umso leichter zu machen. Es wird schwierig werden, nach dem 8. Mai, wenn alles vorbei ist und alle politischen Peinlichkeiten ausgestanden sind, noch etwas zur Sache zu veröffentlichen. Dem termingerechten Gerangel um die optimale Inszenierung des Gedenkens entspricht deren inhaltliche Ausrichtung. Weder scheint es um Auseinandersetzung, um Analyse, um Anstrengungen, um Kontroversen, um Versuche zu begreifen zu gehen, vielmehr dominiert – ganz im Sinne politischer Korrektheitsphantasien – die Suche nach der *richtigen Formulierung* für das, was dem Vergessen entzogen werden soll. Der Streit um die Frage, ob der Sieg der Alliierten über die Truppen des nationalsozialistischen Deutschland als Befreiung oder als Niederlage zu bezeichnen sei, ist dafür ebenso ein In iz wie die mittlerweile zum guten Ton gehörende Sprachregelung, daß der 2. Republik die bequeme Geschichtslüge des ersten Opfers Hitlers Pate gestanden hätte. Was über solchen terminologischen Regelungen verlorengeht, ist vor allem die Einsicht in jene Widersprüche, die sich in der Suche nach dem korrekten Ausdruck widerspiegeln und die der Situation im Jahre 1945 entsprochen haben mochte. Daß die Truppen der Alliierten alle befreit hatten, die als Feinde des NS-Regimes unter diesem gelitten, muß ebenso außer Zweifel stehen wie die Tatsache, daß die Alliierten einen Krieg gegen ein völkerrechtliches Subjekt, das sie vordem durchaus anerkannt und für paktfähig erachtet hatten – erinnert sei nur an die Münchner Verträge und den Hitler-Stalin-Pakt – und das sie, nachdem ihnen der Krieg aufgezwungen worden war, als solches *besiegen* wollten. In dem Maße, in dem große Teile der Deutschen und Österreicher sich mit dem NS-Staat identifizierten, waren sie es, die besiegt werden sollten. Deshalb die militärisch längst sinnlosen Vernichtungen deutscher Städte gegen Kriegsende, deshalb die Vertreibungen von Millionen von Deutschen, deshalb die Abtrennung der deutschen Ostgebiete und die Teilung Deutschlands – Maßnahmen, die nur unter der Prämisse Sieg/Niederlage einen wie auch immer umstrittenen Sinn machen, aber keinen unter der Prämisse Befreiung. Umgekehrt stimmt es auch, daß durch den Sieg der Alliierten, und nur durch diesen, nicht nur ein Staat einen Krieg verloren, sondern auch ein verbrecherisches Regime beseitigt worden ist: so gesehen ist die Rede von der Befreiung vom Nationalsozialismus durchaus richtig. Was nachdenklich stimmen muß, ist die Tatsache, daß wir offensichtlich mit solchen Dichotomien und Doppelcodierungen, die der Prozeß der Ereignisse selbst mit sich brachte, nicht mehr leben wollen, und bei allen Lippenbekenntnissen zu komplexen Strukturen und vernetztem Denken nur die allereinfachsten, zweiwertigen Raster und Bezeichnungen für moralisch vertretbar halten. Ähnlich verhält es sich mit der Lebenslüge der 2. Republik, die sich auf folgende Aporie bringen läßt: Entweder war Österreich erstes Opfer von Hitlers Aggression, dann konnte es auch befreit werden, und die Anhänger Hitlers mußten wie in Frankreich als Kollaborateure betrachtet werden – auf Österreich selbst aber fiel kein Schatten; oder Österreich war, halb gezwungen, halb aus eigenem Willen, zu einem Bestandteil des Großdeutschen Reiches geworden, dann wurde es mit diesem besiegt und hat auch als Staat seinen Teil der Verantwortung an den Untaten dieses Reiches zu tragen. Das Problem, das sich denen stellt, die in der 2. Republik geboren und aufgewachsen sind, besteht daher

wohl darin, daß die Errichtung der 2. Republik ohne die in den Moskauer Verträgen konzertierte Opferrolle nicht möglich gewesen wäre, daß aber dieses Opfer sich selbst auch als Täter hätte begreifen und damit zur Verantwortung über seine Mittäterschaft hätte ziehen müssen. Die terminologische Fixierung auf die »Befreiung« verhindert – paradox genug – genau letzteres und tabuiert noch einmal die Frage nach der Verstrickung von Österreichern im Nationalsozialismus.

Ähnlich hat sich mittlerweile in bezug auf die Vernichtung der europäischen Juden durch die Nazis eine bestimmte Sprachregelung eingebürgert, die eine Auseinandersetzung damit eher erschwert denn befördert: einzigartig, unvergleichlich, unbegreiflich, unfassbar, tabu für alle Versuche der sogenannten Historisierung. Gleichzeitig aber ist Auschwitz längst zur billigen Hintergrundkulisse von Hollywoodmelodramen und zum vordergründigen Anlaßfall für ästhetisch-spekulative und moralisch-politische Funktionalisierungen geworden und es beginnt – indiziert nicht zuletzt durch die Verbreitung des Terminus *Holocaust*, die von einer amerikanischen Fernsehserie ihren Ausgang nahm – eine Sakralisierung des Massenmordes, die den Ermordeten nachträglich noch einen Sinn aufbürdet, ihrem Tod die Weihe des religiösen Brandopfers gibt. Auch Auschwitz reichte nicht aus, wie noch Günther Anders forderte, die Menschen davon zu überzeugen, daß es keinen Gott geben kann. Wohl aber, so scheint es, gab Auschwitz den Gottlosen einen Gott zurück – wenn auch ex negativo. Deshalb wird von Auschwitz gesprochen, als wäre es ein Ereignis außerhalb der Zeit und außerhalb der Geschichte, und auch deshalb, so scheint mir, muß die Leugnung von Auschwitz wie einstens die des einzigen Gottes unter das Strafgesetz fallen.

Auschwitz aber war ein Ereignis in der Geschichte. Es war Menschenwerk, das seine Vorgeschichte, seine Voraussetzungen, seine Bedingungen, seine Verlaufsformen hatte wie alles in der Geschichte. Wenn der kategorische Imperativ, den nach einem Wort von Adorno Hitler uns aufgezwungen hat, nämlich alles Denken und Handeln darauf auszurichten, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, gültig ist, dann muß dies auch bedeuten, alles zu tun, um zu begreifen, wie es dazu kommen konnte. Dies aber erfordert, den Nationalsozialismus und Auschwitz gerade nicht isoliert, sondern im Kontext, im Zusammenhang mit der Zivilisationsgeschichte der Moderne zu betrachten. Nur unter solchen Perspektiven kann das Besondere, das, was einzigartig war an Auschwitz, überhaupt erst herausgearbeitet werden, und nur unter solchen Perspektiven können auch jene Fundamente freigelegt werden, die Auschwitz zugrunde lagen und die weder entfernt noch bewältigt worden sind, weil sie zu den Fundamenten der Moderne selbst gehören. Das Denken in Zusammenhängen, das Freilegen von Kausalitäten, die Versuche zu begreifen, ja selbst das Abstrahieren und Vergleichen bedeuten – und dies muß in einer Zeit klargestellt werden, in der immer öfter nur noch reflexartig auf Worte reagiert wird – weder gleichsetzen, noch relativieren, noch verzeihen, schon gar nicht entschuldigen. Aber man wird sich dem Gedanken aussetzen müssen, daß das 20. Jahrhundert verschiedene Formen von Totalitarismen, von Menschenverachtung und Menschenvernichtung hervorgebracht hat, deren Analyse und Reflexion nicht durch die Nominierung des einen zum absolut Bösen ersetzt werden kann. Die heutige Be- und Gedenkult der Erinnerung hat allerdings selbst jene einstens der kritischen Gesellschaftstheorie entsprungenen Ansätze zu einer kontextuellen Theorie des Nationalsozialismus verdrängt und vergessen, die immer schon Auschwitz mit der Dialektik der Aufklärung, den totalitären Ansprüchen der Moderne und der Maschinisierung des Todes in einem Zusammenhang denken wollten. Daß der Zusammenhang von Faschismus und Moderne heute fast nur noch von sogenannten neurechten Denkern thematisiert wird, sagt noch nichts über deren Qualität, aber alles über den de-

solaten Zustand einer einstens avancierten Gesellschaftstheorie. Die Reflexionen von Günther Anders zu Auschwitz gehörten zu diesen kritischen Anstrengungen, die mir, bei aller Ambivalenz, wichtiger zu sein scheinen als vieles, was heute an opportunen Gesten nachgeschobener Betroffenheit inszeniert wird.

In dem Text *Wir Eichmannsöhne*, seinerzeit deklariert als offener Brief an Klaus Eichmann, geschrieben 1964 unmittelbar nach der Hinrichtung Adolf Eichmanns in Jerusalem, ist Günther Anders auf äußerst eigenwillige Weise den Zusammenhängen zwischen Auschwitz und der Zivilisation der Moderne nachgegangen, ohne deshalb irgendetwas zu relativieren – ganz im Gegenteil. Aber sein Denken konzentrierte sich auf eine These: daß die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit formuliert werden muß als Frage danach, ob es eine Zukunft für die Menschen geben wird. Mit anderen Worten: Anders war einer der wenigen, die schon frühzeitig die Einsicht formuliert hatten, daß die für viele unbegreiflichen Greueltaten des Nationalsozialismus weder eine einmalige Entgleisung der Geschichte, noch ein Verbrechen wie andere auch gewesen wäre, sondern daß sich in diesen Greueln eine ökonomische und technische *Rationalität* durchsetzte, die ihre Wurzeln in jenem modernen Zivilisationsprozeß hat, der sich erst nach der politischen Zerschlagung des Faschismus vollends entfalten konnte. Mit noch anderen Worten: die Ereignisse, um die das Denken des Günther Anders kreiste, waren: Auschwitz und Hiroshima.

Die zentrale Kategorie, von der Anders in diesem *offenen Brief an Klaus Eichmann* ausgeht, ist die des *Monströsen*. Und dieses Monströse besteht, knapp formuliert, für Anders darin, daß es »institutionelle und fabrikmäßige Vertilgung von Millionen von Menschen« gegeben hat, die nur durchgeführt werden konnten, weil der Prozeß der massenhaften Vernichtung von Menschen organisiert worden ist, »die diese Arbeiten annahmen wie jede andere«. Natürlich – und Anders verschweigt es nicht: Es gab unter den Beteiligten Karrieristen und Feiglinge, Sadisten und Machtgierige, Fanatische und Fatalisten – aber all diese Motive erscheinen sekundär gegenüber der Tatsache, daß nur die *rationalle* Verwaltung der Vernichtung und die passive Beteiligung von Millionen in Form eines freiwillig-gezwungenen *Nichtwissens* das Monströse in seinen letzten Konsequenzen Wirklichkeit werden lassen konnte. Präzise heißt es in Anders' philosophischem Hauptwerk, der *Antiquiertheit des Menschen*: »Der Angestellte im Vernichtungslager hat nicht gehandelt, sondern, so gräßlich es klingt, er hat gearbeitet.« In einem Nachtrag zu dem Brief an Klaus Eichmann, geschrieben im April 1988, anlässlich des sogenannten deutschen Historikerstreites, stellte Anders noch einmal klar, daß das Entscheidende, bislang Einzigartige und Erstmalige und damit tatsächlich mit anderen Formen von Menschenvernichtung vorerst Unvergleichbare an Hitler und den Seinen genau diese »fabrikmäßige Liquidierung von Menschenmassen« war, die »systematische Leichenherstellung«, eine Leichenproduktion, die nicht Mittel zur Erreichung politischer Ziele, sondern selbst das Ziel war. Auch im Vergleich mit den Millionen Opfern der Stalinschen Politik – und Anders stellte diesen Vergleich sehr wohl an – hielt Anders daran fest, daß es Stalin nicht um eine »systematische Leichenherstellung« gegangen war. Auch wenn man in diesem Punkt aus guten Gründen auch anderer Meinung sein könnte – Andrzej Szczypiorski hat unlängst in einem lesenswerten »Zeit«-Essay den Gedanken riskiert, daß Stalin keine Gaskammern brauchte, weil er Sibirien hatte – fragte sich Anders mit der ihm eigentümlichen Konsequenz, ob das Bestürzende nicht darin liege, daß man da »zwei Entsetzlichkeiten« miteinander vergleichen und eine davon sogar besser, mindesten weniger schlimm finden müsse als die andere, obwohl es sich doch in beiden Fällen um so Unvorstellbares handele, daß es einem widerstehe, »eines gegen das andere auszuspielen«. Vielleicht ist dies ein entscheidender Punkt: daß wir, angesichts von 20 Millionen Toten, die eine rücksichtslose Kollektivierungspolitik nicht nur in Kauf nahm, sondern auch zum Teil zumindest intendierte, und angesichts der programmatischen Vernichtung der europäischen Juden, die massenhafte Vernichtung von Menschen um eines Zieles willen weniger schlimm finden müssen als die Vernichtung um ihrer selbst willen. Bei allem Verständnis für diese Position frage ich mich, ob

es im Sinne linker Vergangenheitsbewältigung nicht auch einmal nötig wäre, diese tendenzielle Entschärfung des Massenmordes durch politisch für uns gerade noch nachvollziehbare Zielvorstellungen einmal grundsätzlich zu reflektieren.

Was Auschwitz betrifft, schärft Anders aber den Blick für ein weiteres Paradoxon. Zwar gehört es mittlerweile zum common sense, in der fabrikmäßigen Form des Massenmordes an den Juden dessen Einzigartigkeit zu sehen, es fällt aber aus dieser Erkenntnis kein Schatten auf das Phänomen der Fabrik selbst. Anders ging hier weiter. Es mag auf den ersten Blick verstörend sein, und mit ein Grund für das Schweigen, mit dem man diesen Analysen von Anders bis heute begegnet, daß für Anders die Massenvernichtungen des Nationalsozialismus als erster kumulativer *negativer* Ausbruch jenes Systems von Arbeitsorganisation gesehen wird, der wir in unserem zivilisatorischen Selbstverständnis ansonsten allen Fortschritt gerne zuschreiben. Die Aufsplitterung der Arbeit in maschinengestützte Einzelschritte, die ein Überblicken des Gesamtprozesses und Abschätzen des möglichen Effekts *unmöglich* machen, aber die Arbeitsvorgänge ihrer *Form* nach in den verschiedensten Produktionszweigen einander angleicht, so daß sich die Herstellung einer Vernichtungswaffe oder Vernichtung von der Herstellung irgendeines anderen Produkts oder Verfahrens für den daran Beteiligten kaum mehr unterscheidet, führt nach Anders dazu, daß wir das Interesse am »Mechanismus als ganzem und an dessen Letzteffekten« einfach verlieren. Damit büßen wir aber auch die Fähigkeit ein, uns überhaupt von diesem Prozeß noch eine angemessene *Vorstellung* machen zu können. »Ist ein maximaler Grad von Indirektheit überschritten«, schreibt Anders in dem *offenen Brief*, »dann versagen wir, nein, dann wissen wir noch nicht einmal, daß wir versagen, daß es unsere Aufgabe wäre, uns vorzustellen, was wir tun.« Und dieser maximale Grad von Indirektheit wird in der heutigen industriellen und administrativen Arbeit nach Anders der »Normalfall«. Je schärfer das Tempo des Fortschritts, je größer die »Effekte unserer Produktion« und je verwickelter die »Struktur unserer Apparate«, umso blinder werden wir.

Diese Blindheit ist aber kein Ausdruck eines subjektiven Versagens, sondern die Form einer grundsätzlichen, fundamentalen *objektiven* Unfähigkeit, dem »Überschwelligen«, dem, das für unsere Wahrnehmung »zu groß« ist, dem Monströsen angemessen begegnen zu können: auf der kognitiven und der emotionalen Ebene. Ein leichtfertig aufgeklärtes Appellieren, doch Vorurteile abzubauen, so könnte man aus Anders folgern, bewirkt hier ebenso wenig wie das verlogene, künstliche Erzeugen von Betroffenheiten. In beiden Fällen verharmlost man das Problem, indem man so tut, als könne man es mit ein bißchen Humanismusrhetorik, ein bißchen theatralischer Erschütterung in den Griff kriegen. Diese durchaus wohlgemeinten Strategien vergessen, daß das eigentliche Problem darin liegt, daß das »zu Große« uns nicht einmal kalt, sondern völlig ungerührt läßt. Die moderne Gesellschaft produziert notwendigerweise »emotionale Analphabeten«: »Sechs Millionen Ermordete bleiben für uns eine Ziffer, während die Rede von zehn Ermordeten vielleicht noch irgendwie in uns anzuklingen vermag, und uns ein einziger Ermordeter mit Grauen erfüllt«. Versuchte man, sich das Monströse dadurch zugänglich zu machen, daß man es am berührenden Einzelfall, am Schicksal eines Individuums studiert, verfehlt man das Problem: denn die Tragik der Einzelnen ähnelt sich immer und überall – gerade am Besonderen kann die Monströsität des Allgemeinen nicht mehr angemessen begriffen werden. Und wer am eigenen Leib erfahren hat, wie schnell wir uns an die Bilder von Völkermorden und Menschenvernichtung aus Bosnien, aus Ruanda gewöhnt haben, wird auch darüber nachdenken müssen, ob das moralisch-ästhetische Beschwören von Auschwitz nicht auch jenen Gewöhnungs- und Abstumpfungseffekt erzeugt, den es unterlaufen möchte.

Entscheidend war aber für Günther Anders, daß solche monströsen *Untaten* wie Auschwitz – und auch Hiroshima – längst nicht mehr die Untaten Einzelner sind, sondern sich zusammensetzen aus einer Kette ganz »normaler« Taten. Das große Verbrechen als ein Kontinuum von an sich harmlosen Akten: das unterscheidet die Barbarei der Moderne von den Greueln und Untaten

der Vormoderne, und das führt zu jener, kommt die Rede darauf, auch sofort spürbaren und artikulierten, *Unschuldshaltung*, die Anders einmal den »Legitimationseffekt« genannt hat: Weil keiner etwas Böses, sondern jeder nur seine Arbeit macht, kann auch niemand schuld sein an dem letztlich produzierten Effekt. Die Kette hochtechnifizierter Entscheidungen und aufgespaltenen Handlungssegmente von der Planung über den Bau bis zum Einsatz der ersten Atombomben über Japan folgten offensichtlich ähnlichen Strukturen. Und niemand hat wie Günther Anders darüber nachgedacht, was Auschwitz und Hiroshima gemeinsam ist und was diese Formen der Massenvernichtung dennoch gravierend unterscheidet.

Für Anders nämlich ist Auschwitz »moralisch ungleich entsetzlicher« gewesen als Hiroshima – aber dieses »ungleich schlimmer« als jenes. Dies deshalb, weil trotz aller Mechanisierung des Todes die direkte Beteiligung von Individuen, mit all ihren Sadismen, Grausamkeiten, Haßgefühlen, Zynismen gegenüber den Opfern, Brutalitäten, Karrieresüchten und vielleicht auch Zweifeln im Falle von Auschwitz noch gegeben war, weil es einen körpernahen Kontakt zwischen Tätern und Opfern immer noch gegeben hat, während die Piloten von Hiroshima und Nagasaki mit dem buchstäblich emotionslosen Knopfdruck das Leben von Hunderttausenden, zu denen sie überhaupt keine Beziehung mehr hatten, in einer Sekunde vernichteten. Was aber bedeutet das? In Notizen, die sich Anders nach der Ausstrahlung der Fernsehserie *Holocaust* im Jahre 1979 gemacht hatte, heißt es – und ich halte diese Stelle für so zentral, daß sie ausführlicher zitiert sei:

»Wenn ein Mensch im Bruchteil einer Sekunde Millionen Mitmenschen auslöschen kann, so sind daneben die paar tausend SS-Männer, die nur peu à peu Millionen umbringen konnten, harmlos ... Während die atomaren Waffen im wörtlichsten Sinne »apokalyptisch« sind, waren oder sind die Lager »apokalyptisch« nur im metaphorischen Sinn. Verglichen mit den modernen Massenmordmethoden, ist, was in den drei Jahren vor Hiroshima in den Vernichtungslagern geschehen ist (ich wage das Wort kaum niederzuschreiben) harmlos gewesen. Die Technologie und der output der Lagerinstallation war, verglichen mit dem technischen Standard und der möglichen Leistung heutiger Raketenbasen, noch plump und dem Typ nach 19. Jahrhundert gewesen ... Keine Frage: Die »Zukunft« gehört dem moderneren Massenmord (sofern man den Zukunftslosigkeit produzierenden Geräten »Zukunft« zuerkennen kann.) Das schließt freilich nicht aus, daß in den nicht höchst industrialisierten Ländern *Auschwitz sich noch lange als Vorbild* halten wird. Die Mächte, die noch nicht so weit sind, Hiroshimas herzustellen, die werden mit der Anlage von »Auschwitz« vorliebnehmen. Auch das Prinzip Auschwitz hat also, weil noch nicht überall »die Zukunft begonnen« hat, noch eine Zukunft. Die zwei Methoden des Genozids, die moderne und die nicht ganz so moderne, werden, sofern uns ein Überleben überhaupt vergönnt bleibt, noch lange »überlappen.«

Das Prinzip Auschwitz – Anders, der seinem Freund Ernst Bloch dessen »Prinzip Hoffnung« immer als illusionär vorgerechnet hatte, verwendet diese Formulierung nicht nur beiläufig. Damit ist auch der Versuch zum Ausdruck gebracht, zwischen der Apotheose der Absolutheit von Auschwitz und seiner Banalisierung und Relativierung einen Begriff zu finden, der es erlaubt, den historischen Massenmord als ein Ereignis zu begreifen, das keiner Pathologie oder Dämonie, sondern eben einem Prinzip gehorchte, das unter den Bedingungen der Moderne nicht außer Kraft gesetzt, wohl aber durch die avancierte Technologie der Kernwaffen überboten, in seiner moralischen Ungeheuerlichkeit aber unterlaufen werden kann.

Die Tatsache, daß Auschwitz gegenüber Hiroshima technisch rückständig war, erlaubte es Anders nämlich, dieses als moralisch ungleich entsetzlicher zu bezeichnen, weil es noch einen Kontakt zwischen den Tätern und ihren Opfern, weil es Orte der Tat gegeben hatte. Der Abwurf der Bomben über Hiroshima und Nagasaki war nach Anders »Massenmord ohne Mörder und vollzog sich ohne Bosheit«, es war der sprichwörtliche emotionslose Knopfdruck, der Hunderttausende zu Asche werden ließ, währenddessen in den Vernichtungslagern der Nazis der Massenmord als full time job Tag für Tag betrieben wurde. Dieser Rest an Menschli-

chem – daß nicht nur vernichtet, sondern auch selektiert, gefoltert und gequält wurde, daß es eine Logik des Lagers gab – macht die besondere Umenschlichkeit dieses Genozids aus, während das deshalb ungleich schlimmere Töten mit der moderneren Atombombe auf jede Täter-Opfer-Beziehung verzichten kann. *Bosheit* ist also nach Anders letztlich genauso antiquiert wie der *Haß*. Die Tendenz unserer Zivilisation, zu einer gigantischen Maschine zu werden, liquidiert schleichend den Menschen als Urheber seiner Taten, für die er noch zur Verantwortung gezogen werden könnte. Genau darin liegt die fatale *Möglichkeit* einer Selbstdestruktion der Menschheit durch *anständige* Arbeit. Je größer der Effekt einer Tat, so formulierte Anders einmal dieses *Harmlosigkeitsgesetz*, desto kleiner ist die für dessen Verursachung erforderliche Bosheit. Aber in dem Moment, in dem die Täter zur Durchführung ihrer Taten, die in Summe die monströse Untat ergeben, Bosheit nicht benötigen, haben sie auch ihre Chance verloren, »ihre Untaten zu bedenken oder zu revidieren«. In dem Band *Die atomare Drohung* steht dann auch, so brutal wie hellsichtig: »Unmenschliche Taten sind heute Taten ohne Menschen.« Das bedeutet aber auch, daß die »bisherigen religiösen und philosophischen Ethiken ausnahmslos und restlos obsolet geworden sind, sie sind in Hiroshima mitexplodiert und in Auschwitz mitvergast worden.« Wir stehen, so Anders, im Jahre Null der neuen Moral.

Ist diese Analyse auch nur in ihren entscheidenden Punkten triftig, dann erklärt sie unter anderem genau jenes Phänomen, mit dem eine aufgeklärt-moralisierende Öffentlichkeit solche Schwierigkeiten hat: die Biederkeit und Reuelosigkeit sogenannter Nazitäter, die scheinbar in keinen Zusammenhang mehr gebracht werden kann mit den Ungeheuerlichkeiten, die sie vollbracht haben. Was mit Anders erkannt, zumindest diskutiert werden müßte: es geht nicht nur um individuelle Schuldzuschreibungen, es geht entscheidend um die Einsicht, daß unsere Begriffe von Tat und Schuld, und die daraus abgeleiteten Rechtsfolgen, der *Struktur* dieser und ähnlicher Taten immer *unangemessener* werden. Mit Appellen an individuelles Gewissen, Verantwortungsbewußtsein und dergleichen ist nichts auszurichten, wenn jemand erst gar nicht gewissenlos handeln muß, um monströs zu sein, sondern wenn es einfach genügt, nicht einmal daß er seine *Pflicht* tut, nein, daß er einen *Job* erledigt.

Die Provokation in diesen Überlegungen liegt darin, daß ein unterschwelliger Zusammenhang zwischen Auschwitz, Hiroshima und der modernen Industriegesellschaft postuliert wird, die ihr Fundament in der Tendenz einer *universellen Maschinisierung* hat: im Wortsinn. »Die Welt wird zur Maschine«, heißt es in *Wir Eichmannsöhne*, und gemeint ist damit der »technisch-totalitäre Zustand, dem wir entgegentreiben.« Anders konstatierte eine Entwicklung, die der Technik das Primat des Handelns überläßt, dem die Artikulation der menschlichen Bedürfnisse hinterhinkt und eingegliedert wird. Tendenziell wird der Mensch zu einem Teil der von ihm geschaffenen Maschinerie. An dem Tag, so Anders, an dem sich das »chilastische Reich des technischen Totalitarismus« erfüllt, »werden wir dann nur noch als Maschinenstücke dasein oder als Stücke des für die Maschine erforderlichen Materials: als Menschen werden wir dann also liquidiert sein.« Und genau in dieser Hinsicht, in der totalen und reibungslosen *Funktionalisierung* des Menschen, in seiner Eingliederung in ein System von Zwängen, das er nicht einmal als Zwang imstande ist zu begreifen, weil es keinen Punkt mehr zuläßt, von dem aus es anders gesehen werden könnte, in der Degradierung des Menschen zu einem Material, zu Rohstoff, liegt die »Ähnlichkeit dieses drohenden technisch-totalitären Reiches mit dem monströsen gestrigen.« Und genau in diesem Sinne ist das Eichmann-Problem für Anders kein gestriges. Neben der rechtsradikalen Nostalgie einiger politischer Gruppen und ihrem Terror, neben Phänomenen wie der Ausländerfeindlichkeit oder dem Fremdenhaß liegt, mit Anders, die eigentliche Bedrohung immer noch darin, daß »wir alle den Gedanken an das zu Große und an unsere Unfreiheit gegenüber dem zu Großen beiseiteschieben«. Das war bei Anders natürlich in erster Linie auf die atomare Drohung gemünzt gewesen. Aber, so Anders in seinem letzten öffentlichen Gespräch, wir hätten durch fortschreitende Technifizierung und Umweltzerstörung seit 1945 »viele Methoden« für den Gattungsmord ent-

wickelt. In unserer ganz alltäglichen, aufgeklärten Blindheit gegenüber der immanenten Tendenz zur Selbstzerstörung der Lebensform, die wir für eine Errungenschaft halten, liegt eine entscheidende Gefahr, die reale politische Bedrohungen nicht relativieren soll, aber über diesen auch nicht vergessen werden darf. Und es könnte sein, daß zwischen dem *Vergasen* der Nazis und dem *Gasgeben* unserer Zivilisation mehr als nur ein lexikalischer oder phonetischer Zusammenhang besteht. Und ich fürchte, daß wir auf die Frage unserer Kinder und Enkel, ob wir denn nicht bemerkt hätten, daß wir durch unseren Hang zu Volkswagen und Autobahnen – für mich, wie für Adorno, immer noch die exemplarischen Beispiele für das, was man Alltagsfaschismus nennt – die Lebensgrundlagen von Millionen von Menschen und damit diese selbst vernichtet haben, wie unsere Väter und Großväter antworten werden: Wir haben es nicht gewußt. Auch und gerade

so gesehen haben wir, mit den zutiefst bedenkenswerten Worten von Anders, in der Tat »keinen Anlaß«, dem »Gestern gegenüber hochmütig zu sein«, so gesehen sind wir alle nicht schon wieder, sondern immer noch Kinder einer Eichmannwelt, die erstmals mit der Verwirklichung des Prinzips Auschwitz demonstriert hat, wozu Menschen unter bestimmten Bedingungen fähig sind und wohl immer fähig sein werden. Und da Menschen – hier bin ich Pessimist – daran weder durch Aufklärung oder Bildung gehindert werden können –, müßte alles daran gesetzt werden, daß wir die strukturellen Rahmenbedingungen unseres Leben derartig ändern, daß weder Auschwitz, noch Hiroshima, noch der Gulag, noch die ökologischen Verwüstungen eine prinzipielle Chance haben dürften.

Dazu aber, das wage ich zu behaupten, sind wir weder fähig noch willens.

Lob der Unangenehmheit

»Über einen Fehler unsrer Tugend« und
seine Wiederholung – »Ja oder nein?« Von G.O.*

Bei der Vorbereitung bin ich wieder einmal darauf gestoßen worden, daß Günther Anders ein äußerst unangenehmer Mensch war. Immer wenn ich mich hingesezt habe, um irgendwas aufzuschreiben, imaginiert sich mir der und macht mir Einwände und pflanzt mich hin und her, so ungefähr:

Er sagt, was machst Du denn da, nimmst her die FORVM-Hefte. Sag' ich, ich muß ja über Dich was reden. Sagt er zurück, aber das kennst Du doch. Sag ich, ja, aber ich hab' das doch nicht alles so genau im Kopf. Sagt er, und die anderen Sachen, die nicht im FORVM stehen, die willst Du gar nicht vorbringen? Sag' ich, Du, so genau überblick ich das nicht, was Du so alles geschrieben hast, das ist so irrsinnig viel und mich hat's außerdem immer nur interessiert als Elemente, als Bausteine für die Gedankengänge, die ich im FORVM den Leserinnen und Lesern selbst vorgelegt hab'. Den Rest kenn' ich doch kaum. Worauf er sagt, also *Du* wirst *mir* sagen, *ich* sei unangenehm, findest Du *das* vielleicht eine angenehme Äußerung in meine Richtung?

Und dann hab, ich mir gedacht, vielleicht sollte ich einfach eine Lesung vornehmen. Lesung aus Anders, da kann gar nichts schiefgehen.

Sagt er, das ist g'scheit, denn wenn Du anfangst, mich zu interpretieren, kriegst Du eins über die Rübe. Denn daß mich jemand interpretiert, das brauche ich ja nicht. Die Leut' sollen mich halt lesen. Ich drücke mich selbst klar aus, und was das alles überhaupt heißt, ist durchaus verständlich, nehme ich an. Sage ich, also weißt, wenn ich daran denke, was Du da über Leibnitz, die Monadologie, und über Descartes, über Heidegger herumgefelbert hast, klingt alles ganz gut. Aber wie Du selbst sagst, wenn ich das les' – das ist jetzt ein Anders-Zitat –, weiß ich aber nicht, was das eigentlich heißt, heißt das auch irgendwas?

Unangenehm war Anders methodisch. Man könnte sagen, so wie er seine Philosophie Diskrepanz-Philosophie genannt hat, war die Methode der Diskrepanz-Philosophie, unangenehm zu sein. Und zwar denen, mit denen er gesprochen hat, denn philosophiert hat er vornehmlich bei Gelegenheit, und in jüngeren Jahren, wo ich ihn natürlich noch nicht gekannt habe, wohl sehr häufig bei Gelegenheiten, die sich gesprächsweise ergeben hatten. Da notiert er zum Beispiel in seinen Ketzereien den

»Schluß einer Diskussion«

»...und zum Schluß darf ich ja wohl mein Einverständnis...«

»Nein!« unterbrach ich ihn, obwohl er im Begriff stand, mir zu schmeicheln, »das dürfen Sie nicht!«

¹ Ketzereien, München (Beck 1982; durch ein Register ergänzte Auflage) 1991, 217 f

² Ebenda, S. 233 f

Er schnappte nach Luft. Die Zuhörerschaft nicht minder.

»Sind Sie sich denn im klaren darüber, daß Sie eine *Sklavensprache* sprechen, was heißt „darf“? Welchen Erlaubenden unterstellen Sie denn? Der Ihnen selbst dann, wenn Sie Ihr Einverständnis ausdrücken wollen, erst grünes Licht geben muß? *Wir dürfen nicht dürfen!*«

»Aber Herr Doktor«, beteuerte er, grau im Gesicht, »das ist doch eine bloße Redensart!«

Ich schüttelte meinen Kopf. »Bloße Redensarten gibt es nicht, man spricht nicht nur, wie man ist, man wird auch, wie man spricht!«

Da stieg ein Murmeln aus dem Publikum, das offenbar fand, daß ich jemandem seine Freiheit streitig machte.

»Man wird doch noch so reden dürfen«, begann einer, »wie...«

»Sie meinen: *Sie wollen unfrei sein-dürfen?*«¹

In dieser Art also hat er sich offenbar gern unangenehm gemacht, zumindest in der Selbstdarstellung, aber Ähnliches war bei ihm schon zu erleben. – Ich habe mich also entschlossen, eine Lesung aus Anders vorzunehmen, mit ab und zu verbindenden Worten, also Moderation. Und les' jetzt noch ein ähnliches Stück vor, wo er allerdings nicht in die Konfrontation gehen mußte, weil der Professor P. bereits gestorben war. Anders notiert da² eine

»Nichtgehaltene Grabrede«

»Seine »Ergänzungen zur Vorgeschichte der Elfenbeinschnitzereien im Nordburgund des frühen 14. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Motivs kauende Martha« stellen gewiß einen der relevantesten deutschsprachigen Beiträge zu diesem Thema dar. Wir werden den teuren Toten niemals vergessen.«

Anders' Kommentar:

»Relevante Behandlung dieses Themas. Aber *ist dieses Thema relevant?* Wenn ja, *für wen?* Und ist *der* relevant? Wenn ja, *wofür?* Wenn diese drei Fragen vom Autor nicht beantwortet werden können, nein: noch nicht einmal verstanden werden können, dann gilt die Behandlung des Themas als akademisch solide.

Gehe in dich: Hast du Relevantes beigetragen?

Wenn ja, für wen? Und ist *der* relevant? Wenn ja, *wofür?*«

Da spricht also einer, der ist 1902 geboren als Sohn eines Psychologieprofessors und einer Mutter, die sorgfältig aufgeschrieben hat, was die Kinder alle drei, die beiden älteren Schwestern und der Bub, der aufgeweckte, so von sich gegeben haben, und zwar die ersten vierzehn Lebensjahre lang. Das ist alles dokumentiert in der Handschrift seiner Mutter Clara – Stern, wie Anders bei seiner Geburt hieß. Daraus hat das Ehepaar Stern gemacht: eine

*Psychologie der frühen Kindheit*³ und eine *Kindersprache*⁴. Und Anders, also der junge Günther Siegmund Stern, hat dabei selber offenbar gelernt, daß das, was er von sich gibt, relevant sein kann – und soll; und hat dann alles, was er selber für relevant gehalten hat – nicht mehr für die Zwecke des Vaters als Kinderpsychologe, sondern für die Zwecke, die er selbst gemacht hat –, alles, was er selbst für relevant hielt, selbst aufgeschrieben. So wie vorher die Mutter. Er hat die Doppelrolle übernommen, der beiden Eltern, für sich. Das heißt, wir haben den seltenen Fall, daß wir von 1902 bis 1992, ungefähr neunzig Jahre hindurch, dokumentiert haben, was der Bub bis zum uralten Herrn für wichtig gehalten hat. Das gibt es alles schriftlich. Das ist singulär. Das hat in den USA ein Psychologenehepaar noch einmal machen wollen, die haben das aber nach zwei Jahren oder was abgebrochen, denn es ist unzumutbar in Wirklichkeit. Daraus, aus dieser Erfahrung mit sich und den Eltern, daß man selber, wenn man was sagt, wichtig wird, kommt ein sich selbst wichtig Nehmen – und vielleicht auch, da er aufgeweckt war, ein gewisses Gefühl der Überlegenheit, das ihn umso unangenehmer gemacht hat, und diese Unangenehmheit war ziemlich methodisch.

Er hat sich ja allidieweil als Philosoph bezeichnet und hatte doch nichts Verächtlicheres gekannt, als Philosophen, die zum Beispiel sich abgegeben haben mit der Theorie der Willensfreiheit und bewiesen haben oder sowas, daß der Mensch frei wäre; denn das sei nicht das Problem, hat er gemeint. Die Frage, bin ich frei oder bin ich nicht frei, brauchen wir nicht zu diskutieren. Die Voraussetzungen der Freiheit sind zu erörtern: wie wir wirklich frei sein können, und nicht, daß wir Wahlfreiheit im Prinzip hätten, wo wir gar nix zu wählen haben, und das dann schon Freiheit nennen und damit auch die politische Freiheit unter den Tisch fallen lassen, also das fand er einfach verächtlich. So hat er zum Beispiel Heidegger kritisiert.

Also die Relevanz dessen, was einer tut, was einer schreibt, was einer mitteilt, und die Frage der Relevanz *für wen*, für wen der relevant ist und *wofür*. Das hat ihn natürlich bei den Erfahrungen seines Heranwachsens nach und nach zu Inhalten geprägt.

Zunächst hat er sich bis etwa nach der Dissertation für Politik gar nicht interessiert und herumgeschwankt, ob er Musik oder Malerei oder ob er Philosophie als Hauptberuf wählen soll oder sonstige Formen der freien Schriftstellerei – hat viele Gedichte geschrieben, ich les' dann gleich eins.

Dann ist ihm bei seiner vielen Lektüre in die Hand gefallen ein Buch, das es schon damals in großer Auflage gab, zu Beginn der dreißiger Jahre, das hieß »Mein Kampf« und war von einem gewissen Herrn Hitler, und das hat ihn gewissermaßen fasziniert. Und weil ich doch gesagt habe, ich will lieber lesen als vortragen, schau' ich, ob ich das überhaupt find, was ich da lesen wollte, sonst erzähl' ich es einfach so:

Er wollte Seminare machen über Hitlers »Mein Kampf«, denn er hat es inferior, dumm und kindisch gefunden, daß Brecht gemeint hatte, Hitler als den »Anstreicher« verhöhnen zu können und damit Relevantes zu dem Problem beizutragen. Kindisch, dumm, inferior, so seine Ausdrücke zu Brecht; »Anstreicher«, hat Brecht gesagt. Wer von den beiden Recht behalten hat, können wir nachträglich viel leichter sagen; ich weiß nicht, ob *wir* damals »Mein Kampf«-Seminare besucht und uns überlegt hätten, was wir dagegen tun sollen. Anders hat viel später, das muß etwa um 1980 gewesen sein, dieses Problem noch einmal aufgeworfen, und zwar jetzt nicht im Gegenüber zu Brecht, sondern im Gegenüber

zu einer vormals kommunistischen Frau, die sich zu dieser Zeit bereits zur Linkskatholikin gewandelt hatte und erst nach dem Kriege geboren war – Übergetitelt ist das:

»Bad Ischl. Die Beichte.«

»Wir saßen auf einer Bank im Kaisergarten, und sie hatte gemerkt, daß ich zusammengezuckt war, als sie mir mitgeteilt hatte, daß sie nachher zur Beichte gehen würde. ›Müßte, hatte sie, glaube ich, sogar gesagt.«

›Hat es denn in Ihrem Leben nichts gegeben, fragte sie dann, ›was Sie bereut haben oder heute noch bereuen?‹

›Doch, antwortete ich nach einer Weile, ›es hat etwas gegeben. Aber ich warne Sie. Meine Antwort wird sie erschrecken.«

›Mache ich einen so schreckhaften Eindruck?‹ fragte sie leichtfertig.

›Also gut. Es gibt etwas, das fünfzig Jahre zurückliegt und das ich heute noch bereue. Und bis zu meinem letzten Tage noch bereuen werde.«

›Und was für eine Tat war das?‹

›Eine Unterlassung.«

›Und welche Unterlassung bereuen sie?‹

›Daß ich jemanden nicht umgebracht habe.«

Sie blieb stumm und rückte ans äußerste Ende der Bank, so als hätte ich ihr gerade mitgeteilt, daß ich jemanden umgebracht hätte.

›Das aus Ihrem Munde?‹ fragte sie stummlos.

Ich nickte. ›Gerade aus meinem.«

(Pause.)

›Ich dachte, flüsterte sie, ›daß Sie einer der wenigen sind, die das ›Du sollst nicht töten!‹ ernst nehmen.«

Ich nickte.

›Denn ich habe alles gelesen, was Sie über Massenmorde geschrieben haben. Gegen Auschwitz. Gegen Hiroshima. Gegen Vietnam.« (Pause.) ›Und nun das?‹

›Eben.«

›Was heißt, eben?‹

›Daß meine Reue aufs engste mit meinem Ernstnehmen des ›Du sollst nicht töten!‹ zusammenhängt.«

Das verstand sie natürlich nicht.

›Ich werde versuchen, es Ihnen zu erklären. – Im Jahre 1928 – ich war damals sechsundzwanzigjährig, also in jeder Hinsicht verantwortlich – hatte ich ›Mein Kampf‹ gelesen – wofür ich von meinen Freunden, die Hitler idiotischer Weise nur den ›Anstreicher‹ nannten, durch den Kakao gezogen wurde. Nachdem ich die ersten fünfzig Seiten dieses gemeinen, haßfreudigen, zum Hasen aufreizenden, achtelgebildeten, feierlichen, rethorisch mitreisenden...«

›Was?‹

›Unbestreitbar höchst intelligenten Buches...«

Sie schlug sich auf den Mund und blickte mich ungläubig an.

›Erwarten auch Sie das Idiotenwort ›Anstreicher‹? Heute noch? Aus meinem Munde?‹

Sie schüttelte langsam den Kopf.

›Also – nachdem ich die ersten Kapitel dieses Buches, von Seite zu Seite atemlos lesend, hinter mich gebracht hatte, wußte ich – und alle Menschen, die etwas Verstand im Kopf und etwas Anstand im Herzen hatten, hätten das ebenfalls sofort wissen müssen – da wußte ich also: *dieser Mann sagt, was er meint, und er meint, was er sagt*. Und er sagt es so vulgär, daß er *für Vulgäre unwiderstehlich* sein wird und selbst *Nichtvulgäre vulgär machen* und mitreißen wird. Und ich wußte schließlich: dieses Buch bedeutet nicht nur das Ende aller Menschenwürde, aller Hoffnung, alles Erbarmens, sondern schlicht und einfach *Weltkrieg. Den zweiten Weltkrieg. Die Verwüstung Europas. Den Tod von Millionen*.«

›Schon damals haben Sie das gewußt?‹

›Wie alt waren Sie damals?‹

›Noch längst nicht geboren.«

›Entschuldigt. – Ja, schon damals.« ...⁵

Ich brech' das jetzt ab. Also: Er erläutert, warum er meint, daß Hitler hätte getötet werden müssen, und was mich an dem Text

³ William Stern, *Psychologie der frühen Kindheit* bis zum sechsten Lebensjahr. Mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von Clara Stern (Leipzig 1914; ab der 7. Auflage 1952 mit einem Geleitwort von Günther Stern-Anders, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 12. Auflage:) 1987

⁴ Clara und William Stern, *Die Kindersprache*. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung (Leipzig 1927; Faksimile der 4. Auflage 1928:) Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1987

⁵ Ketzereien, 333 [– bei Issos große Keilerei; mnemotechnisch placiert, hat Anders einmal verraten.]

⁶ FORVM, November 1983, 7

⁷ Günther Anders, *Gewalt – ja oder nein*. Eine notwendige Diskussion, hrsg. von Manfred Bissinger, Knaur Taschenbuch 3893, München (Droemer) 1987

zunächst gewundert hat, als ich ihn nach Erscheinen des Buches 1982 las, war, warum er aus dem ganz gewöhnlichen Zugang, daß Hitler hätte umgebracht werden sollen durch irgend jemanden und daß das wünschenswert und gut gewesen wäre – warum er daraus so ein Brimborium macht in diesem Text. Er hat natürlich auch gewußt, daß das ein allgemeines Vorurteil war, das sich weit verbreitet hatte. Hitler ist einer, den hätte man umbringen müssen, dann wäre es vielleicht besser gewesen. Also: es wäre *gut* gewesen, das zu tun. Es gab ja auch einige Versuche – die sind alle gescheitert, und den Männern des zwanzigsten Juli 44 und anderen macht man am ehesten den Vorwurf, daß sie's nicht geschafft haben; daß sie es dilettantisch, nicht ernstlich genug, nicht aufopferungsvoll genug – also jedenfalls, daß Hitler überlebt hat. Punkt. Und daß sie so spät dran waren, 1944. Also warum macht der Mann, gescheit wie er ist, daraus so ein Brimborium? Daß man hier hätte jemanden töten sollen, das war ohnehin normalerweise jedermann klar. Ich hab' mir gedacht, er hat vielleicht nicht nur die Geschichte so erzählen wollen, wie er sie erzählt, sondern er wollte noch etwas anderes bewirken, unvermerkt und ohne es ausdrücklich zu sagen – das ist eigentlich gemein –, nämlich: den Leuten irgendwie klarmachen, daß sie eigentlich Tötungsgesinnung haben und daß das etwas ist, wovor man erschrecken müßte. Aber das in einer Form, wo sie diesen Tötungsvorsatz – zumindest für diesen rückwirkenden *event*, Hitler betreffend – zugleich bestärkt vorfinden. Also eine sehr komische Geschichte. Ganz klar ist es mir nicht geworden, wir haben auch nie darüber geredet, aber das Buch ist '82 erschienen. 1983, er war seit einiger Zeit mein Mitarbeiter, hat also dem FORVM Beiträge geliefert, denn mich hatten seine Texte natürlich als Bausteine für meine Gedankengänge, die ich aus wunderschönen fremden Texten legen durfte, interessiert. –

Plötzlich krieg ich von ihm einen Text, der heißt »Si vis pacem para pacem«, klingt also ungeheuer pazifistisch: *Wenn Du den Frieden willst*, dann bereite (nicht: den Krieg, wie üblicherweise: para bellum, sondern bereite) den Frieden vor, *dann mach' Frieden*. Das war ein Text, den hatte er als Rede geschrieben, auf Band gesprochen für das *Dritte Forum der Krefelder Initiative*, also der damaligen Friedensbewegung. Das Band wurde dort vorgespielt, am 17. September in Bad Godesberg. Friedensbewegung. Große Aufregung. Raketen wollen die stationieren. »*Nachrüstung*« haben sie das genannt. Nicht nur irgendwelche Raketen. Atomraketen. Natürlich, Rußland war da so übermächtig und hochgerüstet. Und die Amerikaner wollten..., also hat Anders gereimt:

»Raketen sind Untergangsmagneten«

Das war ein wunderschönes Schlagwort, das konnte man auch skandieren. Und mitten in der Rede, wo er Mitteilungen, Warnungen, Thesen und Ratschläge formuliert, mitten in der Rede wird plötzlich das Mikrophon, also das Band abgestellt und es ist Schluß mit der Rede. Die Rede war nämlich unangenehm. Ich mach' das kurz:

Die Tötung von Hitler war nicht die einzige Tötung, die Anders verlangt hat, und nicht nur rückwirkend hat er daran gedacht; sondern Anders hat in mehreren Stufen, und meinem Gefühl nach schon mit dieser »Ketzerei« da, mit Hitler vorbereitend, die Frage der Gewalt neu aufgeworfen. Schlag auf Schlag. 82, 83, und das ging bis 88 ungefähr; 1987 erschien ein Buch mit dem Titel »Gewalt – ja oder nein«, das ist die zweite Hälfte von meinem heutigen Titel hier. Er hat also die Thesen aufgestellt:

Terroristen sind diejenigen, die uns mit dem Tod bedrohen. »Wir«, das ist diesfalls – er hat sonst immer die Verallgemeinerung »Menschheit« abgelehnt, hier hat er sie ganz unbefangen gebraucht. Verwendet sogar. Wer die Menschheit mit dem Untergang, mit dem Tod, mit der Tötung bedroht, der soll mit der Tötung bedroht werden. Also: Wer Terror verbreitet gegen alle, der soll, von allen oder auch nicht, jedenfalls mit dem Tod bedroht werden. In einem der früheren Texte hat er geschrieben: »Wir werden nicht davor zurückschrecken, diejenigen, die uns mit dem Tod bedrohen und unseren Tod in Kauf nehmen, mit dem Tod zu bedrohen.«

Also: »wir werden nicht davor zurückschrecken«. Fritz Her-

mann hat das sehr gut gefunden und gesagt: Der Tyrtäus, Spartaner, hinkend, gichtbrüchig wie Anders auch, hat die Spartiaten aufgehetzt durch wilde Schlachtgesänge, und alle haben gefunden, was will der alte Tepp? Nur die jungen Spartaner damals haben ihn ernstgenommen und haben Sparta halt irgendein Scharmützel gewonnen. Der Fritz Herrmann hat das sehr gut gefunden, also den alten Tyrtäus mit seinen präskriptiven Texten wie Anders, den hat er verteidigt gegen Angriffe von anderen. Ich will die Geschichte nicht allzubreit im Detail ausführen. Zum Schluß stand eine ganz andere Form. – Fritz Herrmann hatte analysiert: *Wir werden*, die Aufforderungsform ist gebrochen, nicht *wir tun* das oder *wir sollen das tun* oder irgendwer *soll jetzt sofort* irgendwen umbringen. Nein, sondern Anders hätte das in einer gebrochenen Form, Zukunftsform gesagt, hat Herrmann so schön analysiert. Er habe gesagt, *wir werden* nicht zurückschrecken, also *noch* tun wir es, *noch schrecken wir* zurück, noch drohen wir nicht wirklich, sondern wir reden erst davon, daß wir drohen *werden*, daß wir nicht zurückschrecken würden. Wir drohen erst mit dem später Nicht-Zurückschrecken. Aber das war in Anders' publizistischer Strategie noch enthalten, mit den Zeitformen der Präskription hat er, meinem Gefühl nach, gespielt. Von der Zeitform *Vergangenheit*: Hitler hätten wir umbringen sollen, bis zur Zeitform *Zukunft*: alle, die im militärisch-industriellen Komplex an Herstellung und Hortung von Atombomben (fälschlicherweise »Waffen« genannt, es seien ja keine Waffen; die Atombomben zu besitzen, *habere est adhibere* – besitzen heiße gebrauchen, nämlich als Terrorinstrument, das die Todesdrohung für uns alle bedeutet); die also an der Verübung des Atomterrors mitwirken, die müssen alle mit dem Tod nicht nur bedroht werden, sondern auch erschossen. Nicht alle auf einmal erschossen, sondern Anders hat gefordert: Keiner von denen darf mehr sicher sein. Die Manager von Atomkraftwerken, die Bankers, die sowas finanzieren. Ponto wurde damals erschossen, ein gewisser Herr von Brühl erschossen, dessen Bruder hat Anders dann einen Brief geschrieben; ob er dem jemals geantwortet hat, weiß ich gar nicht.

Es gab eine sehr große Aufregung über diese Texte, die zum Teil und verstreut in der »taz«, in »konkret«, im FORVM, in der »Natur«, in einem Droemer Taschenbuch erschienen sind. Zum Teil in diesem Droemer Taschenbuch gebündelt; aber jedenfalls hat sich Anders nicht hindern lassen, auf seine unangenehme Art, Zahn für Zahn immer noch etwas zuzulegen und wirklich zur Tötung solcher Leute aufzurufen.

Ich hab' das nicht unwitzig gefunden, als Methode. Aber inhaltlich ist es natürlich höchst unangenehm, denn der Appell geht ja an jeden, warum nicht an mich? Ich bin auch zur Red' gestellt gewesen, umgekehrt, von meinem damaligen Herausgeber, also Eigentümer eigentlich, also meinem – klar, ich war ja in einer gewissen Art von Leibeigenschaft, um die ich mich nur nicht kümmern wollte. Aber das ist eine andere Seite der Angelegenheit und ich habe mich damit aus der Affäre gezogen, daß ich eine Distanzierung nachträglich ablehnte, die ich vorträglich nicht verfaßt hatte und zu der ich schließlich aufgefordert war. Sondern: Wir sind nicht in der NATO, bei uns ist keine Nachstationierung, bei uns sind keine Atombomben und keine Transporte von Plutonium. Bei uns gibt's seit dem Beschluß, daß Zwentendorf nicht in Betrieb genommen werde, überhaupt keine Atomindustrie. Also: Wir sind sozusagen ein Versuchslaboratorium für Gedanken. Und das ist die Funktion vom FORVM und des ist jetzt des Textpatzl, das mein Eigentümer von damals vermißt hatte, hab' ich dort im Dezember-Heft 1993 geschrieben. Was natürlich nur teilweise ein Eingehen auf die Problemstellung vom Anders war. Das hat er aber toleriert. So.

Anders habe diesen Zugang zum Töten nicht lustvoll und nicht leichtfertig gesucht, hat er behauptet und geschrieben – und nach dem, was zum Beispiel Freund Liessmann vorhin erzählte über Anders' Art, sich mit Problemen zu befassen, wird das vielleicht glaubwürdig sein.

Anders hat unter anderem mitgeteilt, er hasse es zu hassen und er hasse es, zum Hassen genötigt zu sein. Und er werde es denen, die ihn dazu zwingen, fürs Töten zu sein, diesen Zwang, diese Nötigung niemals verzeihen können. Denn er hasse es nicht nur zu hassen, sondern auch zu töten hasse er.

Also die Antiquiertheit des Hassens, sich von diesem Gefühle leiten zu lassen, hat er auf diese Weise formuliert, so wie er überhaupt alle möglichen früheren, früher auch wertvollen Gefühle und Tugenden für antiquiert erklärt. Das bereitet sich aber viel, viel früher bei ihm vor. In der Emigration, nachdem er sich aufge-regt hatte über Brecht – der einerseits mit Anders befreundet war und andererseits ihn nicht riechen konnte, wie Anders einmal mitgeteilt hat – hat er in Zusammenhang mit Brechts »Anstreicher« nicht nur sich moquiert, daß Brecht hier einen an sich ehrenwerten Beruf, ein Handwerk schon hernimmt und jemanden für eine handwerkliche Tätigkeit verächtlich machen will. Und auch noch glaubt, das wäre politisch (a) vertretbar und könnte (b) wirkungsvoll sein. Das ist es nicht. Anders hat auch Überlegungen angestellt, die betrafen: wie das ist – das Verhältnis später einmal, wenn der Nationalsozialismus mit gutem Glück niederge-rungen sein würde; was dann sein wird, wenn die Emigranten zu-rückkehren. Das hier ist, sagte ich schon, eine Lesung mit sparsa-mer Moderation; dieses Gedicht⁸ von 1936 heißt und lautet

Emigration

Die wir damals, vor drei Jahren,
liegen ließen, unsere Pflichten,
können wir nicht morgen einfach
weiterführen, als sei gar nichts
von Belang geschehen. Wenn du
eines Tags nach Haus zurückkehrst,
darfst du nie vergessen: vieles
ist zu Hause unterdessen
vorgegangen: ja, natürlich
vieles Falsche und Gemeine,
aber dennoch vieles,
das wir nicht erlebten. Sicher
sind die Freunde (wenn noch einer
und der andere am Leben)
sehr verändert. Sei bescheiden,
viele Zeit verstrich. Und viele
Zeit – besonders Zeit des Feindes –
darf man niemals ignorieren.
Darum sei bereit zu lernen,
sei nicht doktrinär und sei
bescheiden.

Einer, der von einem Selbstbewußtsein getragen ist wie An-ders, und der es sehr schwer hat, andere als intellektuelles Gegen-über auf einer ungefähr gleichen Ebene, auf ungefähr gleichem Niveau zu akzeptieren, wenn so einer »sei bescheiden« zu sich sagt, dann – also mich hat dieser Ausdruck insofern etwas betrof-fen gemacht, als er ja nicht ausbrach in die

Anklage, die er nicht erhob

Was ist mit denen? Die sind dort geblieben, haben mitgemacht, haben dort überlebt, haben irgendwie überlebt, als wir weg-mußten. Haben unseren Tod überlebt. Denn ob wir starben oder nicht, das war nicht deren Verdienst, die dort irgendwie im Sys-tem eingegliedert waren. Diese triviale Anklage kennen wir nur von der umgekehrten Seite: Unsere Anklage an unsere Elterngen-eration, daß sie die Emigranten nicht zurückgeholt hat. Aber diese waren natürlich unangenehm.

⁸ In: Tagebücher und Gedichte, München (Beck) 1985, 277 f

⁹ Ebenda, 279 ff

¹⁰ Diese Variante der Prometheischen Schamlosigkeit beantwortet jene andere, die übergeht, daß wir die Folgen unseres Handelns jedenfalls dort nicht mehr schätzen können, wo wir die Megamaschine bedienen; wenn der Tritt aufs Gaspedal, wie Liessmann voranstehend annimmt, einen dolus eventualis des menschenleeren Planeten impliziert, so umso doloser alle Vorkehrungen zur Erzeugung von Militärgerät oder Atom-strom und zu deren Transfer.

¹¹ Die Antiquiertheit des Menschen. Zweiter Band. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München (Beck 1980, Nachdruck der 4. Auflage:) 1992, 5 (Motto)

¹² Siehe G.O., Offener Brief an Haider (übernächste Seite)

Hingegen hat Anders, in der Emigration, seinen Emigranten-Kolleginnen und -Kollegen mitgeteilt: Die warten nicht auf uns. Die haben weitergelebt, die müssen mit dem, was dort in der Zwi-schenzeit war, fertigwerden. Die müssen das auch irgendwie über-leben und die Zeit des Feindes wirkt sich aus, späterhin. Sie hat sich ausgewirkt. Anders hat nun andererseits ein sehr langes Ge-dicht – es tut mir jetzt sehr leid, aber es gibt zwei Möglichkeiten: entweder ich kürze, was eine Schweinerei ist, oder ich lese es komplett, dann kann ich mit der bemessenen Zeit nicht das Pro-gramm abspulen, das ich vorhabe. Ich werde also eine Schweinerei machen.

»Über einen Fehler unsrer Tugend« – also der erste Teil meines Vortragstitels. Frag' ich mich doch von vornherein einmal, was heißt das: »ein Fehler unsrer Tugend«? Heißt das, unsere Tugend ist fehlerhaft oder ist unsere Tugend selbst schon ein Fehler? (Al-so die beiden Sorten Genetivus, ob- & subiectivus.) Er macht da folgende seltsame Reflexion auf die Vergangenheit, obwohl sie vielleicht auch trivial ist. Aber die Form, wie er sie macht, ist eben die eines Gedichtes und nicht einer theoretische Reflexion. Das macht's ja zur Schweinerei, wenn ich das⁹ kürze.

Über einen Fehler unsrer Tugend

Warum wir damals, in den blut'gen Wochen
vor unsrem Fall, in jenen Nächten, da
aus jeder Haustür, jedem Vorstadtgarten
ein Schatten sprang und blindlings auf uns einschlug –

warum wir damals kaum zurückgeschlagen,
und wie in Furcht, dem Schläger wehzutun?
Gut, daß Ihr fragt. Denn diese Schwäche war,
obwohl ein Fehler, doch höchst ehrenvoll.

Erinnert euch. So waren wir und sie:
zwei völlig fremde Stämme. Und verdammt,
im gleichen Lande, in der gleichen Stadt,
und Wand an Wand zu leben, oft sogar
im gleichen Raume. – Und dann kam die Nacht,
voll Lust am Provozieren, händelsuchend,
durch Fenster spähend und durch Mauerritzen,
und fand die einen träumend und die andren
zum Hassen aufgelegt. Und nahm mit Freuden
die Chance wahr, und griff sich eine Handvoll
von Hassern auf und trug sie rasch hinunter
in die entleerten Straßen, und versteckte
sie hier und dort (die ganze Stadt schien plötzlich
aus Fallen zu bestehn; und jede Scheune
und jeder Hinterhof von langer Hand
als Tatort vorbereitet) – und verschwand,
um rasch zurückzukehren: nun ein paar
der unseren im Arm. Und setzt sie ab
und stößt sie in den Rücken, daß sie sicher
in ihre Fallen laufen, und genießt
die kurze Stille. Lange braucht sie nicht
Geduld zu haben. Denn nach kurzem schreien
von hier und dort bereits die ersten Opfer.

»Die ersten Opfer« – das sind wir und unsre
langjäh'gen Freunde. Ach, wir hatten lange
ein großes Wunschbild der gerecht'ren Welt
mit Leidenschaft entworfen. Und wir brannten,
die Welt nach diesem Bilde aufzubauen.
Sie meinten wir. Nur *ihr* galt unser Leben.
Wie haßten wir's, die besten Kräfte ganz
im Hassen auszugeben. Und wie schlecht
und ungeübt wir haßten, wenn durchaus
gehaßt sein mußte: ganz zerstreut und ohne
Genuß am Hassen. Wenn aus dunklem Haustor
ein Schatten uns entgegensprang und zuschlug,
(und um so wütender und blinder zuschlug,
je wen'ger er begriff, zu wessen Besten
und wen er schlug – denn jeder war ihm recht –)

Wir wehrten ihn nur traurig ab. Ja, manchmal – in letzter Hoffnung, auch für ihn noch hoffend – versuchten wir, mit schon zerschlagenem Munde, ganz unvernünftig doch den Menschen noch im Mörder zu erreichen, und Vernunft doch noch aus diesem Dunkel aufzurufen. Wie schwer wir's lernen konnten, daß zuweilen ein Mensch nicht Mensch sein kann, und daß Vernunft nur selten lockt, und fast nur aus Versehen. Wir konnten's nicht begreifen. Jeder Mensch, und selbst der Feind, und selbst der Schläger galt uns trotz seiner Schläge, hinter seinen Schlägen stets noch als Mensch. Wir hatten lange Jahre Einsicht uns gegenseitig eingeübt, und gut gelernt, daß keiner dieser Schatten selbst schuldig war; und jeder nur das schändlich verführte Opfer unsres wahren Feindes. So riefen wir ihn an: beinahe noch als eignen Bruder; und als sei sein Bestes, nur leicht betäubt, leicht wieder aufzuwecken.

O ja, er hörte uns: wir riefen nicht ganz ohne Wirkung. Denn nun zog er plötzlich den Schlagring aus der Tasche, holte aus, und schlug uns mitten ins Gesicht und mitten in unsre Bruderrede. Denn noch tiefer als alle Feinde haßte er Appelle.

Wir mußten widerschlagen. Aber, Freunde, *wie* schlugen wir zurück. Wir furchtbar zaudernd. Wie ungenau. Wie wenig überzeugend. Und *wie* er uns verlachte. Und wie höhnisch und laut er nun mit seinem Opfer spielte. Nun wußte er, mit wieviel Recht er schlug: für ihn war jeder, der sich seiner Haut so schwach erwehrte, jeder, der nur ungern ans Töten ging, ein ausgemachter Feigling. Er also schlug den Feigling. Und er tats gewissenhaft: wir flohen oder fielen.

Wir sollten, Freunde, diesen einen Grund für unsre Niederlage nicht vergessen. Es war ein Fehler. Doch ein ehrenvoller, ein Fehler unsrer Tugend. Tragt ihn sorgsam (mit etwas Stolz und größerem Bedauern) als Warnung für uns selbst und unsre Kinder in unsren Katalog der Fehler ein.

So 1940. Jetzt stock' ich ein bißchen. Ich habe jetzt mehrere Möglichkeiten: ich kann mich jetzt befassen mit Anders' Begriff der Philosophie, ich kann mich jetzt befassen mit einer Rückbindung dieses Gedichts und seines Zugangs zu einem Gewaltproblem; an das zwar nicht anknüpfend, aber aus dem entspringend vielleicht, die Aufforderung zur Tötung von vielen – nach und nach, daß keiner sich mehr sicher sein kann – später gefolgt ist. Also zu einer Aufforderung, sagen wir mal: zum Ökoterrorismus, um's harmlos, das heißt verlogen zu sagen. Oder ich kann mir's noch eine Spur schwerer machen. Ich probier' das irgendwie zu verbinden. Also von einem Begriff der Philosophie her versuch' ich, rasch eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen.

Geschichtsphilosophie

Bei Hegel ungefähr: der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, und Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit bei Hegel. Bei Anders sozusagen umgekehrt:

Fortschritt der Geschichte ist der Fortschritt der Einsicht in die Unfreiheit; die Einsicht in den Fortschritt der Unfreiheit oder umgekehrt. Jedenfalls mit Unfreiheit und Fortschritt hat's zu tun, und möglicherweise sogar so, daß gerade der Fortschritt diese Unfreiheit produziert und der Fortschritt das technische Subjekt herstellt, also die Technik zum Subjekt der Geschichte gemacht

hat. Nicht mehr uns. Und die Einsicht hierin produziert ein Gefälle, nein: macht uns zum Gefälle, das er prometheisch nennt, woraus eine prometheische Scham resultiert, die bedeutet, daß wir unseren Produkten, und zwar richtigerweise, uns unterlegen fühlen. So gut wie die können wir so gut wie gar nix. Dem steht aber gegenüber – und ich bin nicht im Begriffe, jetzt Anders'sche Terminologie zu reproduzieren, sondern andersrum zu sprechen – dem steht aber gegenüber sowas wie eine prometheische Schamlosigkeit.

Die prometheische Scham ist verständlich, gleichsam natürlich. Die Schamlosigkeit, die früher ein Fehler war, und zwar nicht einer Tugend, sondern tugendlos; die prometheische Schamlosigkeit wird zur sittlichen Aufforderung umgekehrt. Also: die Zerstörung zum Beispiel von Zufahrtstraßen, die Zerstörung von Instrumenten, und die Schamlosigkeit, sich an den Produkten – die da uns nicht zu überwältigen erst drohen, sondern pausenlos überwältigen – zu vergehen; die Schamlosigkeit also, eine prometheische, diese Produkte zu bestreiken. Also zu einem Produktstreik hat er aufgerufen, unter anderem.¹⁰

Er hat viele Möglichkeiten versucht, jeweils in die Realität *einzugreifen* und nicht die Realität bloß zu erkennen. Das klingt ja fast marxistisch. »Die Philosophen haben die Welt nur interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.« Anders hat das nicht so gesehen. Sondern Anders hat gesagt: Nein, nein. Wenn die Marxisten meinen, sie hätten die Welt schon erkannt und die Philosophen hätten schon genug interpretiert und es käme – so könnte man ja den Marx'schen Satz mißverstehen – nur darauf an, die Welt zu verändern, dann laufen wir vielleicht in die Falle des Fortschritts; er sagt vielmehr:

»Es genügt nicht, die Welt zu verändern. Das tun wir ohnehin. Und weitgehend geschieht das sogar ohne unser Zutun. Wir haben diese Veränderung auch zu interpretieren. Und zwar, um diese zu verändern. Damit sich die Welt nicht weiter ohne uns verändere. Und nicht schließlich in eine Welt ohne uns.«¹¹



Ganz unmarxistisch, stehe ich nun vor einem gewissen Problem; das läßt sich aber ganz kurz abhandeln, denn es läßt sich hier nicht lösen. Ich habe den schriftlichen Nachlaß von Günther Anders herumliegen. Zum Teil publiziert. Zum größeren nicht. Und eines Tages sagt mir der Günther: Sag' mal, was machen wir da, was ist denn los? Wie ist denn das? Wie siehst Du denn das? Was ist denn, wenn die Nazi da hier wiederkommen? Schaut schon sehr stark so aus. Das war aber um die Mitte 1992.

Es war noch keine Rede von einer F. Aber es war schon die Ulrichsberg-Rede im FORVM (April 92) publiziert gewesen. Es war noch kaum irgendwo so ausdrücklich – also Scharsach war später noch sehr, sehr vorsichtig, weil er erfolgreich nicht geklagt werden wollte. Später hat er's dann erfolglos geradezu darauf angelegt. Bei Scharsach also war die Rede davon, »Rechtsextremismus« mußte man schon sagen können; und dergleichen mehr.

Daß Haider ein wahrhaft lebensgefährlicher Nazi ist, hatte Kreisky, der sehr weiblickend war, viel früher schon gesagt. Und dafür ist der Kreisky auch am 6. Juli 1989 verurteilt worden, strafrechtlich, wegen übler Nachrede. Der Wahrheitsbeweis ist damals nicht gelungen. Wenn ich das in den letzten paar Jahren mehrmals so schreib', direkt an Kreisky auch anknüpfend und immer mit ganz genauen Belegen, warum ich mein' und welche Äußerungen und Handlungen von dem Herrn Haider ich da mit dieser Beurteilung jeweils bezeichnen will, dann rührt der kein Ohrwuschel.¹² Er klagt das nicht. Er will das einfach nicht klagen. Da hätte er es heute möglicherweise etwas schwerer, obwohl die Justiz ihm eher in allen möglichen Fällen willfährig ist. Heller, Simmel verurteilt und die *Erste Allgemeine Verunsicherung* – also sei's drum.

Anders also hat gefragt: Was ist denn, wenn die Nazi wiederkommen? Die werden wahrscheinlich, was so Leut' wie ich geschrieben haben, alte Antinazi von früher, die Emigranten waren und Juden auch noch – das werden die vielleicht vernichten. Sag' ich: Kein Problem, wird durchkopiert, ein Kopiesatz nach den

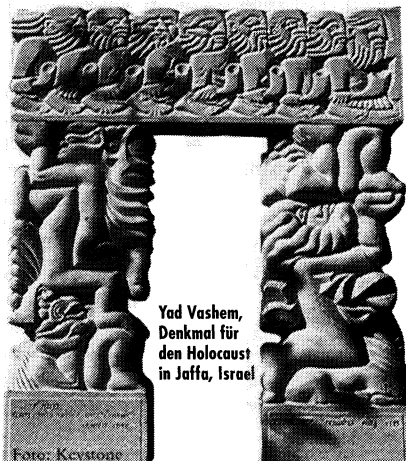
Krieg und Erinnerung



Ausrottungspolitik

Die deutsche Wehrmacht gilt bis heute als eine Armee von preußischer Tradition und Disziplin. Doch das ist eine von vielen Seiten genährte Illusion. Vielmehr schwand nach den Anfangserfolgen die Überlegenheit. Das Fehlen materieller Stärke und rationaler Planung wurde wettgemacht durch eine fanatische, unbarmherzige Politik der Ausrottung. Gestützt auf Kriegstagebücher, Soldatenbriefe und unbekannte Dokumente zeigt der amerikanische Militärgeschichtler Omer Bartov, daß die deutsche Wehrmacht erfaßt war von der nationalsozialistischen Ideologie und ihrem Fanatismus.

Omer Bartov
Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus u. d. Brutalisierung des Krieges
Deutsch von Büro Mihr
352 Seiten. Gebunden.
DM 42,-/bS 311,-/sFr 42,-

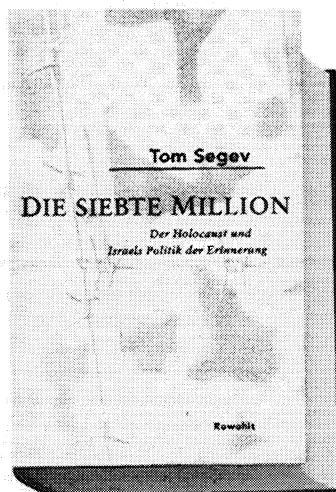


Yad Vashem,
Denkmal für
den Holocaust
in Jaffa, Israel

Foto: Keystone

Israel und der Holocaust

«Der Holocaust war damals in Israel ein Tabu. Eltern sprachen nicht mit ihren Kindern, Kinder trauten sich nicht zu fragen. Es war ein Schlagabtausch von Vorwürfen: Warum habt ihr nicht auf uns Zionisten gehört und seid früher gekommen, warum gab es nicht mehr Widerstand, warum habt ihr uns nicht geholfen? Die Überlebenden waren zurückgekommen, und manche wollten sprechen, aber niemand wollte sie hören, zum Teil, weil man annahm, wer überlebt hatte, konnte nur ein Schurke gewesen sein.» Der israelische Historiker und Journalist Tom Segev beschreibt zum erstenmal den Umgang der Israelis mit dem Ho-



locaust, seinen Opfern und denen, die ihn überlebten. Seine Schilderungen reichen bis zum Eichmann-Prozeß in den sechziger Jahren. Erst da begannen die Menschen in Israel den furchtbaren Weg der Überlebenden als einen Teil der eigenen Geschichte zu begreifen.

Tom Segev
Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung
Deutsch von J. P. Krause u. M. Ueberle-Pfaff
768 Seiten. Gebunden.
DM 68,-/bS 503,-/sFr 68,-

Rowohlt

Kleine Aufmerksamkeit

Dr. Jörg Haider

an alle seine mir bekannten Adressen: F Kärntnerstr. & Parlament, privat in Klagenfurt, Wien und im arisierten Barental

Betrifft: Einem, sie und mich

Aus mehreren meiner Artikel wissen sie ja, daß sie in meinen Augen seit ihrer Ulrichsberg-Rede 1991, wo sie u.a. den Raubkrieg der Nazi verherrlichten, ein lebensgefährlicher Nazi sind – wogegen sie sich nicht wehren, also offenbar nichts einzuwenden haben.

Was sie noch nicht wissen, ist, daß sie außerdem als kleiner Mensch, mieser Charakter und schwache Natur erkannt sind, der sich an kleinen, unnötigen, miesen Lügen emporranken muß: indem sie Wählertäuschung verüben, ihre eigene Fraktion und das gesamte Publikum anlügen. Ein rechter Lug'ntschippl, wie wir in Kärnten, wo sie als Fremdarbeiter werkten, zu sagen pflegen – wie der Müller, der, um sich ein Ansehen zu geben, »meine Tochter kann Stroh zu Gold spinnen« sagt oder Unkrautsalz in leere, gläserne Zuckerportionierer hineinphantasiert, die er in »so etwas wie eine Zuckerdose« umstilisiert, um seiner Partei die Schneid' zur Kritik abzukaufen, worauf die freudig und prompt hereinfällt.

Das »Tatblatt« hätte aufgefordert, ihnen Briefbomben zu schicken, hatten sie frech am »Runden Tisch« gegenüber der Grünen Obfrau behauptet; seit ihnen diese Schweinerei zu wiederholen gerichtlich verboten ist, sagen sie ungefähr: Das »Tatblatt« habe dazu aufgefordert, ihnen kleine Aufmerksamkeiten zu schicken, und dies hätte es zur Zeit der Briefbomben gemacht. – Schon wieder gefälscht: es war fast ein Jahr vorher, bevor die erste Serie von Briefbomben aufgetaucht ist, deren Absender sie sofort in unseren Kreisen vermuten wollten, die aber eher bei ihnen zuhause sind.

Gern markieren sie den starken Mann, gewöhnlich per Maulfurz, der mächtig stinkt. Als Burschenschaftler singen sie oft von Ehre, als »Dr.« haben sie auf die Wahrheit »spondeo« gesagt. Gewohnheitsmäßige Lüge stellt aber unweigerlich eine Ehrlosigkeit her, so daß sie für anständige Leute längst satisfaktionsunfähig geworden sind. Gerade als Gottesgeißelchen sind sie mir noch recht, um die faktischen Amtshandlungen der Polizei zu bestrafen, die diese noch immer verfassungswidrigerweise gegen Asyl- und AufenthaltswerberInnen begeht. Mein Etzelchen, will ich sie gern noch ein bißchen fauchen und kratzen lassen, bis die Menschenrechte in Österreich endlich nicht mehr bloß beschrieben sind, sondern gelten.

Damit es nicht bloß bei leeren Worten bleibt wie bei ihnen, folge ich hiermit der bekannten Anregung – indem ich sie anschreibe, wie es ihnen gebührt: so buchstäblich klein, wie sie wirklich sind – und sende ihnen eine kleine, erfreuende Aufmerksamkeit:

Auf zartrosa Seidenpapier eigenhändig und zierlich mit Tinte kalligraphiert, schicke ich ihnen beiliegend einen Gutschein auf die gesündesten Waschen der freien Welt, ohne die Stückzahl vorweg bereits zu beschränken; mit jederzeitiger Einlösbarkeit.

Wien, 7. Mai 1995

Gerhard Oberschlick

USA verschifft, dort deponiert. Überall zugleich werden die Nazi nicht zuschlagen, und die Amis, selbst wenn die dort *ihre* Art von Faschismus einmal politisch so richtig ausleben – auf die Literatur der Emigranten, die vor den Nazi nach USA geflohen waren, werden sie's nicht abgesehen haben, sie zu vernichten.

Damit kommen wir noch einmal zum

Problem Gewalt

Umgekehrt, und im selben Sinn auch: Wir stehen vor dem Problem, daß wir einen wahrhaft lebensgefährlichen Nazi in unserem Lande als Parteichef, nein: einer Bewegung, »movement« heißt das heute wohl, haben, der z.B. die Definitionsmacht, die unumschränkte Definitionsmacht in seiner Partei, also daß ihm da niemand darwiderreden und ihn niemand kritisieren darf, sich erwarb, indem er einen Anschlag auf sein Leben phantasiert und erlorgen hat.

Der Anschlag hätte darin bestanden, daß jemand einen Zuckerstreuer dieser Art [Requisit 1], also eigentlich einen Portionierer aus Glas, auf ein Podium geschmissen hat. Dort stand die Heide Schmidt und hat geredet, als Präsidentschaftskandidatin. Der Haider war etwa sechs Meter entfernt und entweder im Begriff, auf die Schmidt zuzugehen, oder saß zu diesem Zeitpunkt noch. Und in Klagenfurt hat er gesagt, jetzt hat jemand »so etwas wie eine Zuckerdose« [Requisit 2] auf uns geworfen. –

Also, ich weiß nicht, wie man *das* mit einer Zuckerdose wechselt, aber eine Zuckerdose ist so schön undurchsichtig. Da kann auch was drinnen sein, was man nicht sieht. Beim gläsernen Zuckerstreuer kann man durchschauen, das geht bei »sowas wie einer Zuckerdose« nicht. Ich hab' mit dem Mann geredet, der das Ding geschmissen hat. Der ist auch verurteilt worden. Aber nicht wegen eines Sprengstoffanschlags.

In Klagenfurt also, am Landesparteitag '92, sagte Haider fast wörtlich: »Da hat jemand so etwas wie eine Zuckerdose auf uns geschmissen, geworfen, nach uns geworfen. Und jetzt sagt mir die Staatspolizei, da war Sprengstoff drin. Und eine Zündschnur. Und das hat nur deshalb nicht gezündet, weil die Zündschnur nicht gut angezündet war und durch die Entfernung des Wurfs wieder erloschen ist. Stellt euch vor, wenn die Heide Schmidt oder ich damals beschädigt worden oder ums Leben gekommen wären durch eine Bombe, durch einen Sprengstoffanschlag. Stellt euch vor, was das bedeutet hätte! *Da werdet ihr verstehen, daß ich es nicht mehr dulden kann, daß unfaire Kritik in den eigenen Reihen oder aus den eigenen Reihen in der Öffentlichkeit an mir geübt wird.*« –

Von da an war die Partei kusch und er wird nicht mehr kritisiert. Und wer es trotzdem tut, fliegt. Und da sind alle wie ein Mann geschlossen dahinter. So hat er das gemacht.

Er hat also innerparteilich diesen erlogenen Sprengstoffanschlag dazu benutzt, was dem Hitler sein Putsch war, wo die Kugeln pfffen beim Marsch auf die Feldherrnhalle: wo rund um ihn die Getreuen starben und einer sich über ihn warf und ihn deckte, und wo H. durch die wundersame Hand des Schicksals vor dem Heldentod gerettet worden ist. So ward von der Vorsehung im Zusammenwirken mit der Linzer Luftverschmutzung dieser *andere* H. gerettet. Von dort an sind sie von dem, was solche Leute statt Gott phantasmagorieren, sichtbarlich auserlesen.

Das hat er auch gleich zu einer der beliebten politischen Diffamierungen, für die er so berühmt ist, genützt: Linkes Gesindel, hat er gesagt, von der Gewerkschaft bezahlt. Linke zu diffamieren, zu Attentätern zu erklären, Straftäter aus uns zu machen, ist seine Meisterschaft, wofür die Gesellen von der Mainstream-Presse ihn besonders schätzen. Damals hat die Diffamierung weniger gegriffen als jetzt – darin besteht der demokratische Fortschritt. Es war nur deswegen keine Verleumdung: Eine Verleumdung setzt voraus, daß sie den oder die Verleumdete einer strafrechtlichen Verfolgung aussetzt. Das war nicht der Fall. Denn die strafrechtliche Verfolgung hat zwar stattgefunden, aber wegen einer Körpergefährdung ohne tatsächliche Körperverletzung. Also *dolus eventualis*. Ich möcht' auch nicht so ein Ding auf den Schädel kriegen, ist schon klar: ungefährlich war die Situation, vor allem für Heide Schmidt, ja nicht.

Aber er hat einen Sprengstoffanschlag gebraucht. Weil Sprengstoffanschläge sind das, was in der rechten Szene gang und gäbe ist; auch schon früher. Auch in der ersten Republik haben die Nazi Papierböllern und andere Höllenmaschinen herumgeworfen, explosive Pakete und Briefe verschickt. Anschläge, wenn man sich die damaligen Zeitungen anschaut, um damit das politische Gefüge durcheinanderzubringen, sind eine beliebte Nazimanier. Will nicht sagen, daß anderen sowas nicht einfällt, aber Anarchisten sind eher dafür bekannt, daß sie mit obsessiver Vorliebe nichts lieber tun, als aus den sechsten Stockwerken von Polizeipräsidien zu springen; nicht dafür, daß sie wirklich Anschläge machen. Damit wurden sie in der Geschichte gewöhnlich diffamiert. Aber es hat auch das gegeben. Natürlich sind so Anschläge wie der auf den Strommast politisch aberwitzig.

Anders hat ja auch in seiner Serie, wo er von Töten redete, unter anderem die Frage gestellt: »Reicht das Töten toter Dinge?« Soll man/frau also z.B. einen Bauzaun erwürgen? Oder reicht es, andernfalls, Händchen zu halten oder Kerzlein zu tragen? Zweimal Nein, hat er gesagt.

Und ich laß' uns jetzt, nämlich auch mich, vor der Fragestellung, wie wir's mit dem Fehler unsrer Tugend, auf den uns Anders aufmerksam macht, halten wollen, fast allein. Ich weiß nur, daß die Nazi es anders machen, nämlich so, wie das Gedicht es beschreibt. Denn für Nazi, für Rassisten – daß Rassisten Leut' umbringen, ist deshalb normal, weil Rassisten ja finden, daß richtige Menschen nur die sind, die der richtigen Rasse angehören. Das liegt aber in der Geschichte unseres Kontinents ganz früh drinnen: Solche Rassisten waren die alten Griechen mit ihrer edlen Einfalt und stillen Größe, schon indem sie von »Barbaren« sprachen.

Barbaren waren einfach, die nicht richtig Deutsch, also nicht richtig Griechisch sprachen, nur »Bar-bar-bar« sagten und deshalb keine rechten Menschen sein konnten. Sondern richtige Menschen waren nur die edlen Hellenen; die sich auf'führten haben als wüste Säuer, Schläger, Räuber, Mörder, Vergewaltiger. Die ganze Mythologie des olympischen Gesindels ist das Spiegelbild der Gesellschaften des klassischen Altertums. Und natürlich waren sie Krieger. Die Geschichte ist voll von solchen Ameisenkämpfen und es ging nie um was, als um ein paar Brocken Erde und Dreck – also Gold, Macht, Vorherrschaft, Ansehen, Würde und solchen Scheißdreck. Auch um Kunst, vielleicht, und um Religion. Also um alle Sachen, die den Menschen zum Knien bringen und entmündigen wollen, immer noch. Deshalb auch hat Anders sich nicht Kulturkritiker nennen lassen, sondern Barbareikritiker, was eine gewisse Inkonsistenz war. Denn es geht in Wahrheit nicht um die Differenz von Barbarei und Kultur.

Die sich Kultur dünken, sind nicht Barbaren, sondern die Barbaren sind's ja gleichfalls nicht; außer in den Augen derer, die Kultur zu sein, sich einbilden. In Wahrheit handelt es sich um einen Zusammenhang der Bestialität und um die Zähmung der Tierheit, das heißt um Zivilisation. Ich empfehle diesen wunderschönen Artikel von Bazon Brock im »Spiegel«¹³ dieser soeben ablaufenden Woche; der hier eine Differenzierung vornimmt, die ich dem »Spiegel« nach all den Schweinereien mit Botho Strauß nicht mehr zugetraut hatte, daß er's überhaupt bringt. Aber Bazon Brock ist halt ein hervorragender Name, auf den man nicht so ohne weiteres verzichten kann.

Sehr gerne hätte ich noch an einer kleinen Stelle gezeigt, aber darauf verzichte ich jetzt, weil sonst überziehe ich zuviel:

Wie Anders das Problem der Rechtsphilosophie, also der Verrechtlichung menschlicher Verhältnisse in einem Gegensatz zu allem, was uns aus der linken Tradition bekannt ist, aus der Kritik der Rechtsphilosophie, aus der Kritik der Klassenjustiz und dergleichen mehr, geläufig ist – wie er aus einer interessanten, etwas verqueren, also (wie er's so gern gemacht hat, unangenehm wie er war) quer zu üblichen Interpretationen liegenden Erwähnung von Nietzsche zu einem rudimentären Begriff von Recht kommt, das ein Allgemeines ist. Ohne das hochtrabende Wort von den Menschenrechten überhaupt in den Mund zu nehmen, konstituiert er dort einen rudimentären Begriff von Menschenrechten und sagt: das ist der Punkt, da müssen wir kämpfen. Und das ist Philosophie, sagt er dort, nicht mit diesen Worten.

Jetzt hätte ich beinahe doch noch interpretiert, lest es lieber selber.¹⁴ – Dankeschön.

Nach kurzer Pause

Auf dem Tonband sind nur diejenigen Wortmeldungen aus dem Publikum verständlich, deren SprecherInnen sich nahe genug beim Podium befanden; die erste Frage bleibt unverständlich, weshalb das Transkript mit einer Antwort beginnt.

G.O: Es droht der Aufbau von Drohpotentialen, wechselseitig, und die UdSSR war halt vorher lusch, pleite dabei. Wobei die Inhabung des Drohpotentials in Form von Atombomben bereits die Benutzung derselben war, das heißt der Zwang mitzuziehen, wenn die Spirale sich weiter dreht und keine Methode gefunden wird, diese Spirale zu kappen. Und die Methode, diese Spirale zu kappen, haben die USA in der Tat nicht zugelassen; gerade in der Ära Reagan, wo von der *decapitation* geschwärmt worden ist, von der Führbarkeit des Atomkriegs, die SDI als zusätzliches Drohpotential aufgebaut wurde und damit die finanziellen Mittel der Sowjetunion keinesfalls mehr reichen konnten, und sie trotzdem versucht hat gleichzuziehen. Also das war Krieg, hätte Anders gesagt, nämlich die Benützung der Bombe, die keine Waffe ist, als Atombombe, nämlich als Terrorinstrument. Das heißt, die Führung eines Atomkriegs, ohne Bomben zu schmeißen und schmeißen zu müssen. Also die UdSSR, sage ich damit, die UdSSR ist nicht dadurch zugrunde gegangen, jedenfalls nicht allein dadurch, daß Satellitenfernsehen Konsumgüter gezeigt hat, sondern sie ist zugrunde gegangen durch Terror. Terror von außen, allerdings.

Konrad Paul Liessmann: Ich glaub', daß der Begriff Terror hier nicht richtig ist. Weil das eben eine Rüstungsspirale war, die beide wollten. Sie haben beide bei vollem Bewußtsein mitgemacht.

G.O: Zwei Terroristen.

K.P.L: Zwei Terroristen, ja, der Schwächere verliert halt. Das ist immer so. Ich mein', es hätte auch umgekehrt sein können; es hätte auch sein können, daß das planwirtschaftliche Wirtschaftssystem derart erfolgreich ist, daß die UdSSR ihre Rüstungsspirale anziehen hätte können und die USA – vielleicht blockiert durch Friedensbewegung, durch den Vietnamkrieg, durch eine Wirtschaftskrise, die immer wieder vorausgesagt worden ist von linken Theoretikern – nicht imstande gewesen wäre, diese Programme auch nur im Ansatz zu finanzieren. Da wär' es anders gelaufen und hätte niemand etwas dabei gefunden. Keiner hätte von Terror gesprochen, zumindest nicht vonseiten der Linken. Sondern es wäre eine Wunschvorstellung gewesen. Das Problem war halt, daß sie offensichtlich nicht imstande war, auf der einen Seite Hochrüstungspotential zu finanzieren und gleichzeitig Minimalformen einer Konsumgüterindustrie am Leben, am Laufen zu halten. Und das jetzt sozusagen auf das alte Spiel zu bringen: hier hat sozusagen eine böartige Macht eine gutartige Macht zu Tode gerüstet – das scheint mir ein bißerl zu einfach zu sein.

G.O: Das habe ich nicht gesagt. Von einer gutartigen Macht habe ich nicht geredet.

K.P.L: Wenn man sagt: wechselseitiger Terror, dann ist es okay. Das Fatale ist ja, daß diese Waffensysteme eine Logik haben. Sobald dieser Rüstungswettlauf einmal gelaufen ist, war ja dieser Logik nicht zu entkommen bis zu einem Zeitpunkt, wo ein r eben schlapp macht.

G.O: Wir sind der Logik auch nicht entkommen, sondern sie hat sich nur umgedreht. Jetzt geht halt die Logik nicht mehr: Rüstungsspirale nach oben, das heißt: die Beiden; sondern jetzt sind die legitimen Tötungsziele, wie Anders sie sieht, halt viel mehr, nein, viel breiter geworden. Nicht mehr nur in den militärisch-industriellen Komplexen inklusive Finanzkapital der beiden, nicht mehr auf diese Länder beschränkt.

N.N. (Fragerin aus dem Publikum): Mich interessiert, wieso das Gefühl der innenpolitischen Ausweglosigkeit aufkommt, auch bei den vielen Leuten im Parlament. Auch bei der Presse.

G.O: Ach so, naja, ein Beispiel: Der Heinz Fischer hat den Gerichtsakt in der Attentat-Sache aus dem Justizministerium sich

kommen lassen. Dann hat er sorgfältig ein Papier gemacht und es an die Klubs verschickt, damit sie's wissen sollen: Der Zuckerportionierer war aus Glas und gefüllt mit nichts als Luft in der Temperatur der Umgebung. Das heißt, er hat den Nazi das Propaganda-Instrument nicht zerschlagen, sondern das Instrument der Gegenpropaganda nur vorgelegt und nix propagandistisch verwendet. – Ist ein [REDACTED], nicht, ein unpolitischer Mensch. Das ist überhaupt das Problem der ganzen Partie, daß die einfach unpolitisch sind. Die Nazi wissen, was sie wollen, und die restliche politische Oberschicht weiß überhaupt nicht, was sie noch wollen soll, was sie noch wollen kann. – Zugespitzt; einige wissen's schon.

Marie Thérèse Kerschbaumer: Bitte Entschuldigung, es ist zwar langweilig schon, aber wieso weiß das mit dem Zuckerportionierer niemand, warum wird das nicht publiziert?

G.O: Die G'schicht ist samt Wortlaut der Klagenfurter Haider-Unwahrheit publiziert – in einem Heft des FORVM, Juli 1992.

M.T.K: Nein, ich red' jetzt nicht davon, sondern jetzt, die Parlamentarierin, die sich doch entschuldigt hat, »das wäre eine Möglichkeit«.

G.O: Ich weiß nicht, wofür sie sich entschuldigt hat; sie hat auch dazugesagt, sie weiß zwar nicht wofür, aber sie entschuldigt sich halt. Ich sag' ja, das sind einfach unpolitische Menschen.

M.T.K: Es gibt doch Mitschreiber im Parlament, ein Stenogramm.

G.O: Ja, und?

M.T.K: Wieso ist man nicht genauer mit der Sprache?

G.O: Es ist keine Frage der Sprache.

M.T.K: Entschuldige ...

G.O: Es ist eine Frage der – es steht ja eh' im Protokoll, nur das wurde nicht g'scheit benutzt. Sie sind nicht politisch geschickt, sie sind [REDACTED], sie sind zu [REDACTED], sie können nicht ... – sie sagen natürlich auch nur das, was ihnen einfällt, und da es ihnen nicht besser einfällt, kommt's so schwach raus.

Vor vierzehn Tagen, also in der letzten Parlamentswoche vor Ostern, haben die Freiheitlichen das Parlament mit einer Serie von Anfragen eingedeckt, und sowohl Heide Schmidt als auch Madeleine Petrovic haben hinterher, fast gleichlautend, erzählt:

Es war entsetzlich, es war grauenhaft. Sie sind alle überrollt worden von einer Welle der Gemeinheit. Es hat sich hauptsächlich bezogen auf Justizfragen, Strafrecht, hauptsächlich in Zusammenhängen wie der Ermordung einer Gefängnis-Sozialarbeiterin durch einen Gefangenen, und es war so grauslich. Sie sind nur nicht so weit gegangen, daß sie ausdrücklich die Todesstrafe verlangt hätten. Aber es war alles so in diese Richtung. Und man konnte mit denen nicht reden. Die haben ihre Sachen vorgetragen: Ihr seid für die Täter, wir sind für die Opfer, ihr seid für die Täter, wir sind für die Opfer. Und sowohl Petrovic als auch die Schmidt, mit denen ich darüber geredet habe, hatten jede für sich diesen Eindruck. Mit fast jedem Einzelnen, außerhalb des Parlaments oder des Plenums, im Espresso, da kann man reden, kann man sich unterhalten, kann Meinungen und Argumente austauschen. Dort im Plenum sind sie plötzlich eine Wand. Sind sie plötzlich eine Feuerwalze. Da sind sie plötzlich keinem Argument mehr zugänglich. Was immer man ihnen sagt, sie sagen nur ihres. Und zwar immer dasselbe mit anderen Worten. Sehr geschickt, sehr eindrucksvoll. –

Das sind nicht mehr Leut', mit denen man diskutieren kann, sag' ich darauf. Da müßt Ihr eben Euch hinstellen und müßt Ihr euch ausdenken, was habt Ihr dem entgegenzusetzen. Und zwar nicht, um die zu überzeugen. Das wollen die nicht. Die hören Euch nicht einmal zu. Die sind nicht überzeugungswillig und daher nicht überzeugbar, nicht überzeugungsfähig. Ihr müßt das so sagen, daß jedeR, der/die zuhört, jedeR außenstehende Dritte, die Öffentlichkeit, sieht: Ich hab' die Wahl – wer ist mir glaubwürdiger? So wie Ihr das macht, habe ich den beiden Frauen gesagt, trennt; so wie ihr das macht, wie ich hör', daß Ihr das macht, wie Ihr's erzählt, seid Ihr nicht glaubwürdig dort. Wer dort zuhört, sieht: Die sind stärker. Stärker in der Durchsetzung. Und in einem autoritär vorgeprägten Land wie diesem ist der Stärkere der Gewinner, denn der macht den besseren Eindruck. Bei uns ist das so, das ist leider ein Nationalcharakter, den wir haben.

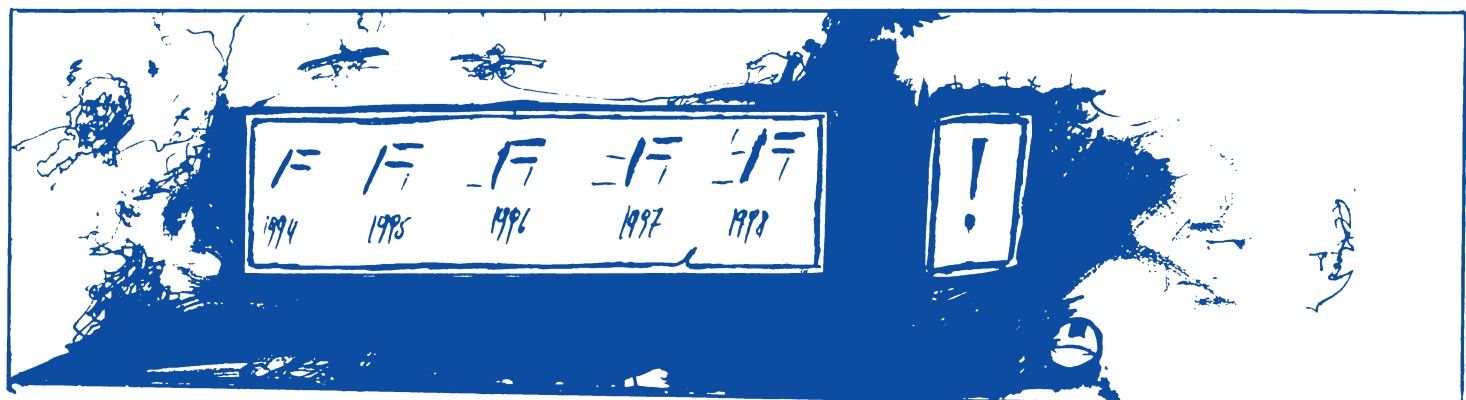


14:13

Sie hatten ein Problem. Volle vier Wochen verstellte der Baucontainer die Aussicht auf die andere Straßenseite und zwei Wochen war er ungenutzt. Dann hat's ihnen gereicht. Anruf beim Bürgerdienst im Bezirk. Und der hat den Abtransport des Containers veranlaßt. Sie erreichen den Bürgerdienst in den regionalen Büros in jedem Wiener Gemeindebezirk, von Montag bis Freitag, 7:30 bis 15:30 Uhr, Donnerstags bis 18:00 Uhr. Bei vielen Problemen kann sofort und unbürokratisch geholfen werden. Ob bei Verkehrsproblemen, Müllbeseitigung, Baustellen oder anderen Ärgernissen - der Bürgerdienst wird für Sie aktiv. Als Service der MA 55. Einsatz zählt. Für Wien. Und für die Menschen in Wien. Tag für Tag.

MA 55 BÜRGERDIENST

Service für eine großartige Stadt.



LIEBE MARK! VIEL ERFOLG UND WENIG KLAGEN WÜNSCH' ICH DIR..... KEINE GEDANKEN
BLEIBEN DARAN [EMIE] KLEBEN, DIE NUR INKURIE, BEI GEFÜHREIT ("ALALONG") MEHR !